

Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Band 144 für das Jahr 2007
Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Thurgau

André Salathé, Nathalie Kolb Beck (Hrsg.)

Hofbetrieb

Leben und Arbeiten auf den Thurgauer Landwirtschaftsbetrieben Bleihof, Wittershausen und Schloss Gündelhart im Wandel der Zeit

Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau

Buchumschlag von Urs Stuber, unter Verwendung eines Ausschnitts aus
Abbildung 9, Seite 69

Redaktion: Nathalie Kolb Beck

Druck: dfmedia, Frauenfeld

© 2010, Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau, Frauenfeld

ISBN 978-3-9522896-4-7

Der Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau dankt
für grosszügige Unterstützung:

- Kanton Thurgau
- Peter Schüepp, Weingarten

Inhaltsverzeichnis

- 7 **Vorwort**
- 9 Peter Moser, Juri Auderset
 **Von den Hofchroniken zu Archiv-
 Netzwerken als Grundlage moderner
 Betriebsgeschichten**
- 27 Thomas Holenstein
 **Der Bleihof (Güttingen) – Eine Chronik
 zum Jubiläum 100 Jahre Rutishauser auf
 dem Bleihof 1894–1994**
- 117 Louis Hürlimann
 Wittershausen
- 185 Andreas Nef
 **«Vom Laufberuf zum Sitzberuf»:
 Die Technisierung des Gutsbetriebs
 «Schloss Gündelhart»**
- 284 **Abbildungsverzeichnis**
- 287 **Abkürzungsverzeichnis**
- 288 **Autoren**

Vorwort

Die Geschichte ist nur selten heroisch, sondern zu meist ziemlich prosaisch – auch die Geschichte dieses Buches mit Arbeiten von Thomas Holenstein, Louis Hürlimann und Andreas Nef über die drei Thurgauer Höfe und Landwirtschaftsbetriebe Bleihof (Güttingen), Wittershausen und Schloss Gündelhart sowie einer Einleitung zu Geschichte und Methodik der Hof- und Betriebsgeschichtsschreibung. Er erwuchs nicht aus einer wissenschaftlichen Tagung zum Thema (die man sich für den Landwirtschaftskanton Thurgau durchaus vorstellen könnte), sondern verdankt sich schlicht der Reorganisation der Präsenzbibliothek im Staatsarchiv. Da fielen uns nämlich die Typoskripte der drei Arbeiten in die Hände und lösten Respekt, aber auch das Bedauern aus, sie nicht einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht zu wissen. Dass ausgewiesene Fachleute solche Untersuchungen anstellen, die dann nicht publiziert, sondern irgendwo in einem privaten Schrank oder in einem oder zwei zwar öffentlichen, gleichwohl aber nicht von jedermann frequentierten Instituten vor sich hindämmern – dies kann man sich in einem Nicht-Universitätskanton wie dem Thurgau doch gerade nicht leisten.

Was lag deshalb näher, als die drei Autoren zu bitten, einem Druck zuzustimmen – was sie sofort taten – und ihre Arbeiten, die teils bereits vor längerer Zeit entstanden waren, durchzusehen und zu ergänzen – welcher Mühsal sie sich ebenfalls bereitwillig unterzogen. Dafür gebührt ihnen unser herzlicher Dank. Danken dürfen wir auch dem Autorenteam Peter Moser/Juri Auderset, welches die drei Arbeiten aufmerksam studiert und davon ausgehend eine Einleitung verfasst hat, die den wissenschaftlichen Wert von Hof- und Betriebsgeschichten wie den hier publizierten würdigt sowie Perspektiven aufzeigt, in welche Richtung sich das Genre weiterentwickeln könnte und sollte.

So bleibt denn zu hoffen, dass die vielen Anregungen, die in diesem Band in theoretischer und praktischer Form gegeben werden, auf fruchtbaren Boden fallen und dass neuer Betrieb in die Erforschung der Thurgauer Höfe – bestehenden wie aufgegebenen – kommt.

Frauenfeld, 15. August 2010

Nathalie Kolb Beck
André Salathé

Von den Hofchroniken zu Archiv-Netzwerken als Grundlage moderner Betriebsgeschichten

Im vorliegenden Band 144 der Thurgauischen Beiträge zur Geschichte werden drei Texte publiziert, in deren Zentrum jeweils ein Hof oder eine Hofgruppe aus dem Kanton Thurgau mitsamt einem Teil ihrer Bewirtschafter und Bewirtschafterinnen steht. Zeitlich reicht die Verteilung vom ausgehenden Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit.

Thomas Holenstein greift in seinem Beitrag zeitlich weit ins frühe Mittelalter zurück und lässt die dominanten Entwicklungspfade des Landwirtschaftsbetriebs Bleihof oberhalb von Güttingen bis in unsere jüngste Vergangenheit Revue passieren. Doch nicht nur eine Aufzählung von Daten und Fakten ist das Resultat dieser *tour d'horizon*. Die Chronik gewährt auch Einblicke in die sozialen, wirtschaftlichen, ökologischen und kulturellen Bedingungen, unter welchen die Menschen lebten und diesen Hof bewirtschafteten. Während das Quellenmaterial für das Mittelalter und die frühe Neuzeit nur bruchstückhaft vorhanden ist und eher die makrogeschichtlichen Prozesse des feudalen Lehenswesens, der konfessionellen Spannungen und der allgemeinen landwirtschaftlichen Produktion in den Vordergrund rücken, erlauben schon die Ausführungen zum 18. und 19., dann aber vor allem diejenigen zum 20. Jahrhundert detaillierte Einblicke in den bäuerlichen Alltag eines ostschweizerischen Landwirtschaftsbetriebs.

Im 20. Jahrhundert ist die Geschichte des Bleihofs eng mit der Familiengeschichte der Rutishausers verknüpft, die seit 1894 Eigentümer und Bewirtschafter des Betriebs sind, so dass die Geschichte des Bleihofs nahtlos in die Familiengeschichte integriert werden kann. Von der schulischen und beruflichen Ausbildung einzelner Familienmitglieder über den Einsatz von Tieren und Maschinen auf dem Betrieb bis hin zu den alltäglichen Arbeiten und Vergnügungen wie dem Waschen und Essen berichtet der Autor ebenso detailreich wie von der religiösen Alltagskultur, die das Leben auf dem Hof unablässig begleitete.

Louis Hürlimann beschäftigt sich im zweiten Beitrag mit der Geschichte des Weilers Wittershausen bei Aadorf. Seltene historische Hofdokumente in Familienbesitz und eine relativ gute Quellenlage zur Vergangenheit der gesamten bäuerlichen Siedlung waren ihm Anlass, um durch weitere Nachforschungen eine Art Chronik von Wittershausen zusammenzustellen, in der neben den grösseren wirtschaftshistorischen Entwicklungslinien des Weilers auch familien-, konfessions- und kartografiegeschichtliche Zusammenhänge zur Sprache kommen. Der weitgehend chronologisch angelegten Darstellung des Weilers, die von frühmittelalterlichen Zeugnissen über die erste urkundliche Erwähnung im Jahre 894 bis hin zu den markanten rechtlichen und betriebswirtschaftlichen Veränderungen im 19. und 20. Jahrhundert reicht, schiebt der Autor einzelne Themenbereiche ein, die dem Weiler in der jeweiligen Epoche ihren Stempel aufdrückten: so die Zeit unter dem Frauenkloster Tänikon bis zur Auflösung des Lehenrechtssystems, die allmähliche Ablösung der Dreifelderwirtschaft, der Aufschwung der Milchwirtschaft, die verkehrstechnischen und raumplanerischen Veränderungen, die Konflikte um die kirchliche Zugehörigkeit sowie die für den Weiler prägenden Persönlichkeiten und Familien. Zudem erlauben die überlieferten Hofchroniken des Weilers einen zuweilen detaillierten Überblick über die Gebäude des Weilers, die baulichen Massnahmen, die daran vorgenommen wurden, und über die wichtigsten Anschaffungen, die unter anderem die Mechanisierung der landwirtschaftlichen Arbeiten dokumentieren.

Einen ganz anderen Zugang wählt *Andreas Nef* in seiner Lizentiatsarbeit «Vom Laufberuf zum Sitzberuf» am Beispiel des Gutsbetriebs Schloss Gündelhart. Er geht der Frage nach, wie der Einsatz von technischen Hilfsmitteln und die Verbreitung von agrartechnischem Wissen die bäuerliche Arbeitspraxis im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts grundlegend veränderten. Die Kombination von technick-

und agrargeschichtlichen Forschungsperspektiven erlaubt es dem Autor, sein Fallbeispiel ansatzweise in den grösseren Entwicklungslinien der gegenwärtigen Historiografie zur Agrargeschichte in der Schweiz zu verorten und zugleich die spezifische technische Ausrüstung des Betriebs Gündelhart zu rekonstruieren. Dessen Leiter, Louis Engeler, stand als Absolvent der Landwirtschaftlichen Abteilung des Eidgenössischen Polytechnikums in Zürich gewissermassen selbst an der Schnittstelle zwischen Technik und Landwirtschaft. Dementsprechend eng verknüpft Nef die Biografie von Engeler mit dem Prozess der Technisierung des Betriebs. Vier auf Gündelhart eingesetzte Maschinen und Geräte dienen dem Autor als strukturbildende Themenbereiche, in welchen er technische und sozioökonomische Aspekte verknüpft: Am Beispiel der Mähmaschine wird die sich langsam durchsetzende Mechanisierung dargestellt; die Einführung des Elektromotors macht deutlich, wie eine netzgebundene Energieform kollektives und koordiniertes Vorgehen notwendig machte; das Beispiel des Mistzettwagens demonstriert, wie wissenschaftliche Erkenntnisse der Bodenpflege und Düngung ihren Weg in den bäuerlichen Alltag fanden; und die Verbreitung des Traktors schliesslich verdeutlicht den zunehmenden Bedarf an motorischer Zugkraft und den damit einhergehenden Funktionswandel von Tieren und Menschen auf den Höfen. Nef beschränkt sich in seinen Ausführungen allerdings nicht einfach auf diese Wechselwirkungen zwischen technischen Innovationen und agrarwirtschaftlichen Nützlichkeitsbewertungen, sondern zeigt auch auf, wie die technischen Errungenschaften über diskursive Kanäle zum Thema gemacht wurden: In Zeitschriften, Ausstellungen, Messen und Vorträgen wurden Vor- und Nachteile der jeweiligen Maschinen sowie Chancen und Grenzen ihrer Anwendbarkeit ebenso diskutiert wie im direkten kommunikativen Austausch in Vereinen und Gesellschaften oder mit Behörden, anderen Betriebsleitern und Fabrikanten.

Chroniken im 18./19. Jahrhundert

Alle drei Arbeiten führen zum Themenfeld «*Hofchronik*» – allerdings auf ganz unterschiedliche Art und Weise. Strukturell und kompositorisch stehen die Arbeiten von Holenstein und Hürlimann weitgehend in der Tradition des in den 1940er-Jahren sich herausbildenden Genres der «*Hofchronik*». Das ist beim Text von Nef nur sehr bedingt der Fall. Dieser ist stärker analytisch angelegt und thematisiert am Beispiel eines einzelnen Betriebs auch Fragen, die heute Gegenstand der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung sind. In dieser Arbeit wird bereits das Potenzial sichtbar, das eine Weiterentwicklung des Genres *Hofchronik* in *Betriebsgeschichten* beinhaltet.

Weil in allen drei Texten die Bedingungen der Produktion und Aufbewahrung von Quellen und älteren Hofchroniken kaum thematisiert werden, sollen im Folgenden zuerst einige Überlegungen zur Vorgeschichte der *Hofchroniken*, also den Chroniken im 18. und 19. Jahrhundert, gemacht werden. Danach geht es um die Frage, wann und von wem, aus welchen Gründen und mit welchen Absichten die Produktion von *Hofchroniken* im 20. Jahrhundert angeregt und gefördert wurde. Anschliessend erfolgt eine Analyse dieses neuen Genres: Wie und aufgrund welcher Quellenlage wurden diese Texte verfasst? Welche narrativen Muster und welche literarischen Funktionen beinhalteten sie? Und: Wann wurden sie von wem veröffentlicht? Im dritten Teil schliesslich wird eine Strategie entworfen, wie unter heutigen Bedingungen das Potenzial der *Hofchroniken* durch ihre Weiterentwicklung in *Archiv-Netzwerke* und *Betriebsgeschichten* realisiert werden könnte.

Die Annäherung an ein historisches Phänomen beginnt oft bei den Repräsentationen, in denen dieses den Nachgeborenen entgegentritt. Interessiert man sich für die ländliche Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts, so gehören Chroniken als Konglomerat von Dokumenten und Texten der Selbstdoku-

mentation, Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung bäuerlichen Lebens und Arbeitens zu jenen Quellen, die durch die Geschichtsschreibung befragt, ausgewertet und interpretiert werden können. Spätestens seit den 1940er-Jahren sind die sogenannten *Hofchroniken* in der Regel mehr als «nur» Sammlungen von Dokumenten. Nicht selten handelt es sich bei diesen Unterlagen um narrativ geordnete und die Quellen einbettende Darstellungen in Wort und Bild, die nach vorgegebenen Mustern zusammengestellt worden sind. Paradoxerweise ist deshalb in diesen *Hofchroniken* die Quellenbasis der Darstellungen oft ausgesprochen schwierig zu rekonstruieren.

Das Aufzeichnen von als bedeutend eingestuftem Ereignissen, von Anschaffungen und der Abwicklung von Geschäften sowie das Aufbewahren und Sammeln von Familiendokumenten, Urkunden, Verträgen und Teil- und Kaufbriefen waren bereits im 19. Jahrhundert eine wichtige kulturelle Tätigkeit von Bauern und Bäuerinnen. Dabei stellte das Aufbewahren von Schriftstücken nicht nur eine Strategie zur rechtlichen Absicherung dar. Das Sammeln entstand in vielen Fällen auch aus einem historischen Bewusstsein, mitunter auch aus dem Bedürfnis, die eigene Erinnerung und Tätigkeit für die Nachkommen zu bewahren und nachvollziehbar zu machen. Allerdings wiesen diese Dokumentensammlungen in der Regel einen bruchstückhaften Charakter auf. Sie lagen teilweise in hofeigenen «Schriftentrögli»¹, in Spannschachteln² oder einfach «im Speicher».³ Manchmal wurde das Material auch in eigentlichen Hof- und Familienarchiven⁴ aufbewahrt (dasjenige der Familie Engeler in Gündelhart ist ein Beispiel dafür) oder in Familienchroniken⁵ und Notizheften zusammengefasst, zu denen besonders Sorge getragen wurde.⁶ Zuweilen war es auch «Brauch, dass die wichtigsten Ereignisse, die den Hof und seine Besitzerfamilie im Laufe der Jahrzehnte betroffen haben, auf leeren Blättern, die sich vorne in der Familienbibel fanden, aufgezeichnet wurden».⁷

Zu berücksichtigen ist zudem die mündliche Überlieferungskultur, die in allen ländlichen Gesellschaften eine zentrale Funktion ausübte. Oft durchliefen Informationen, die den Hof und ihre Bewirtschafter und Bewirtschafterinnen betrafen, die Geschichte, ohne darin schriftliche Spuren zu hinterlassen. Trotzdem wurden sie im kollektiven Gedächtnis des Hofes erhalten und in vielfach variierenden Versionen in mündlicher Form immer wieder neu erzählt, oft auch in Form von Anekdoten.⁸ Die gezielten Bestrebungen, diese Artefakte, die die Vergangenheit gewissermassen im jeweiligen Aggregatzustand bewahrten, in eine Erzählung zu bringen, setzten hingegen erst im 20. Jahrhundert ein.

Zum Überliefern von Quellen und Verfassen von Texten waren minimale Kenntnisse des Lesens und Schreibens eine unabdingbare Voraussetzung. Deshalb waren es lange Zeit auch vor allem Pfarrherren, die Chroniken verfassten. Weil damals ein wesentlicher Teil des Einkommens der Pfarrer mit den Pfrundgütern erwirtschaftet wurde, tauchten in diesen Chroniken auch viele landwirtschaftliche Themen auf, so beispielsweise in der Schangnauer Chronik von Pfarrer Samuel Engimann (1748–1820), in der

-
- 1 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Volkswirtschaftskammer Emmental, Bd. 2, Langnau i. E. 1974, S. 223.
 - 2 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Landwirtschaftsdirektion des Kantons Bern, Bd. 1, Bern 1948, S. 91.
 - 3 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Volkswirtschaftskammer Emmental, Bd. 3, Langnau i. E. 1979, S. 36.
 - 4 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Landwirtschaftsdirektion des Kantons Bern, Bd. 1, Bern 1948, S. 87; Bd. 2, Langnau i. E. 1974, S. 203; Bd. 3, Langnau i. E. 1979, S. 263.
 - 5 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Volkswirtschaftskammer Emmental, Bd. 3, Langnau i. E. 1979, S. 25.
 - 6 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Volkswirtschaftskammer Emmental, Bd. 3, Langnau i. E. 1979, S. 38, S. 78.
 - 7 Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift, 28.11.1947.
 - 8 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Landwirtschaftsdirektion des Kantons Bern, Bd. 1, Bern 1948, S. 31, S. 87; Bd. 3, Langnau i. E. 1979, S. 36.

bezeichnenderweise mehr über Düngungs- und Wässerungsversuche, über den Anbau neuer Grassorten oder die Probleme der Viehzucht, Milchwirtschaft und Zuckersiederei steht, als über seelsorgerische Bemühungen.⁹

Die im 19. Jahrhundert sichtbar werdende Tätigkeit der Produktion und Aufbewahrung von schriftlichen Dokumenten durch Bauern, Bäuerinnen und Dienstboten sowie deren Anordnung zu eigentlichen Sammlungen spiegeln deshalb auch einen Teil der Geschichte der Alphabetisierung der ländlichen Bevölkerung und steht somit in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der schweizerischen Bildungsgeschichte. Mit der Verdichtung privater Organisationen und staatlicher Institutionen im Verlaufe des 19. Jahrhunderts und den damit einhergehenden Prozessen der Bürokratisierung und Verrechtlichung nahm der Schriftverkehr zwischen den Behörden und den Bauern sowie in der ländlichen Bevölkerung selber zu. Die flächendeckende Verbreitung der Fähigkeiten zuerst zum Lesen, dann auch zum Schreiben auf dem Lande lässt sich deshalb auch als Form und Begleiterscheinung des Staatsbildungsprozesses und dessen nationalen Integrationsmechanismen verstehen. Die Alphabetisierung (und damit Quellenproduktion und Quellenaufbewahrung in Form von Chroniken) auf dem Land war sowohl eine Voraussetzung wie auch eine nicht intendierte Auswirkung der administrativen und bildungspolitischen Erfassung der Bürger durch den modernen Verwaltungsstaat. Die Verbreitung der Lese- und Schreibkultur in der ländlichen Gesellschaft war deshalb ein Teil jenes Modernisierungsprozesses, den man in Abwandlung eines Befundes zu den Verhältnissen in Frankreich auch als die Transformation von «Peasants into Swissmen» bezeichnen könnte.¹⁰

Hofchroniken als Genre im 20. Jahrhundert

Die Bestrebungen zur Schaffung relativ einheitlicher Hofchroniken durch kantonale und eidgenössische Behörden setzten allerdings erst im 20. Jahrhundert in der Zwischenkriegszeit ein. Zu einem eigentlichen Zentrum der Herstellung von Hofchroniken wurde der Kanton Bern, der mit dieser Förderung der «Bauernkultur» eine eigene «Tradition» konstruierte, die für die Zeit der Entstehung wohl ebenso typisch ist wie für die vorangehenden Perioden, die sie abbilden soll.¹¹ Hier entstanden zudem Ausstrahlungskräfte, die bis in die Ostschweiz wirkten. Die erste «offizielle» Hofchronik wurde 1940 von Christian Rubi, einem Lehrer aus der Stadt Bern, im Auftrag der Landwirtschaftsdirektion des Kantons Bern (LWD) verfasst und ein Jahr später in der *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde* unter dem Titel «Geschichte des Hofes Hertig im Untern Frittenbach» auch publiziert. Anlass zu dieser Arbeit von Christian Rubi, der dann 1943 Leiter der neugeschaffenen Stelle für ländliche Kultur innerhalb der LWD wurde, war ein Wettbewerb, mit dem die bernische Landwirtschaftsdirektion im Herbst 1940 die Schaffung von Hofchroniken anregen und fördern wollte. Unter dem Motto «Bauern, lernt die Geschichte eurer Höfe kennen!» rief die bernische LWD die Bauern und ihre Söhne und Töchter zur Schaffung von «Bauernhof-Chroniken» auf.¹² Gefragt waren Arbeiten über im Kanton Bern gelegene Bauernhöfe, die einen mög-

9 Vgl. Ramseyer, Rudolf J. (Hrsg.): Die Schangnauer Chronik von Pfarrer Samuel Engimann, Basel 1982.

10 Vgl. Weber, Eugen: Peasants into Frenchmen. The Modernization of Rural France 1880–1914, Stanford 1976.

11 Vgl. Hobsbawm, Eric: Introduction. Inventing Traditions, in: Eric Hobsbawm/Terence Ranger (Hrsg.): The Invention of Tradition, Cambridge 1983.

12 Der Aufruf ist auch abgedruckt in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 1941/1, S. 3.

lichst langen Zeitraum umfassten und sich auf die Nutzung des Landes, die baulichen Veränderungen der Gebäude, die Technik, die Wirtschaft sowie auf das kulturelle Leben und das Schicksal der Menschen bezogen. Zudem sollten die Ausführungen «wenn möglich mit Bildern und Zeichnungen veranschaulicht werden». «Gute Arbeiten» würden mit Prämien von 30 bis 150 Franken bedacht, hiess es in der Ausschreibung weiter. Die LWD behielt sich zudem ausdrücklich das Recht zur Publikation vor. Wer sich am Wettbewerb beteiligen wollte, musste sich anmelden. Mit Rubis Darstellung des Hofs Frittenbach erhielten alle Teilnehmenden dann als Wegleitung auch «ein Beispiel einer solchen Hofgeschichte» zugestellt.¹³

Bis in den Frühsommer 1941 trafen bei der LWD insgesamt 40 Arbeiten ein. Eine Expertenkommission, der u. a. Regierungsrat und Finanzdirektor Hugo Dürrenmatt als Präsident sowie Oskar Howald, Professor an der ETH Zürich und Direktor des Schweizerischen Bauernverbands, sowie Staatsarchivar Rudolf von Fischer als Mitglieder angehörten, zeichnete in der Folge gut ein Drittel der eingesandten Arbeiten mit einer Prämie aus. Nur anderthalb Jahre später, im Oktober 1942, kündigte Regierungsrat Stähli als Vorsteher der Landwirtschaftsdirektion vor der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft des Kantons Bern die Ausschreibung eines zweiten Hofchronik-Wettbewerbs an.¹⁴ Nach dem Einsendeschluss schrieb Stähli im Januar 1944 der Expertenkommission, dass der «zweite Wettbewerb für das Abfassen von Bauernhofchroniken» wiederum «ein erfreuliches Ergebnis gezeitigt» habe. Zwar sei die «Zahl der eingegangenen Arbeiten» nicht mehr so gross wie vor zwei Jahren gewesen, doch scheine die Qualität der acht eingereichten Arbeiten «mehrheitlich eine gute zu sein».¹⁵

Danach liess das Interesse der LWD an der Produktion von Hofchroniken merklich nach. Auch die ursprünglich in Aussicht genommene Publikation zu-

mindest eines Teils der eingereichten und prämierten Arbeiten kam vorderhand nicht zur Ausführung. Dafür stiess das Anliegen nun auch ausserhalb Berns auf fruchtbaren Boden. Die in Zürich erscheinende *Schweizerische landwirtschaftliche Zeitschrift* (Die Grüne) beispielsweise veröffentlichte im Januar 1943 eine *Sondernummer über Hofchronik*,¹⁶ in der auch «eine der besten Arbeiten» des ersten Wettbewerbs in Bern ausführlich vorgestellt wurde. Damit erhielt nun erstmals auch eine grössere Leserschaft Kenntnis davon, was eine von der bernischen Landwirtschaftsdirektion angeregte Hofchronik überhaupt in etwa beinhalten konnte. Präsentiert wurde in der *Grünen* die Darstellung des Emmentaler Hofs Oberspach bei Ranflüh, die vom Dorflehrer Max Frutiger zusammen mit den Besitzern, der Familie Habegger, verfasst worden war. In der gleichen Sondernummer veröffentlichte Redaktor Otto Sturzenegger auch zwei sogenannte *Betriebserfahrungen* von Alois Günthard aus dem zürcherischen Dällikon und Hermann Bühler-Wüthrich aus dem Kanton Aargau. Beide hatten schon vorher regelmässig für die *Grüne* geschrieben. In ihren *Betriebserfahrungen* thematisierten Günthard und Bühler Überlegungen und Ereignisse aus dem vorangehenden Jahr. Alois Günthard hatte schon seit dem Erwerb des Meliorationslandes 1922 in Dällikon, das er mit Hilfe der Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft (SVIL) urbarisiert und zu einem eigentlichen Musterbetrieb ausgebaut hatte, regelmässig Aufzeichnungen gemacht. Sturzenegger schrieb 1943 zu Recht, dass solche *Betriebserfahrungen*, einmal über

13 Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 1941/1, S. 3–4.

14 Volkswirtschaftliche Gesellschaft des Kantons Bern: Jahresbericht und Sitzungsberichte 1942/43, Bern 1943.

15 Brief Stähli an Expertenkommission vom 24.1.1944, Staatsarchiv Bern (StAB) DQ 546 14.

16 Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift, Nr. 3, 1943, S. 55–75.

mehrere Jahre gemacht, zu einer eigentlichen Betriebschronik anwachsen und damit zu «einer Fundgrube für Anregungen und Auskünfte» würden.¹⁷ Zehn Jahre später veröffentlichte Günthard seine über mehrere Jahrzehnte gemachten Aufzeichnungen dann auszugsweise als Sondernummer der *Grünen*.¹⁸

Im Kanton Bern wurde das nachlassende Interesse des LWD an den Hofchroniken durch die Initiative privater Kreise ersetzt. Schon Anfang 1944 veröffentlichte Hermann Daepf, ein Bauer aus Oppligen im Aaretal, im Ott Verlag in Thun eine Broschüre mit dem schlichten Titel «Hofchronik». Alt-Bundesrat Rudolf Minger, der nun die *Oekonomische und Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Bern (OGG)*¹⁹ präsidierte, schrieb ein Geleitwort dazu.²⁰ Neben dem Wiederabdruck einiger Beiträge aus dem Aufruf der LWD, der im Herbst 1940 auch im *Schweizer Bauer* sowie im *Emmentaler Blatt* veröffentlicht worden war, enthielt die «Werbeschrift zum Anlegen von Hofchroniken im Schweizerbauernhaus» auch einen Hinweis und Aufruf zur Benutzung einer acht Sammelmappen umfassenden Mustervorlage einer Hofchronik, die es in verschiedenen Ausstattungen zu unterschiedlichen Preisen im Ott Verlag in Thun zu kaufen gab. Dieses Modell eigne sich gerade auch für kleine und mittlere Betriebe, schrieb Daepf, hätte es doch «auch einen ausgesprochen praktischen Wert». Mit dieser Hofchronik werde ermöglicht, bei «jeder Gelegenheit alle wichtigen Papiere mit einem einzigen Griff bei der Hand zu haben und bei Abwesenheit das ganze Material mühelos an einem feuersicheren Ort aufzubewahren oder gar bei einem Brandunglück den wertvollen Schatz unter dem Arm aus dem Haus zu retten».²¹ Drei Jahre später wurde Daepfs Aufruf auszugsweise auch in der *Grünen* noch einmal veröffentlicht.²²

In der Werbeschrift von 1944 auch enthalten war ein Nachdruck der Reportage über den «Stampfihof» der Familie Daepf, die Radio Bern am 13. Dezember 1942 als Auftakt des Zyklus '«Bernische Hof-

geschichten» gesendet hatte. In dieser von Hans Rych gestalteten Hörfunkreihe wurden Höfe und die Arbeiten über sie vorgestellt, die im Rahmen des Wettbewerbs der LWD verfasst worden waren. Die enge Verbindung zwischen dem Rundfunk und der Verbreitung der Idee der Hofchroniken illustriert sich auch an der Person Paul Schenks, der zuerst als Leiter der Volkskundlichen Abteilung von Radio Bern, später auch als dessen Gesamtleiter amtierte und selber Chroniken über die Alpenossenschaft Lüdern sowie die Privatalp Rämismgummen schrieb.²³

Bereits vor dem Ott Verlag hatte das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement im Mai 1941 eine allgemeine Mustervorlage geschaffen, die die Führung einer Hofchronik erleichtern sollte und zugleich so standardisierte, dass die von den Behörden von den Teilnehmern des 1941 erstmals ausgeschriebenen «nationalen Wettbewerbs der landwirtschaftlichen Produktion» verlangten Angaben und Bestätigungen darin aufgenommen werden konnten. «Die

17 Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift, Nr. 3, 1943, S. 67.

18 Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift, 3.4.1953.

19 Zur OGG vgl. Stuber, Martin, Peter Moser, Gerendina Gerber-Visser und Christian Pfister unter Mitarbeit von Dominic Bütschi (Hrsg.): Kartoffeln, Klee und kluge Köpfe. Die Oekonomische und Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Bern OGG (1759–2009), Bern 2009.

20 Daepf, Hermann (Hrsg.): Hofchronik. Werbeschrift zum Anlegen von Hofchroniken im Schweizerbauernhaus, Thun 1944.

21 Daepf, Hermann (Hrsg.): Hofchronik. Werbeschrift zum Anlegen von Hofchroniken im Schweizerbauernhaus, Thun 1944, S. 13.

22 Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift, 28.11.1947; 19.12.1947.

23 Schenk, Paul: Lüdern-Chronik der Alpenossenschaft Lüdern in Sumiswald. Ein Beitrag zur Geschichte der Emmentalischen Alpwirtschaft (Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Beiheft VI), Bern 1957; Schenk, Paul: Rämismgummen – eine emmentalische Herrenalp (Sonderdruck aus dem Burgdorfer Jahrbuch 1986).

Führung des Betriebsbüchleins für landwirtschaftliche Heimwesen» war fakultativ, aber Betriebsleiter, die am Wettbewerb des EVD teilnehmen wollten, mussten das «Betriebsbüchlein ordnungsgemäss führen».²⁴ In diesem Betriebsbüchlein, das es in einer Ausgabe für kleine und einer für «grössere» Betriebe gab, die sich aber lediglich im Umfang, nicht jedoch im Inhalt unterschieden, galt es Angaben zu ganz unterschiedlichen Bereichen zu machen: so zur Geschichte des Hofes vor 1941, zur Familie des Betriebsleiters und der explizit erwähnten *Betriebsleiterin* sowie zu den familienfremden Arbeitskräften; weiter zu den Kulturen, dem Viehstand und den Betriebsleistungen im Bereich der Produktion und des Verkaufs. Dazu kamen «wichtige Ereignisse» nach 1941 und «Ehrenmeldungen» wie beispielsweise von den Behörden erhaltene Auszeichnungen, die jedoch von den «zuständigen Stellen», nicht von den Betriebsleitern einzutragen waren.²⁵

Im Vorwort schrieb Bundesrat Walter Stampfli, dass mit den Aufzeichnungen auch «die Anstrengungen und Leistungen des Bauern und der Bäuerin im Dienste der Nahrungsmittelversorgung» zuhanden «des heutigen und der kommenden Geschlechter [...] ehrend festgehalten werden» sollen. Gleichzeitig sah er darin aber auch «den Anfang einer eigentlichen Hofchronik», welche geeignet sei, die «inneren Beziehungen zwischen Hof und Familie zu vertiefen und eine echt bäuerliche Wirtschaftsgesinnung zu fördern».²⁶ Hier zeigte sich deutlich, dass das neue Genre *Hofchroniken* auch dazu dienen sollte, die immer umfassenderen staatlichen Zugriffe auf die bäuerlichen Betriebe durch eine zumindest rhetorische Betonung der Autonomie der Höfe und ihrer Besitzer zu relativieren, wenn nicht gar zu kompensieren.

Im Gegensatz zur raschen und weiten Verbreitung der Schaffung von Hofchroniken wurde die im Wettbewerb der bernischen LWD ebenfalls erwähnte Absicht zur Publikation lange Zeit nicht realisiert. Lag es daran, dass die eingesandten Arbeiten die Erwar-

tungen der Landwirtschaftsdirektion nicht erfüllten? Jedenfalls war kaum eine der Hofchroniken narrativ so ausführlich ausgefallen wie die von Rubi verfasste «Muster-Chronik». Nach deren Publikation in der *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde* 1941 vergingen sieben Jahre, bis die LWD im Haupt Verlag drei der insgesamt nun rund 50 bei der LWD eingereichten Hofchroniken veröffentlichte.²⁷ Und aus der 1948 mit der Bezeichnung *Band 1* auch gegen aussen kommunizierten Absicht zur Fortsetzung der Publikation wurde nichts mehr. Erst nach einem «Unterbruch von einem Menschenalter»²⁸ griff die Kulturkommission der Volkswirtschaftskammer Emmental Anfang der 1970er-Jahre die Frage der Publikation der Anfang der 1940er-Jahre prämierten Hofchroniken wieder auf und veröffentlichte 1974 in einer als *Berner Bauernhofchroniken, Band 2* titulierten Publikation vier weitere der Anfang der 1940er-Jahre prämierten Arbeiten.²⁹ Weil der Band «viel Anerkennung und viele Käufer gefunden» hatte, entschloss sich die Volkswirtschaftskammer, 1979 noch einen weiteren Band mit Chroniken aus dem Emmental herauszugeben.³⁰ Damit war Ende der 1970er-Jahre nun rund die Hälfte der Anfang der 1940er-Jahre von der LWD ausgezeichneten Hofchroniken der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden; wobei, von zwei Ausnahmen abgesehen, alle veröffentlichten Darstellungen aus dem Emmental stammten.

24 Mein Hof – Meine Heimat. Betriebsbüchlein 1941.

25 Mein Hof – Meine Heimat. Betriebsbüchlein 1941.

26 Mein Hof – Meine Heimat. Betriebsbüchlein 1941, S.2.

27 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Landwirtschaftsdirektion des Kantons Bern, Bd. 1, Bern 1948.

28 So Alfred G. Roth in: Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Volkswirtschaftskammer Emmental, Bd. 2, Langnau i. E. 1974, S. 9.

29 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Volkswirtschaftskammer Emmental, Bd. 2, Langnau i. E. 1974.

30 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Volkswirtschaftskammer Emmental, Bd. 3, Langnau i. E. 1979.

Anlässlich der Publikation des ersten Bandes der Hofchroniken 1948 formulierte Regierungsrat Stähli die Hoffnung, dass «diese Sammlung die Hofgeschichtsforschung erneut anregen» werde.³¹ Dieses Anliegen blieb im Kanton Bern jedoch ebenso Wunschdenken wie die in der Einleitung zum Band 3 der Hofchroniken 1979 vom Burgdorfer Kulturhistoriker und Käsehändler Alfred G. Roth der bernischen LWD nahegelegte Ausschreibung eines neuen Wettbewerbs zur Abfassung von Hofchroniken. Hingegen gab es nun in den Kantonen St. Gallen und Thurgau, wo man in den 1940er-Jahren «neidlos» anerkannt hatte, dass der Kanton Bern in der Förderung der Hofchroniken eine führende Stellung einnehme,³² in der Mitte der 1970er-Jahre Bestrebungen, die Bauern dazu anzuregen, «vermehrt aktuelle Aufzeichnungen über den Hof und die Familie zu Papier zu bringen» und «übrige Akten und Gegenstände zu sammeln». «Gut aufbewahrt und geordnet», schrieb der *St. Galler Bauer* im Dezember 1976, «ergibt sich dann allmählich eine geschätzte Hofchronik bzw. ein kleines Hofmuseum, das dann von Generation zu Generation vererbt und nachgeführt» werden könne.³³ Um allfälligen Interessenten zu zeigen, «wie dabei vorgegangen werden» könne, publizierte der *St. Galler Bauer* in der Hofchronik-Sondernummer eine von Lehrer S. Huber in Wittenbach verfasste ausführliche Anleitung sowie, als Illustration dazu, eine Chronik des Hofes Ruppertswil in Kirchberg, der von seinem Bruder bewirtschaftet wurde. Und im Thurgau, wo es auch schon Anfang der 1960er-Jahre Aufrufe zur Verfassung von Hof- und Familienchroniken gegeben hatte,³⁴ wurden «Interessenten, die eine Hofchronik erstellen möchten», nun an das thurgauische Staatsarchiv in Frauenfeld verwiesen.³⁵ Zwischen 1982 und 1993 bot dieses, in Zusammenarbeit mit der kantonalen Zentralstelle für landwirtschaftliche Betriebsberatung, fast jährlich einen Hofchronik-Kurs an, an dem in der Regel 20 Personen, mehrheitlich Frauen, teilnahmen. Ob die Teilnehmenden seither über ihre

Betriebe Chroniken führen, ist nicht geklärt; zumindest wurden aus deren Federn bislang keine veröffentlicht. Ebenso wenig ist aus den spärlichen Unterlagen des Staatsarchivs ersichtlich, in welcher Tradition sich diese Kurse selber sahen, namentlich ob das Berner Unternehmen eine Vorbildrolle gespielt hat; obgleich die entsprechenden Publikationen im Staatsarchiv nicht vorhanden sind, ist solches allerdings wahrscheinlich. Aus dem Jahr 1988 liegt ein relativ ausführliches Schema vor, das Angaben über Themenbereiche, die in einer Hofchronik bearbeitet werden könnten, enthält (vgl. Abbildung) und auf welche Quellen man dabei zurückgreifen könnte.³⁶

Stiessen diese – nun von landwirtschaftlichen Organisationen, nicht mehr wie in Bern zu Beginn der 1940er-Jahre noch von den Behörden initiierten – Aufrufe jetzt auch kaum mehr auf eine von aussen wahrnehmbare Resonanz, so heisst das nicht, dass seither keine Hofchroniken mehr verfasst oder publiziert worden wären. Im Gegenteil: Allein im Kanton Bern wurden beispielsweise 1991 gleich deren zwei veröffentlicht; die eine ging auf die Hofchronik-Wettbewerb Anfang der 1940er-Jahre zurück und die andere wurde von Helmut Meyer, einem ehemaligen Chefbeamten der LWD, verfasst, der selber einen Hof im Emmental besass.³⁷ Vorbei war offenbar nur die Zeit, in der Behörden und landwirtschaftliche Organisationen die bäuerliche Bevölkerung dazu aufriefen

31 Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Landwirtschaftsdirektion des Kantons Bern, Bd. 1, Bern 1948, S. 7.

32 *Der ostschweizerische Landwirt*, 31.12.1948.

33 *St. Galler Bauer*, 18.12.1976, S. 1419.

34 *Thurgauer Bauer*, 24.12.1960.

35 *Thurgauer Bauer*, 1.2.1975, S. 221.

36 Staatsarchiv Thurgau (STATG) 9'9, Staatsarchiv 1862–1995, Spezielle Akten, Dossier Hofchronikkurse 1982–1993.

37 Meyer, Helmut: Hofchronik Innenberg-Weiermösl (Gemeinde Eggwil) 1857–1985, Langnau 1991; Buri, Christian: Der Hof «Im Winkel» Konolfingen, Langnau 1991, vgl. auch *Schweizer Bauer*, 30.11.1991.

und anleiteten, Chroniken ihrer Höfe zu verfassen. Auch im Kanton Thurgau werden weiterhin Hofchroniken verfasst und veröffentlicht, wie die in diesem Band publizierten Beispiele oder die von Louis Hürlimann 2004 im Selbstverlag veröffentlichte Chronik des «Greuthofs» in Wängi illustrieren.³⁸

Hofchroniken als Form der kulturellen Integration

Die Förderung der Schaffung von Hofchroniken in den 1940er-Jahren gehörte zu den weitgefächerten Bestrebungen, den staatlichen Einfluss «auf das bäuerliche Geistesleben zu intensivieren und nach der praktischen Seite hin auszugestalten», wie die Landwirtschaftsdirektion des Kantons Bern selber schrieb.³⁹ Neben dieser Förderung und Anleitung ging es auch um die Pflege der «Dorfkultur» sowie um die Erforschung von Bauernhäusern, wie anhand der 1944 von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde lancierten «Aktion Bauernhausforschung» deutlich wird.⁴⁰ Diese konkreten «bauernkulturellen» Bestrebungen wiederum waren Teil jener breit angelegten, in sich oft widersprüchlichen und nur schwer abgrenzbaren Massnahmen, die die «Geistige Landesverteidigung» ausmachten.⁴¹ Um «das Bauerntum» ging es dabei nur insofern, als man davon ausging, dass dessen «Tugenden» mittlerweile – wie es Regierungsrat Hans Stähli formulierte – «in die Seele des Schweizervolkes übergegangen» seien.⁴² Bei der «Geistigen Landesverteidigung» handelte es sich nicht um eine bäuerliche, sondern um eine gesamtgesellschaftliche Angelegenheit. Die bernische Landwirtschaftsdirektion erhielt für ihre Bestrebungen zur Förderung der Hofchroniken denn auch materielle Unterstützung, die von Grosshandelsfirmen aus der Stadt Basel bis zum bernischen Lehrerverein stammte.⁴³ Diese breite Zustimmung zur Förderung «bäuerlicher Kultur» – oder was man in nichtbäuer-

lichen Kreisen darunter verstand – war Ausdruck des epochenspezifischen «Zwangs zur kulturellen Homogenität», der in abgeschwächter Form auch in der Schweiz wirksam war.⁴⁴

Ein wesentliches Motiv des staatlichen Engagements zur Förderung der «Bauernkultur» lag darin, dass «traditionelle» bäuerliche Werte, Lebens- und Arbeitsformen durch die von den Behörden planmässig vorangetriebene rationale Nahrungsmittelproduktion zur Versorgung der zunehmend in städtischen Verhältnissen lebenden, nichtbäuerlichen Bevölkerung bedroht wurden. Regierungsrat Stähli stellte 1940 fest, dass aus dem «Land der Hirten» mittlerweile «ein Industrieland geworden» sei und die «Verstädterung» auf Kosten «der Bodenständigkeit des Volkes immer weitere Kreise ergriffen» habe.⁴⁵ Deshalb, argumentierte Stähli, sei die Pflege der «seelischen und geistigen Faktoren des Bauern-

38 Hürlimann, Louis: Der Greuthof, Tänikon 2004.

39 Aus dem Vortrag der LWD an den Regierungsrat vom 28.12.1942, Archiv der Denkmalpflege des Kantons Bern (ArBDK).

40 Moser, Peter: Entstehungsgeschichte. Die staatliche Stelle eines Landkultur-Pflegers, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 1994/1, S. 4–20; Furrer, Benno: Bauernhausforschung, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 1994/1, S. 76–81.

41 Mooser, Josef: Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er-Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 47 (1994), S. 685–708.

42 Schweizer Bauer, Nr. 126, Oktober 1940.

43 Moser, Peter: Entstehungsgeschichte. Die staatliche Stelle eines Landkultur-Pflegers, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 1994/1, S. 13.

44 Mooser, Josef: Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er-Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 47 (1994), S. 700.

45 Schweizer Bauer, Nr. 126, Oktober 1940.

tums» ebenso wichtig wie «der gesetzliche Schutz». Der Hofchronik-Wettbewerb sei aus dieser Überlegung heraus entstanden, fuhr Stähli fort. Man hoffte, dass es durch das Verfassen von Hofchroniken zur Vertiefung der Beziehungen zwischen der Familie und dem Hof käme. In dem Moment, wo immer mehr Anweisungen der Behörden und der Politik darüber entschieden, ob ein Betrieb als erfolgreich eingestuft wurde oder nicht, wurde von den gleichen Behörden verlangt, der Bauer müsse «in Generationen denken», weil das «Schicksal seiner ganzen Familie» durch «das Schicksal des Hofes bestimmt» werde. Der Hof sei «nicht nur Erwerbsquelle, sondern Lebensgebiet einer ganzen Familie, Lebensgebiet ganzer Generationen»,⁴⁶ hiess es an der Herrengasse in Bern, wo sich der Sitz der LWD befand. Parallel zur Modernisierung der Landwirtschaft zur Sicherstellung der Ernährung propagierte man mit der «Bauernkultur» eine «Idee, die dem modernen Erwerbsgeist entgegengesetzt» sei.⁴⁷

Das Verfassen von Hofchroniken sollte deshalb auch eine stark kompensatorische Funktion ausüben. In einer Zeit, wo die Behörden wie nie zuvor mit unzähligen Anbauverfügungen und Ablieferungspflichten in die Produktionsstrukturen der Betriebe eingriffen und die Betriebe primär zu Orten der rationellen Nahrungsmittelproduktion zu transformieren versuchten, sollten die Hofchroniken gleichzeitig die kontinuierlich-bruchlose Geschichte von organisch gewachsenen Höfen erzählen, die dank einem hohen Selbstversorgungsgrad erst noch eine hohe Autonomie aufwiesen – also genau das Gegenteil dessen, was das Volkswirtschaftsdepartement mit seinem Betriebsbüchlein anstrebte: nämlich die Umwandlung der bisherigen Höfe mit relativ komplexen Anbausystemen in output-maximierende Betriebe zur Produktion von Nahrungsmitteln für die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung.⁴⁸ Diese bei den Behörden mehr implizit vorhandenen als explizit formulierten Vorstellungen davon, was Hofchroniken denn genau sein

sollten, wurden von vielen Chronisten aufgenommen. So wurden Temporalbegriffe wie «ewig», «über Generationen», «unsre Vorfahren», «Wurzeln» und «Wachsen» besonders häufig verwendet. Damit kamen die Chronisten nicht nur den Erwartungen der Behörden nach, sondern integrierten auch den Bauern oft vage zugeschriebene Eigenschaften wie Beharrlichkeit, familiäre Pflichterfüllung und Denken in Generationen in ihre nun zunehmend die Form von eigentlichen Erzählungen annehmenden Hofchroniken. Die Vorstellung eines organischen Wachstums des Sozialen und Ökonomischen repräsentiert sich auch darin, dass fast alle Chroniken mit der Beschreibung des Landes und des Raumes beginnen.

Daneben beinhalten diese Hofchroniken interessanterweise auch nicht intendierte Elemente. Lagen die Motive der Behörden bei der Förderung der Hofchroniken zu einem grossen Teil im Bestreben, vor allem zeitlose, Umbrüche und Krisen überdauernde und die Kontinuität verkörpernde Höfe zu porträtieren, so war schon der Prozess der individuellen Umsetzung und erst recht das Resultat, also die Hofchroniken selber, bemerkenswert vielfältig und komplex. Ein Grund dafür liegt schon in der Ausschreibung selber. Zwar wurde allen Teilnehmenden am Wettbewerb mit Christian Rubis Darstellung des Hofes Hertig im Untern Frittenbach eine Vorlage zugestellt, an der sie sich orientieren sollten. Aber gleichzeitig hiess es

46 Volkswirtschaftliche Gesellschaft des Kantons Bern: Jahresbericht und Sitzungsberichte 1942/43, Bern 1943.

47 Brief der Landwirtschaftsdirektion an den Ott Verlag, 18.2.1944, zit. nach: Moser, Peter: Entstehungsgeschichte. Die staatliche Stelle eines Landkultur-Pflegers, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 1994/1, S. 11.

48 Im Betriebsbüchlein des EVD wurden fast ausschliesslich diejenigen wirtschaftlichen Tätigkeiten als – national erwünschte – Betriebsleistungen erfasst, die zur Abgabe von Produkten an die Behörden oder deren Verkauf auf dem Markt führten.

in den Anleitungen auch, eine Hofchronik zu schreiben bedeute, «alte Urkunden wie Kauf-, Ehe-, Erbschafts- und Teilungsverträge und sonstige Aufzeichnungen durcharbeiten, Hof- und Dorfchroniken, Zivilstandsregister und Grundbucheintragen zu Rate zu ziehen, alte Inschriften und mündliche Überlieferungen auszuwerten und aus all dem das Bild des Hofes im Laufe der Zeiten zu zeichnen».⁴⁹ Das jedoch konnte nur machen, wer interessiert und fragend an das je unterschiedliche Material heranging. Dementsprechend unterschiedlich fielen auch die Resultate aus: Sie reichen vom handgeschriebenen, ein paar Seiten umfassenden Bericht über eigentliche Sammlungen von Quellen bis zu druckfertigen, von Lehrern mitverfassten Erzählungen. Die erstaunliche Vielfalt fiel schon Akteuren im Umkreis der Initianten selber auf. Die eingereichten Arbeiten wiesen «eine auffällige Verschiedenheit» auf, und zwar «sowohl im Aufbau wie nach Inhalt», meinte etwa Hermann Daepf. Er sah darin kein Problem, sondern, ganz im Gegenteil, eher ein Potenzial, das letztlich bestätigte, «dass eben jeder, auch der kleinste Bauernhof, seine eigene Geschichte» habe.⁵⁰

Der trotz allen behördlichen Absichten relativ offene Prozess des ganzen Unternehmens Hofchronik-Förderung illustriert sich auch darin, dass einzelne Exponenten zuweilen sogar explizit von einer die Bauern emanzipierenden Hofgeschichtsforschung sprachen, die mit der Hofchronik-Aktion in Gang gesetzt werden sollte. Christian Rubi etwa war überzeugt, dass, wenn «dereinst im Kanton Bern unzählige Hofgeschichten entstanden sein werden», der «Berner Bauer in vermehrtem Masse ein eigenwüchsiger Mensch sein» würde, der die Stadt und ihre Kultur «achten», gleichzeitig aber auch wissen werde, «dass das Land seine eigenen Werte» habe, auf die er stolz sein dürfe.⁵¹ Und Hermann Daepf betonte: «Chronik bedeutet also so viel wie Rückblick, ohne mit Rückstand etwas zu tun zu haben.» Er war überzeugt, dass die «Abfassung einer Hofgeschichte»

fördernd auf die Bauernfamilie wirke, «ohne dass dabei die Mahnung der Stauffacherin ‹Schau vorwärts, Werner, nicht hinter dich› vergessen würde».⁵²

Archiv-Netzwerke als Grundlagen moderner Betriebsgeschichten

Die Art Hofchroniken, die wir seit den 1940er-Jahren kennen, ist bei allen Unterschieden in der Regel doch darauf ausgerichtet, anhand ausgewählter Dokumente eine möglichst lange Kontinuität des Hofes sowie seiner Bewirtschafter zu erzählen. Sie wurden oft geschaffen, um die Geschichte der entsprechenden Familie sicht- und damit auch gegen aussen kommunizierbar zu machen. Mit der einseitigen Betonung der Kontinuität tragen sie aber ungewollt nicht wenig dazu bei, die bäuerliche Bevölkerung gerade wieder aus der Geschichte heraus zu schreiben. Denn die Tendenz, den Hof und seine Bewirtschafter als zeitlose Wesen darzustellen, die allem Unbill trotzen, trägt – wie die ältere Agrargeschichtsschreibung bekanntlich auch – dazu bei, die Bauern als «ewige», von den historischen Umwälzungen letztlich verschonte Wesen darzustellen. Damit bewirken sie genau das Gegenteil von dem, was sie eigentlich beabsichtigen und worin auch ihr Potenzial liegt: nämlich in der Sichtbarmachung der vielfältigen Tätigkeiten

49 Bauern, lernt die Geschichte eurer Höfe kennen!, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 1941/1, S. 3.

50 Daepf, Hermann (Hrsg.): Hofchronik. Werbeschrift zum Anlegen von Hofchroniken im Schweizerbauernhaus, Thun 1944, S. 21.

51 Rubi, Christian: Geschichte des Hofes Hertig im Untern Frittenbach, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 1941/1, S. 5–6.

52 Daepf, Hermann (Hrsg.): Hofchronik. Werbeschrift zum Anlegen von Hofchroniken im Schweizerbauernhaus, Thun 1944, S. 21.

der bäuerlichen Bevölkerung in der historischen Entwicklung und deren Interaktionen mit der lange Zeit stadtfixierten Herrschaft sowie, später, der dominierenden Industriegesellschaft. So werden Bauern und Bäuerinnen im Namen der Förderung «bäuerlicher Kultur» ungewollt auf blutleere, «zeitlose» Wesen reduziert, statt sichtbar gemacht als handelnde Akteure, an denen deutlich wird, wie Menschen sich in unterschiedlichen Situationen zu unterschiedlichen Zeiten verhalten.

Woran liegt es, dass im Prozess der Entstehung von Hofchroniken die gehegte Absicht oft in ihr Gegenteil verkehrt wird? Ein wesentlicher Grund liegt in der Doppelfunktion der Chronik als Quellensammlung und Darstellung zugleich. Dieser Doppelcharakter ist einerseits ein Potenzial, andererseits aber auch ein Problem der Form der Hofchronik. Denn diese stösst schnell an Grenzen – und zwar in beide Richtungen: sowohl derjenigen der Dokumentation als auch derjenigen der Erzählung. Die Sicherstellung von Quellen wird, wenn die Frage der Vermittlung ihrer Inhalte unmittelbar damit verbunden ist, eher behindert als gefördert. Denn es ist fast unvermeidlich, dass bereits im Prozess des Dokumentierens und Sammelns Kontinuitäten und Zusammenhänge konstruiert statt Lücken und Überlieferungsprobleme thematisiert werden. Mit der Engführung des Blicks auf die sich auf dem Hof befindenden Quellen werden auch die Analyse und die Darstellung «der» Geschichte des Hofes und der Menschen darauf eingengt. Eine explizite Thematisierung der Zufälligkeiten und Eigenheiten (die jeder Überlieferungsbildung inhärent ist) würde hingegen eine Perspektive auf das Potenzial allenfalls noch andernorts vorhandener Quellen ausweiten.

Agrarhistorisch relevante Quellen, die sich zur Erforschung von mikrohistorischen, alltagsgeschichtlichen oder historisch-anthropologisch ausgerichteten Erkenntnisinteressen eignen und Basismaterial für regional vergleichende Studien liefern oder als

Fallbeispiele für die makrohistorische Darstellung agrarpolitischer Entscheidungen und deren Auswirkungen dienen können, sind heute an den unterschiedlichsten Orten vorhanden. Diese Unterlagen dokumentieren betriebswirtschaftliche Reorganisationsbestrebungen, Bezugs- und Vermarktungsstrategien, Rationalisierungs- und Technisierungsprozesse, die Implementierung der Modernisierungsbestrebungen von Seiten der Behörden und den makroökonomischen Strukturwandel. Aber sie geben auch Auskunft über Themenbereiche wie die Verwissenschaftlichungsprozesse, die Geschlechterrollen oder religiöse Alltagspraktiken. Darüber hinaus rücken diese Quellenbestände Akteure ins Blickfeld, die von der Historiographie bisher wenig Berücksichtigung erfahren haben, wie etwa Bäuerinnen, Dienstboten, saisonale Arbeitskräfte oder auf den Höfen mitarbeitende Familienangehörige.

Quellen dieser Art fallen spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr nur auf den Höfen selber an, sondern zunehmend auch in vielen Institutionen an anderen Orten, mit denen die Betriebe in einem materiellen und immateriellen Austausch stehen. Dabei handelt es sich in den weitaus meisten Fällen um Teile von Aktenbeständen, die diejenigen, die auf dem Hof anfallen, sinnvoll ergänzen und ihrerseits zu weiteren Quellen ausserhalb dieser ersten ausserbetrieblichen Stufe führen. Die vielfältige Quellenlage, die heute zur Erarbeitung agrarhistorischer Darstellungen zunehmend zur Verfügung steht, ist nicht zuletzt auch eine Folge der *Vergesellschaftung des Agrarsektors*, die im 19./20. Jahrhundert stattgefunden hat.⁵³ Der in der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Versuch, die auf der Nutzung lebender Ressourcen beruhende Landwirt-

53 Moser, Peter: Eine «Sache des ganzen Volkes»? Überlegungen zum Prozess der Vergesellschaftung der bäuerlichen Landwirtschaft in der Industriegesellschaft, in: *traverse* 2000/1, S. 64–77.

schaft der auf den Verbrauch fossiler Energieträger basierenden Industrie gleich zu machen, trug ebenfalls dazu bei. Verstärkt worden ist die Quellenbildung noch dadurch, dass gleichzeitig immer auch versucht wurde, die Landwirtschaft als das ganz «Andere» zu bewahren. Diese widersprüchliche, im Tagesgeschäft deshalb immer auch umstrittene Thematisierung der Landwirtschaft wirkte sich stets auch auf die Betriebe aus. Deshalb kann die Beschreibung ihrer Geschichte spätestens nach der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr nur aufgrund der Auswertung der auf den Höfen selbst anfallenden und allenfalls aufbewahrten Quellen beruhen. Ein differenziertes, der agrarischen Realität näherkommendes Bild eines bäuerlichen Betriebs wird erst durch die komplementäre Berücksichtigung der vielfältigen Quellenbestände ausserhalb des Betriebs möglich.

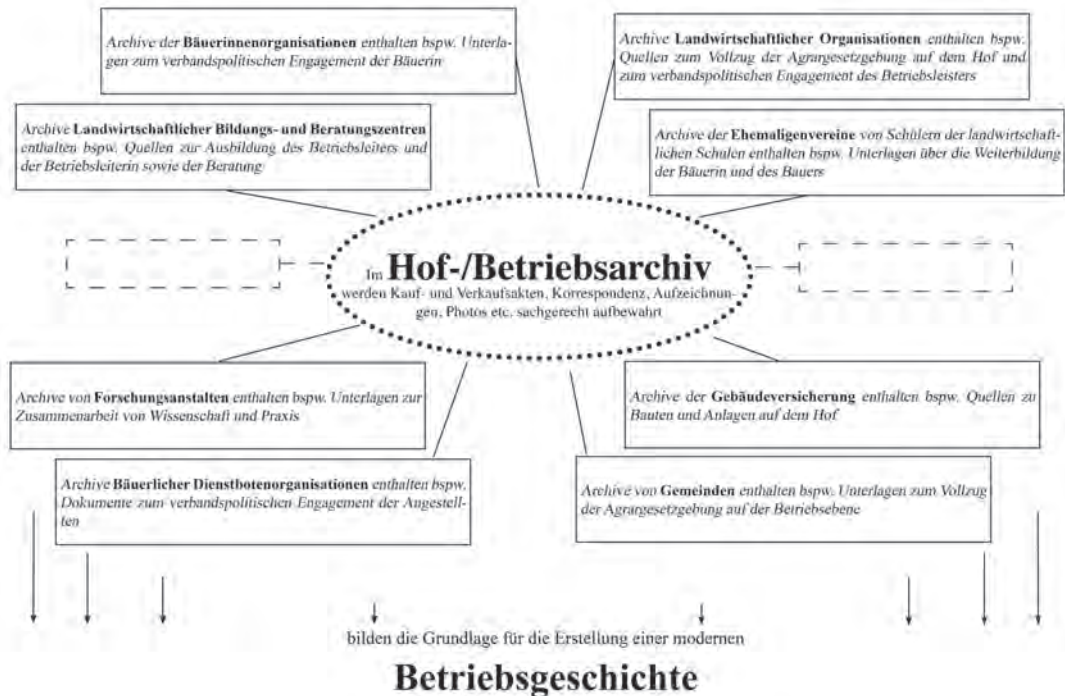
Die Geschichts- und Archivwissenschaften stehen deshalb heute vor der gemeinsam zu lösenden Aufgabe, den Doppelcharakter der Hofchroniken in beide Richtungen hin so auszubauen, dass sowohl die Quellensicherung wie auch die Darstellung der Geschichte der Betriebe ausgebaut werden kann. Nötig ist folglich nicht nur eine Systematisierung der Quellensammlung auf den Betrieben selbst, sondern auch eine Identifikation von Informationen und Unterlagen zum Hof, die ausserhalb des Betriebs anfallen und archiviert wurden. Es wäre sinnvoll, dazu eigentliche Archiv-Netzwerke aufzubauen, damit die für eine Betriebsgeschichte relevanten Quellenbestände überhaupt sichtbar und damit auch auswertbar werden.

Die Systematisierung der Archivierung auf den Betrieben muss von den Bewirtschaftern selbst an die Hand genommen werden. Bestehende Archivinstitutionen wie *Staatsarchive* oder das *Archiv für Agrargeschichte (AfA)* können hier individuelle Hilfestellungen bieten und die Frage insofern offensiv angehen, als sie sie in der Öffentlichkeit via Publikationen und Veranstaltungen zu einem Thema machen. Eine noch

wichtigere Rolle spielen diese Institutionen jedoch für die Bewahrung von Aktenbeständen ausserhalb der Höfe. Hier geht es neben der Identifikation von Aktenbesitzern, die in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Entwicklung des Betriebs stehen, vor allem darum, die Archivbestände solcher Institutionen zu erschliessen, die Findmittel dazu zugänglich und so die Quellen in der Öffentlichkeit auch bekannt zu machen. Aufgrund von ersten erfolgreichen Kooperationsprojekten zwischen dem Archiv für Agrargeschichte und dem Staatsarchiv des Kantons Thurgau wurde vom Thurgauischen Bauernverband und dem Staatsarchiv des Kantons Thurgau im Jahr 2008 das Projekt *Thurgauer Agrararchive* gestartet mit dem Ziel, die wichtigsten Archive landwirtschaftlicher Institutionen im Thurgau im Staatsarchiv zusammenzuführen und in Zusammenarbeit mit dem Archiv für Agrargeschichte zu erschliessen. Das Projekt kommt, wie bedauernde Lücken zeigen, nicht zu früh, ist aber gerade deshalb umso wichtiger. Bereits konnten erste Agrararchive, namentlich von Organisationen, die nicht mehr bestehen, übernommen werden.

Einmal erschlossen, können diese Archivbestände im Rahmen des bestehenden, ausbaubaren Online-Portals *Quellen zur Agrargeschichte* (vgl. www.agrararchiv.ch) öffentlich bekannt gemacht werden, so dass sich künftig Verfasser und Verfasserinnen von Betriebsgeschichten via diese Datenbank einen Überblick über die auch ausserhalb des Betriebs vorhandenen Quellen verschaffen können. Praktisch alle schon jetzt in dieser Datenbank verzeichneten Archivbestände enthalten für Betriebsgeschichten relevante Unterlagen. Es wäre eine für lokale Geschichtsvereine und kantonale Staatsarchive deshalb gleichermaßen interessante und lohnenswerte Aufgabe, zusammen mit dem *Archiv für Agrargeschichte* regional- oder kantonsspezifische Präzisierungen und Vertiefungen innerhalb der Datenbank vorzunehmen.

Modell eines Archiv-Netzwerks als Grundlage zur Verfassung von Betriebsgeschichten



Der Aufbau solcher Archiv-Netzwerke ist eine ganz zentrale Voraussetzung zur Weiterentwicklung des Genres *Hofchroniken* in Richtung eigentlicher *Betriebsgeschichten*. Auf der Grundlage von Archiv-Netzwerken könnten erstmals auch Betriebsgeschichten von Höfen geschrieben werden, die es nicht mehr gibt. Ist im Genre *Hofchronik* der «Erfolg» des dargestellten Betriebs (gemessen in Form einer über Jahrhunderte dauernden Existenz) weitgehend eine Voraussetzung zur eigentlichen Thematisierung, so ermöglicht die über ein Archiv-Netzwerk aufgebaute Quellenlage auch das Verfassen von Betriebsgeschichten über Höfe, deren Bewirtschaftung, aus

welchen Gründen auch immer, im Laufe der Zeit aufgegeben wurde. Zwar haben nicht alle Hofchroniken grosse Höfe zum Gegenstand ihrer Darstellung, aber die Gattung als solches hat eine ihr innewohnende Tendenz, solche Höfe ins Zentrum zu rücken und damit ein Bild der Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebsstrukturen zu vermitteln, das alles andere als repräsentativ ist und damit auch ein verzerrtes Bild der agrarischen Realität transportiert. Gerade in der Landwirtschaft gehörte das ökonomische «Scheitern» im 19. und 20. Jahrhundert ebenso zum Alltag wie der «Erfolg». Spätestens zu Beginn des 21. Jahrhunderts, wo es Dörfer gibt, in denen kein einziger

Bauernbetrieb mehr existiert, wird es unumgänglich, dass auch die Geschichte aufgelöster Betriebe thematisiert und dargestellt wird.

Der Aufbau von Archiv-Netzwerken dient nicht nur einer wissenschaftlich ausgerichteten Geschichtsschreibung. Auch interessierten Laien, die in der Vergangenheit als Verfasser von Hofchroniken im lokalen Rahmen nicht selten historische Identitätspflege betrieben haben, kommt eine verbesserte Quellenlage zugute. Archiv-Netzwerke sind deshalb auch als Förderung, nicht als Behinderung der Lokalgeschichtsschreibung gedacht. Und diese darf sehr wohl auch in der Form einer sinnstiftenden Konstruktion der eigenen Vergangenheit daherkommen, um in Zeiten von Verlustangst, Anpassungszwang und fundamentalem sozioökonomischem Wandel einen Beitrag zur Orientierung, Selbstvergewisserung und Sinnvermittlung zu leisten. Denn eine auf einer soliden Quellenlage basierende, theoretisch reflektierte wissenschaftlich ausgerichtete Geschichtsschreibung kann diese Form der Geschichtsschreibung problemlos in ihre eigene, einem umfassenderen Anspruch gerecht zu werden versuchende Darstellung integrieren – und gleichzeitig auch zum Thema machen, indem sie nach den immer neuen Bedingungen fragt, die diese Form der Identitätsstiftung hervorbringen. Damit ist nicht gemeint, dass der wissenschaftlich orientierte Historiker als «notorischer retrospektiver Besserwisser»⁵⁴ zu zeigen versucht, dass alles ganz anders war, als es in den Chroniken oder von der Lokalgeschichte beschrieben wurde, sondern dass er die *Bedingungen des Schreibens* von Hofchroniken und Lokalgeschichten ebenso zu rekonstruieren versucht, wie er der Aufforderung, die Bedingungen des eigenen, wissenschaftlichen Vorgehens laufend zu thematisieren und transparent zu machen, gerecht zu werden versucht.

Die mit der Schaffung von Archiv-Netzwerken ausgebauten Quellenlage ermöglicht es, die Geschichte der landwirtschaftlichen Betriebe in gesamt-

gesellschaftliche, wirtschaftliche und ökologische Zusammenhänge einzubetten und damit ein differenzierteres Bild der agrarischen Entwicklung als bisher zu zeichnen. Für eine kultur- und sozialhistorisch orientierte Agrargeschichte beispielsweise könnte der Betrieb als analytischer Bezugsrahmen konzeptualisiert werden, in welchem sowohl die sozialen Beziehungen innerhalb des Hofes als auch diejenigen zu ausserhalb des Betriebs agierenden Akteuren und sozialen Gruppen im Zentrum stehen.⁵⁵ Nicht nur die Beziehungen innerhalb von Familie und Verwandtschaft würden so Berücksichtigung erfahren, sondern auch diejenigen zu Dienstboten und saisonalen Arbeitskräften, zu Behörden, Verbänden und Organisationen und zu weiteren Sozialgruppen, die für die bäuerlichen Lebenswelten im 19. und 20. Jahrhundert relevant waren. Die in der Historiographie bisweilen kaum thematisierten Routinebeziehungen aus dem alltäglichen Arbeitsprozess könnten ebenso zur Darstellung gebracht werden wie die teilweise mit Konflikten beladenen und von politischer Mobilisierung geprägten Beziehungen zu Staat und Verbänden. Ausgehend von der Rekonstruktion dieser spezifischen bäuerlichen Erfahrungsräume könnte so versucht werden, die Impulse zu kollektivem und politischem Handeln aus konkreten Erfahrungen heraus zu rekonstruieren und das mikrogeschichtlich orientierte Konzept des landwirtschaftlichen Betriebs für makrogeschichtliche Fragestellungen anschlussfähig

54 Mergel, Thomas; Thomas Welskopp: Geschichtswissenschaft und Gesellschaftstheorie, in: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997, S. 29.

55 In diesem Zusammenhang liesse sich auch an neuere Ansätze der Arbeiter- und Betriebsgeschichte anknüpfen, vgl. Welskopp, Thomas: Der Betrieb als soziales Handlungsfeld. Neuere Forschungsansätze in der Industrie- und Arbeitergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 118–142.

zu machen. So verstanden könnte der Hof künftig in der Agrargeschichtsschreibung als sozialer Interaktions- und Erfahrungsraum thematisiert werden, in welchem sich Arbeits- und Kommunikationsbeziehungen, Macht- und Kooperationsverhältnisse zu einem komplexen sozialen Gefüge verdichten.

Potenzielle Verfasser von modernen Betriebsgeschichten knüpfen mit Vorteil bei den älteren, innerhalb des Genres der *Hofchroniken* entwickelten *Betriebschroniken* an. Die 1943 in der *Grünen* abgedruckten, als Betriebschroniken definierten Erfahrungsberichte zweier praktisch tätiger Landwirte beispielsweise sind eigentliche Anleitungen zur Reflexion über das eigene, individuelle Tun in einem mit widersprüchlichen Erwartungen überladenen Zeitraum. Sie stellen denn auch weit mehr als eine Chronik dar, thematisieren sie doch auch den zeitbedingten gesellschaftlichen Kontext und die ökologischen Bedingungen bäuerlichen Wirtschaftens. Wenn es modernen Betriebsgeschichten gelingt, die jeweiligen gesellschaftlich-kulturellen wie die ökologischen Bedingungen menschlichen Handelns im Agrarbereich transparent und damit nachvollziehbar zu machen, dann steht auch dem Anliegen der Förderer der Hofchroniken in den 1970er-Jahren nichts entgegen, mit diesen Darstellungen «der ländlichen wie der städtischen Bevölkerung darzutun, was es braucht, einen Bauernhof zu führen» und ihn «von einer Generation zur andern unversehrt, ja verbessert zu übergeben».⁵⁶ In diesem Kontext müsste dann auch die Aufgabe eines Betriebs nicht mehr (ausschliesslich) als persönliches Scheitern des Betriebsleiters oder der Familie interpretiert werden. Den im 20. Jahrhundert zu einer weitgehend eigenständigen Gattung gemachten Hofchroniken kommt – bei aller Beschränktheit und Kompensationsfunktion, die ihr innewohnt – das Verdienst zu, in dieser Hinsicht wichtige Vorarbeiten geleistet zu haben. Es lohnt sich deshalb, sich mit ihnen in Zukunft näher auseinanderzusetzen.

56 Roth, Alfred G.: Geleitwort, in: Berner Bauernhofchroniken, hrsg. von der Volkswirtschaftskammer Emmental, Bd. 2, Langnau i. E. 1974, S. 9.

Thomas Holenstein

**Der Bleihof (Göttingen) – Eine Chronik zum Jubiläum
100 Jahre Rutishauser auf dem Bleihof 1894–1994**

Inhaltsverzeichnis

31	Vorwort	58	4	1802–1894 Vom Bleyenhof zum Bleihof	
32	1	500–800 Zurück zu den Anfängen	58	4.1 Die Wagner werden Eigentümer des Bleyenhofs	
32	1.1	Die Landschaft	61	4.2 Die Aufteilung des Bleyenhofs	
32	1.2	Die Zeit von etwa 500 bis um 800	61	4.3 Der Bleihof 1842–1894	
36	2	1100–1357 Die Zeit der Freiherren von Güttingen	63	5	1894–1994 Die Rutishauser auf dem Bleihof
36	2.1	Eine Zeit grosser Umwälzungen	63	5.1	Zur Lage der Landwirtschaft um 1900
36	2.2	Mittelalterliche Vorstellungen von Arbeit und Eigentum	66	5.2	Der Bleihof 1894–1919
37	2.3	Aufsteiger aus dem Bauernstand – Krise des Adels	70	5.3	Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg
37	2.4	Das Lehenswesen	72	5.3.1	Die 20er-Jahre
38	2.5	Die Freiherren von Güttingen	74	5.3.2	Wasser und Elektrizität
39	2.6	Die Anfänge des Freudentalerhofs	75	5.3.3	Die 30er-Jahre und die Zeit des Zweiten Weltkriegs
40	3	1357–1802 Die Zeit der Bischöfe von Konstanz	87	5.4	Aus der jüngsten Vergangenheit
40	3.1	Der Verkauf des Freudentalerhofs an die Breitenlandenbergl	87	5.4.1	Zur Situation der Landwirtschaft
41	3.2	Der Freudentalerhof in den Händen reicher Konstanzer Bürger	88	5.4.2	Der Bleihof in den letzten 60 Jahren
42	3.3	1452: Der Bischof von Konstanz kauft die Vogtei Güttingen	91	5.4.3	Zugkräfte und Maschinen
42	3.4	Güttinger Bürger auf dem Freudentalerhof	95	6	Die Rutishauser und die Stäheli vor 1894
44	3.5	1628–1693: St. Galler auf dem Freudentalerhof	95	6.1	Der Name Rutishauser
46	3.6	1693–1719: Eine bewegte Zeit	95	6.2	Die Rutishauser von Rutishausen
47	3.7	Das dramatische Jahr 1718	99	6.3	Die letzten Rutishauser dieser Linie in Rutishausen
49	3.8	Der Freudentalerhof im 18. Jahrhundert	104	6.4	Zu den Stäheli von Niederaach
49	3.8.1	Die Dreizelgenwirtschaft	105	6.5	Die Familie des Emil und der Frieda Rutishauser-Stäheli
50	3.8.2	Die Witterung	106	7	Nachwort zur Bleihofgeschichte
51	3.8.3	Beschreibung des Freudentalerhofs	109	Anhang	
53	3.8.4	Dinkel und Hafer	109	Masse	
55	3.8.5	Erträge und Abgaben	110	Quellen und Literatur	
57	3.8.6	Die revolutionäre Modernisierung der Landwirtschaft	110	Nicht publizierte Schriftquellen	
			111	Publizierte Schriftquellen und Literatur	
			115	Auskunftspersonen	

Vorwort

Am 16. Juli 1894 kaufte Emil Rutishauser, wohnhaft in Köpplishaus bei Amriswil, einen Landwirtschaftsbetrieb in Bleihof zu Güttingen. Einen Monat später heiratete er Frieda Stäheli von Niederaach.

Die Nachkommen dieses Ehepaars Rutishauser-Stäheli treffen sich alle paar Jahre zu ihrem «Bleihof-Fest». Das Jubiläumsfest 1994 regte dazu an, etwas genauer in die Vergangenheit zu blicken, als dies gewöhnlich bei solchen Familienanlässen geschieht.

Der Begriff «Bleihof» muss gleich am Anfang geklärt werden. Die auf der Landeskarte «Bleihof» genannte Siedlung besteht heute aus drei voneinander unabhängigen Bauernbetrieben. Bis um 1850 bildeten alle zusammen einen Hof. Dieser ursprüngliche Hof hiess zuerst «Freudentalerhof», später dann «Bleyenhof». Der von der Familie Rutishauser-Marolf bewirtschaftete Hof ist ein Teil des ehemaligen Freudentalerhofs. Mit «Bleihof» wird hier der von den Rutishausern seit 1894 bebaute Hof bezeichnet; mit der alten Form «Bleyenhof» oder mit «Freudentalerhof» ist jeweils der alte, ungeteilte Hof gemeint.

Der Bleihof gehört zur Einheitsgemeinde Güttingen im Bezirk Kreuzlingen. Das Wohnhaus der Familie Rutishauser ist das nördlichste des Weilers, es liegt 493 Meter über Meer, seine Koordinaten auf der Landeskarte 1:25 000 sind 273.175/737.800 (Blatt Weinfeldten).

Diese «Chronik» will nicht nur eine Aufzählung von Daten und Fakten sein. Sie hält sich in bestimmten Zeiten auf und überspringt andere. In die Jahrhunderte zwischen 500 und 800 fallen Anfänge menschlichen Wirkens in unserer Gegend (1. Teil), die nach der Jahrtausendwende bis um 1300 einen bedeutenden Ausbau erfahren (2. Teil). Der Freudentalerhof dürfte in dieser Zeit entstanden sein. Es folgen über 500 Jahre der Lehensherrschaft der Bischöfe von Konstanz (3. Teil), um 1800 dann das Ende dieser Feudalwirtschaft, um 1850 die Aufteilung des Hofes (4. Teil) und schliesslich noch die hundert Jahre des Rutishauser-Regimentes von 1894 bis 1994 (5. Teil).

Natürlich umreissen die runden Jahreszahlen nur grob die einzelnen Phasen. Der 6. Teil erwähnt die Vorfahren des Emil Rutishauser und der Frieda Stäheli in der direkten männlichen Linie zurück bis um 1600.

Die Chronik will aber auch der Frage nachgehen, ob die Menschen hier tatsächlich in einem Freudental lebten oder ob es ihnen vielmehr ein Tränental war. Es soll – so gut es geht – davon die Rede sein, unter was für Bedingungen die Menschen auf diesem Hof lebten, was ihnen im Laufe der Zeit widerfuhr. Das Ergebnis ist allerdings sehr fragmentarisch und hängt stark von der Sichtweise des Chronisten ab. Er meint, dass es besser sei, Fragen zu stellen, die zu weiteren Fragen anregen, als Fragen endgültig zu beantworten. Hand aufs Herz: Gibt es einfache Antworten auf einfache Fragen?

Als Beispiel seien die Preise für den Freudentalerhof angeführt:

Jahr	Kaufpreis
1628	1500 Gulden
1692	1500 Gulden
1710	2500 Gulden
1718	3000 Gulden

Wie ist diese Tabelle zu interpretieren? Warum stieg der Preis nach 1700 massiv an? Bewegten sich die Preise im üblichen Rahmen?

Ein anderes Beispiel ist das Thema «Arbeit»; es ist an manchen Stellen der Chronik vorhanden, allerdings nur ansatzweise. Was bedeutete dem Bauern seine Arbeit? War sie ihm eine Last, ein zu erduldenes Übel oder ein produktives Tätigsein, ein Teil der Lebenserfüllung? Was bestimmte sein Verhältnis zur Arbeit? Welche Rolle spielte dabei das Grundeigentum? Welchen Stellenwert hatte seine Arbeit überhaupt in der jeweiligen Gesellschaft und Wirtschaft? Der Leser muss leider in Kauf nehmen, dass diese und viele andere Fragen unbeantwortet bleiben.

Thomas Holenstein

1 500–800 Zurück zu den Anfängen

1.1 Die Landschaft

Wir blicken vom Bleihof über das nordöstlich knapp 2 Kilometer entfernt und 60 Meter tiefer liegende Dorf Güttingen und über die weite Fläche des mittleren Bodensees. Das in der sanft gewellten Landschaft leicht vertieft stehende Gehölz vor uns verbirgt den Otmarbach. Knapp 200 Meter hinter uns und auch gegen Westen schliesst der Wald den Rundblick.

Das Land vor uns war zur Zeit der letzten Vergletscherung (Würmeiszeit, sie dauerte bis etwa 13250 Jahre vor heute)¹ noch am längsten mit Eis bedeckt. Als der Gletscher seinen Rückzug unterbrach, lagerte er den Moränenwall von Kreuzlingen-Konstanz ab. Die zu diesem sogenannten «Konstanzerstadium» gehörige Seitenmoräne ist heute noch gut sichtbar: Von Schönenbaumgarten und Zuben verläuft sie gegen den Güttingerwald und biegt vor diesem gegen Waldhof ab. Nach diesem Stadium wurde das Klima markant wärmer; der Gletscher baute ab, wobei er allerdings infolge Abkühlung mindestens zweimal wieder bis auf die Höhe von Konstanz vorsties. Nachdem so «die Grundsteine» der thurgauischen Landschaft gesetzt worden waren, fand im Spätglazial wie vor allem auch in der Nacheiszeit (Postglazial) die endgültige Gestaltung der Landschaftselemente und -formen statt».²

1.2 Die Zeit von etwa 500 bis um 800

Um etwa 500 erschienen Alemannen in unserer Gegend, während in Konstanz und Arbon noch eine romanische Restbevölkerung existierte. Sie bewegten sich von Westen nach Osten, der Thur sowie dem Bodensee nach aufwärts. Die Ortsnamen, die aus einem Personennamen und der Endung «-ingen»

gebildet sind, bezeugen diese frühe alemannische Besiedlung: Godowin oder Guttan: Güttingen. Das frühmittelalterliche Gräberfeld am «Grauen Stein» in Güttingen, das 75 gefundene Bestattungen aufweist, wurde von der Forschung bisher nicht genau datiert, es dürfte um die Zeit zwischen 600 und 800 einzuordnen sein.³

Man wird wohl annehmen dürfen, dass es seit den Jahren etwas vor 600 ein «Dorf» Güttingen gibt. Es bestand anfänglich nur aus einigen wenigen Höfen. Man schätzt, dass es ums Jahr 500 in Alemannien einen Wohnplatz (ein Hof oder eine frühe Dorfbildung) auf etwa 35 km² gab.⁴ Die Sprachforscher haben für den Thurgau etwa 20 echte «-ingen»-Orte ermittelt (unechte sind spätere Bildungen, zum Beispiel Kreuzlingen, Münsterlingen); die Landfläche des Kantons beträgt 863 km².⁵

Etwa zwischen 550 und 600 wurden der Seerücken und das Aachtal besiedelt; die Ortsnamen auf «-inghofen», «-hofen» und «-hausen» dokumentieren diese Phase, zum Beispiel Bottighofen, Dettinghofen, Biessenhofen, Engishofen, Hefenhofen, Eggertshausen, Kümmerthausen, Rutishausen, Walgishausen (heute Neuhaus genannt).

Die Alemannen waren aber nicht die einzigen Fremden, die in unserer Gegend auftauchten. Ebenfalls etwa um 500 begannen die Franken ihren Herrschaftsbereich über den Rhein nach Osten auszudehnen. Im Jahre 537 bereits mussten die Alemannen die Vorherrschaft der fränkischen Könige anerkennen. Das waren die Merowinger, die dann 751 von den Karolingern abgelöst werden sollten.⁶

1 Müller, Erich, S. 54.

2 Müller, Erich, S. 68–70, Zitat S. 69f.

3 Kaufmann, S. 4.

4 Abel, S. 20.

5 Bandle, S. 268.

6 Borgolte, Alemannien, S. 246.

Abb. 1: Die Ortsnamen dokumentieren die Phasen der alemannischen Besiedlung des Seerückens und des Aachtals in der Zeit zwischen etwa 500 und 600.

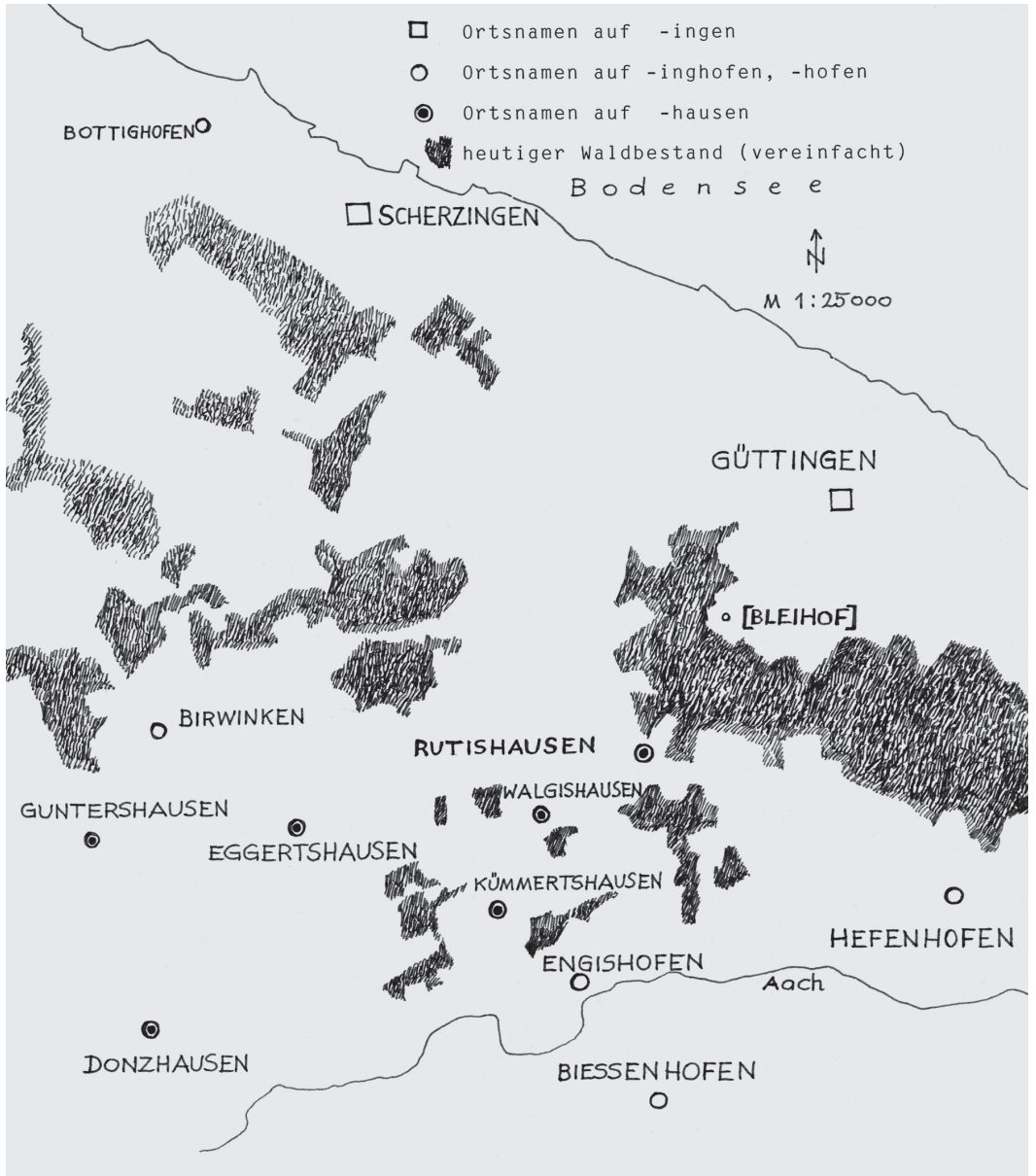
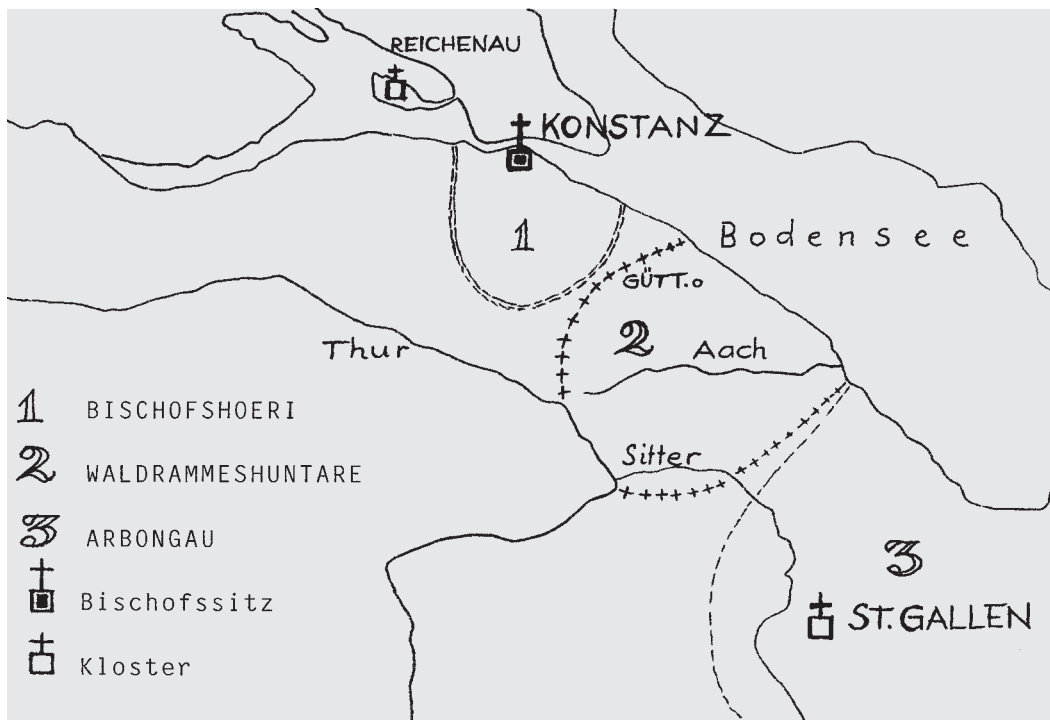


Abb.2: Die «Waldrammeshuntare», ein Herrschaftsgebiet im 7. Jahrhundert, das auch Güttingen umfasste.



Um 600 erschienen die irischen Mönche Kolumban und Gallus am Bodensee. Sie fanden in Arbon eine Christengemeinde vor, die Verbindungen zu Rätien hatte (in Chur wird schon 451 ein Bischof erwähnt). Gallus gründete im Steinachtal eine Einsiedelei, aus der sich dann das Kloster St. Gallen entwickelte.⁷

Um 620 wurde in Konstanz ein Bistum gegründet und etwa hundert Jahre später das Kloster Reichenau. Als wirtschaftliche Grundausstattung erhielt der Bischofssitz die Kastellorte Oberwinterthur, Pfyn und Arbon aus dem Königsgut sowie das Gebiet der Bischofshöri.⁸

Um die gleiche Zeit wie das Bistum entstand unter den Merowingern südlich des Bodensees eine

Huntare, das war eine Art Grenzverwaltungsbezirk. Hier wird um 600 eine Familie fassbar, die verschiedene Tribunen von Arbon stellte (Kommandanten dieser Huntare), deren Landbesitz aber im Wesentlichen nördlich der Aach lag. Sehr häufig war in dieser Familie der Name Waldram (daneben auch Waldpert und Waldrata); daher kommt der Name Waldrammeshuntare für dieses Gebiet.⁹

In der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts setzten die Schenkungen an das Kloster St. Gallen ein. Ein Mann schenkte das, was er rechtens besass, erwor-

7 Peyer, S. 109.

8 Maurer, Band 1, S. 28–30.

9 Egger-Perler, S. 128–141, besonders S. 128–130.

ben oder geerbt hatte, dem Kloster. Es handelte sich dabei um Haus, Hof und Land oder um Teile davon. Dafür erhielt er das Recht, dieses Gut gegen eine jährliche Abgabe zu bewirtschaften. Somit besass das Kloster den Hof, was den Bauern nicht nur vor dem Zugriff eines adeligen Herrn schützte, sondern ihm auch Perspektiven über den Tod hinaus eröffnete («Gebt, so wird euch gegeben werden.» [Lk, 6,38]). Der Mann, der seinen Hof dem Kloster vermachte, war ein freier Mann, einer, der über seinen Besitz verfügen konnte.

Aus dem Jahre 799 datiert die erste uns bekannte schriftliche Erwähnung Güttingens. Am 28. Oktober 799 übertrug ein Liutprant seinen Besitz zu Güttingen und Amriswil an das Kloster St. Gallen.¹⁰ An der Abfassung der Schenkungsurkunde war auch Bischof Egino von Konstanz beteiligt. 13 Jahre später übergab Amalbert, der bei der Schenkung von 799 als Zeuge aufgetreten war, dem gleichen Kloster sein Ackerland in Amriswil; er zahlte, genau wie Liutprant 13 Jahre vorher, einen Schilling Zins.¹¹ Was hatten Liutprant und Amalbert miteinander zu tun? Waren sie etwa Brüder? Oder gar mit Bischof Egino verwandt? Wie dem auch sei, die beiden Schenkungen von 799 und 812 belegen deutliche Beziehungen zwischen den genannten Personen selber, zum Kloster St. Gallen sowie zum Bischof von Konstanz. Dies verdient hier doch festgehalten zu werden: Güttingen lag bereits zu dieser Zeit im Kräftefeld St. Gallen – Konstanz.

Über die damalige Landwirtschaft ist nur wenig bekannt. Das Nutzland war von innen nach aussen, von den Wohnstätten zum Urwald, etwa so gegliedert: Um die Siedlungen, die Gärten und Äcker, welche eingezäunt waren, legte sich das Busch- und Weideland, dann folgten die Aussenfelder, der Busch-, Baum- und Urwald, in dem sich ja noch Hänssel und Gretel verlaufen sollten. Was innerhalb der Zäune lag, durfte als sicher gewonnenes Land gelten. Wahrscheinlich liess man die Aussenfelder wieder brach liegen, sodass man erst durch mehrmaliges Ro-

den endgültig kultivierte Flächen erhielt. Die wenigen Tiere, die man besass, weideten meist auf Busch- und Waldland.¹²

Obschon es bereits im 8./9. Jahrhundert, zum Beispiel auf Klostergütern in Frankreich, eine geplante Fruchtfolge gab, muss man sich die Entwicklung zur Dreizelgenwirtschaft als einen sehr langwierigen Prozess vorstellen. Da verbanden sich die verschiedensten Arten von Ausbau, Umbau und Neubau der Fluren zu ganz unterschiedlichen Formen. In unserer Gegend jedenfalls traf man noch lange einfache Formen der Weide- und Wechselwirtschaft (wobei Teile des Landes wieder verwaldeten), dann der Graswirtschaft auf einigermaßen gesicherten Böden. Man baute Roggen, Gerste, Hafer, Weizen, Hirse, Bohnen, Erbsen, Linsen, Flachs, Obst und Wein an.¹³

Wie oben bemerkt, besiedelten die Alemannen zuerst den Uferstreifen des Sees, dann auch Teile des Seerückens und des Aachtals. Vermutlich sind die Wälder zwischen diesen Siedlungsräumen, wie zum Beispiel der Güttingerwald, tatsächlich die letzten Stücke des ursprünglichen Urwaldes unserer Gegend.

Diese kurzen Hinweise zur Zeit um 500–800 schlagen Töne an, welche aus der Melodie der späteren Jahrhunderte immer wieder zu hören sein werden:

Das Gebiet am Bodensee: Hier berührten sich Germanen und Romanen an einem Zugang zu den Alpenübergängen in Graubünden.

Die Alemannen: Sie bildeten den Grundstock der ansässigen Bevölkerung; sie waren die Einheimischen, obwohl erst vor Kurzem eingewandert.

Die Franken: Aus diesem westeuropäischen Volk, das nie hier sesshaft war, stammten die Herrscher des ersten Grossreichs in Europa nach den Römern.

10 TUB, Band 1, S. 27.

11 TUB, Band 1, S. 29.

12 Abel, S. 17.

13 Abel, S. 18 und S. 20.

Die christliche Kirche: Seit dem 7./8. Jahrhundert gab es kirchliche Institutionen, die grundlegend das Leben der Menschen prägten: das Bistum Konstanz und das Kloster St. Gallen.

Adelige und Bauern: Seit dem 7. Jahrhundert wurde eine Gliederung der Gesellschaft sichtbar: Hochadel (Fremde!), Ortsadel («Grossgrundbesitzer») und Bauern (freie und unfreie).

Die Landwirtschaft: Mit der Besiedlung des Landes begann dessen Bewirtschaftung. Aber erst nach Jahrhunderten kam es zu einer von der Dorfgemeinschaft organisierten Dreizelgenwirtschaft.

2 1100–1357 Die Zeit der Freiherren von Güttingen

2.1 Eine Zeit grosser Umwälzungen

Seit der Jahrtausendwende begann sich mehr und mehr ein wirtschaftlicher Aufschwung abzuzeichnen, mit dem politische und gesellschaftliche Umwälzungen einhergingen. Am deutlichsten werden diese Veränderungen im 12. und 13. Jahrhundert. Einige wichtige Faktoren dieses Wandels seien stichwortartig genannt:

- eine deutliche Zunahme der Bevölkerung;
- das Ende des Landausbaus, die letzten grossen Rodungen;
- die Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge, vor allem durch eine organisierte Dreizelgenwirtschaft und durch den Einsatz von Eisenpflügen;
- das Aufkommen von Städten und Märkten, Konstanz als Zentrum des Leinwandhandels, später von St. Gallen abgelöst; Fernhandel; Kleinstädte und Marktflecken gewinnen lokale und regionale Bedeutung; Arbon, Bischofszell, Weinfelden;
- das Aufkommen einer gewissen Selbstverwaltung in den Dörfern: gemeinsames, genossenschaftliches Wirtschaften;

- das Wiedereinsetzen des Münzumschlages;
- zur reinen Selbstversorgung gesellte sich immer mehr die Austauschwirtschaft;
- die beginnende Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land;
- allgemein: Anzeichen eines Wirtschaftswachstums.¹⁴

2.2 Mittelalterliche Vorstellungen von Arbeit und Eigentum

Die mittelalterliche Gesellschaft umfasste die drei Stände Geistliche – Adelige – Bauern, oder etwas direkter ausgedrückt: Priester – Krieger – Arbeiter. Es bestand eine deutliche Trennung zwischen den körperlich Arbeitenden und den Nichtarbeitenden. Die Bauern als die Arbeitenden waren den beiden anderen Ständen untergeordnet:

«Das Ideal der mittelalterlichen Gesellschaft war der Mönch, der Heilige, der Asket, der Mensch, der sich maximal von den irdischen Interessen, den Sorgen und Versuchungen abgewandt hat und daher mehr als alle übrigen Gott nahestand.»¹⁵

Das «untätige Betrachten der kosmischen Ordnung, das Sich-Eindenken in Gott und Gottes Schöpfung (die Kontemplation)» macht den Christen vollkommen – nicht etwa die Tätigkeit an sich, die treue, von «Gottesliebe getragene Berufserfüllung», wie sie später der Protestantismus vertreten sollte.¹⁶ Die körperliche Arbeit wurde im Mittelalter negativ bewertet, ja verachtet: Sie war identisch mit Mühe und Pein – eine Folge des Sündenfalls. Und doch war sie unumgänglich, ihre Produkte dienten ja dem Lebensunterhalt. Die Arbeit war nur anerkannt als Dienst am Ganzen, allerdings auf der niedrigsten Stufe. Sie

14 Im Hof, Band 1, S. 144–146.

15 Gurjewitsch, S. 279.

16 Brockner, S. 415.

durfte aber niemals ein Mittel zur Vermehrung der Güter oder gar zum Erwerb von Glückseligkeit sein.¹⁷

Die Kirchenväter des Urchristentums lehnten das Privateigentum grundsätzlich ab; sie lehrten, allein die Gütergemeinschaft entspreche dem göttlichen Recht. Für sie waren Armut und Besitzlosigkeit ein ethisches Postulat. Dagegen versuchten die Theologen des Mittelalters, das Privateigentum zu rechtfertigen, sei es, weil sie von der Undurchführbarkeit einer kommunistischen Gesellschaftsordnung überzeugt waren, sei es, weil die Kirche mittlerweile selbst zu den grössten Landeigentümern gehörte. Thomas von Aquin (1224–1274) kam zum Schluss, der Mensch habe grundsätzlich das Recht, Gegenstände in privaten Besitz zu nehmen (etwa durch Okkupation: was niemandem gehöre, gehe in den Besitz des Finders oder Aneigners über) und individuell zu nutzen.¹⁸ Die Idee, dass das, was der Mensch durch Arbeit der Natur abgewinne, zu seinem Eigentum werde, formulierte erst 400 Jahre später John Locke (1632–1704).¹⁹

2.3 Aufsteiger aus dem Bauernstand – Krise des Adels

Die Veränderungen des 12. und 13. Jahrhunderts zeigen eine deutliche Tendenz auf: Ganzen Gruppen des Bauernstandes gelingt es, sich vom Adel unabhängig zu machen oder zumindest ein gewisses Mitspracherecht zu erlangen. Man denke an die Bauern der Innerschweiz, auch an die Bauern in thurgauischen Dörfern, die (allerdings lokal und inhaltlich begrenzt) in Rat, Gericht und Genossenschaft mitredeten. Und man denke vor allem an die Bürger der Städte, denen Handwerk und Handel neue Möglichkeiten beachtlichen Ausmasses eröffneten: Nicht grundlos hiess es «Stadtluft macht frei». Es wäre interessant zu untersuchen, inwiefern sich die mittelalterlichen Vorstel-

lungen von Arbeit und Eigentum bei welchen Menschen veränderten (wenn überhaupt) und welchen Einfluss dieser Wandel auf ihre Tätigkeiten hatte. Der Adel muss damals in einer merkwürdigen Spannung gelebt haben. Einerseits machte ihm die Aufsteigerschicht der städtischen Kaufleute vor, wie man viel Geld verdient, andererseits bildete nach wie vor das Lehenswesen die Grundlage seines Wirtschaftens.

2.4 Das Lehenswesen

Die Lehen waren Güter und Rechte, die vom Besitzer, dem Lehensherrn, einem Lehensmann, dem Vasallen, zur freien Nutzung übertragen wurden. Der Lehensmann stand unter dem Schutz und Schirm des Lehensherrn und war diesem zu Treue verpflichtet (Lehenseid), zum Beispiel zu Kriegsdienst auf beschränkte Zeit. Lehen waren erblich, fielen aber, wenn keine Erben vorhanden waren, an den Lehensherrn heim.²⁰ Diese anfänglich stark persönlich geprägte, gegenseitige Beziehung spielte zunächst nur auf höchster Ebene; Lehensherren waren die Könige und Fürsten, Lehensmänner hohe Adelige. Die Freiherren von Güttingen traten in Erscheinung als Lehensmänner des Fürstbischofs von Konstanz und der bedeutenden Klöster St. Gallen, Salem und Katharinental bei Diesenhofen.²¹ Schon zur Zeit der Güttinger waren auch Angehörige des niederen Adels, Ritter (Dienstleute von Adeligen), Stadtbürger und auch gewisse Landbewohner lehensfähig. Der Sinn für die gegenseitige persönliche Beziehung, die darin bestand, dass dem Lehensmann ein «Gut zur Nutzung übertragen wurde, um ihm die Erfüllung von Pflichten im Dienste

17 Brocker, S. 412–413.

18 Brocker, S. 40–41.

19 Brocker, VIII.

20 Meyer, Werner, S. 248.

21 Bütler, S. 2.

des Verleihers zu ermöglichen»²², ging mit der Zeit verloren. «Der Lehenherr war im 18. Jh. rechtlich zwar noch Obereigentümer, ökonomisch reduzierte sich sein Anspruch aber auf den kapitalisierten Zins [...]. Der Bauer war praktisch zum Eigentümer, der Lehenherr zum Rentenbezügler geworden.»²³

Das Lehenswesen wurde bei uns erst im 19. Jahrhundert liquidiert; dass es sich so lange hielt, mag an der Verkoppelung von Herrschaft, Wirtschaft und Sozialprestige gelegen haben, welche die Lehensgüter auch für reiche Städter interessant machte.

2.5 Die Freiherren von Güttingen

Das Geschlecht derer von Güttingen gehörte dem hohen Adel an, man zählt sie zu den «Hochfreien»; «hoch» im Sinne von «adelig» und «frei» heisst «von freier Geburt». Das bedeutete, dass der Hochfreie über die eigene Person und über die eigenen Güter frei verfügen konnte. Dieses vererbte Privileg fehlte dem Ritter; dieser gehörte dem niederen Adel an, er stand oft im Dienste eines hochadeligen Herrn. Die Freiherren von Güttingen waren das einzige hochfreie Geschlecht im oberen Thurgau. Nachbarn auf der gleichen Stufe waren die Freiherren von Bürglen, von Bussnang, von Griessenberg und von Altenklingen. Natürlich machte sich in unserer Gegend auch die absolute Spitzengruppe des Adels bemerkbar: die Habsburger in der Rolle als Landesherren und Könige, vor allem aber die beiden geistlichen Fürsten, der Bischof von Konstanz und der Abt von St. Gallen.

Die Freiherren von Güttingen können nachgewiesen werden von 1159 bis 1357. Obwohl ihre Namen oft in den Urkunden vorkommen, ist es nicht möglich, ihren verwandtschaftlichen Zusammenhang zu klären. Sie besaßen sehr gute Verbindungen zu den Klöstern St. Gallen, Salem, Reichenau und Katharinental sowie zum bischöflichen Hochstift Konstanz. Neben Herren sehr weltlichen Zuschnitts gab es in

ihren Reihen Mönche, Domherren, Bischöfe und Äbte. Es seien kurz einige Herren, und zum Schluss eine Dame, vorgestellt:²⁴

- | | | |
|-----|---|-----------------------------|
| 1) | Ulrich, Domherr zu Konstanz | [1159] |
| 3) | Albertus, Domherr zu Konstanz
Propst zu St. Stephan in Konstanz
Bischof von Chur
gestorben | [1200–1222]
1222
1222 |
| 4) | Rudolf, Abt von St. Gallen
Bischof von Chur
ein Bruder von 3) | 1220–1226
1222–1226 |
| 17) | Heinrich, Abt von Einsiedeln | 1280–1299 |
| 20) | Ulrich, Abt von St. Gallen | 1272–1277 |

Nun einige weltliche Gestalten:

- | | | |
|-----|---|-------------|
| 7) | Heinrich, «nobilis vir dominus»
«Hainricus de Güttingen senior» | [1209–1258] |
| 10) | Ulrich, Landvogt von Oberschwaben
enge Verbindungen zu den Kyburgern | 1281 |
| 14) | Heinrich
war oft in Güterstreitigkeiten verwickelt | [1253–1303] |
| 23) | Diethelm
hatte gute Beziehungen zum Bischof
von Konstanz und stand im Dienste des Reichs
zur Zeit des Königs Rudolf von Habsburg | [1263–1296] |
| 25) | Ulrich
Sohn von 23)
Mitinhaber des Burglehens Hagenwil | [1300–1329] |
| 31) | Adelheid, «die letzte Güttingerin»
verheiratet mit dem Freiherrn
Wilhelm von Enne (Südtirol) | [1313–1357] |

22 «Lehen, -swesen; Lehnrecht», in: Lexikon des Mittelalters, Band V, Spalte 1807.

23 «Leihe», in: Historisches Lexikon der Schweiz, Band 7, S. 757.

24 Bütler, S. 1–30. Man beachte: Die Nummerierung beruht auf der Arbeit von Bütler, in eckigen Klammern steht die Zeit der schriftlichen Erwähnung, die anderen Zahlen sind biografische Daten.

2.6 Die Anfänge des Freudentalerhofs

Der aus den Urkunden bekannte Besitz der Herren von Güttingen (dies dürfte nicht der ganze gewesen sein) lag weit verstreut in den heutigen Kantonen Thurgau, St. Gallen und Zürich sowie nördlich des Bodensees. Er war auf die übliche Weise zusammengekommen: durch Erbschaft, Heirat, Belehnung, Rodung und gewaltsame Aneignung. Er bestand aus Eigengütern und aus Lehen.

Sitz der Freiherren von Güttingen waren die beiden Burgen Wasserburg (auch «Kachel» genannt) beim heutigen Zollershaus und die Moosburg. Der Name Oberburg deutet darauf hin, dass auch beim Winterlishof eine Burg stand. Dazu besaßen sie weitere Güter in Güttingen, darunter auch den Freudentalerhof. Haben die Herren von Güttingen im Gebiet dieses Hofes Rodungen vornehmen lassen und so Neusiedlerland geschaffen? Oder haben sie ein schon bestehendes Gut einfach ausgebaut? Hatte etwa lange vorher schon ein Hof hier bestanden? Wir können keine dieser Fragen beantworten. Wir wissen nicht, wie und wann der Hof den Freiherren von Güttingen zufiel. Wir wissen nur, dass die Adelheid von Güttingen, die «letzte Güttingerin», und ihre Söhne den Freudentalerhof zusammen mit der Moosburg und den Vogteien Güttingen, Landschlacht und Zollikofen²⁵ im Jahre 1357 dem Heinrich von Dettikofen, Bürger zu Konstanz, verkauften und es damit zur ersten uns bekannten schriftlichen Erwähnung des Freudentalerhofs kam.²⁶ Gleichzeitig gaben sie das Lehen in die Hand des Bischofs zurück; somit war das Lehenverhältnis zwischen ihnen und dem Bischof aufgelöst, dieser konnte das Lehen nun wieder vergeben. Wenn er den Käufer des Hofes als neuen Lehensmann akzeptierte, war alles in Ordnung; dann konnte ein frischer Lehensvertrag besiegelt werden. Der Lehensmann durfte also den Hof verkaufen, oder genauer gesagt: nur das Nutzungsrecht am Hof. Das Obergüterum am Hof blieb in den Händen des Lehens-

herrn, dieser konnte bestimmen, wer den Hof nutzen durfte.

Aus diesem Verkauf geht hervor, dass der Freudentalerhof schon vor 1357 ein Lehen des Bischofs von Konstanz war und dass die Herren von Güttingen dieses Lehen innehatten (wie lange schon, wissen wir nicht). Auch über das Verhältnis zwischen den Freiherren und den Bauern, welche den Hof bewirtschafteten, ist uns leider nichts bekannt.

Die Anfänge des Freudentalerhofs liegen also ziemlich im Dunkeln. Es ist zu vermuten, dass es ihn seit dem 12. oder 13. Jahrhundert gibt. Als Gründe für diese Annahme seien angeführt:

1. In der Verkaufsurkunde steht der Freudentalerhof sehr weit vorn in der Liste der veräußerten Güter; der Hof war also ein wichtiger Teil der freiherrlichen Besitzungen und dürfte nicht erst kurz vor 1357 entstanden sein.
2. Der Ortsname «Freudental» erscheint in jener Zeit mehrfach. Erstmals schriftlich erwähnt wurden: zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Stadt Freudental in Nordmähren, 1242 der Weiler Freudental bei Offenburg, 1304 der Weiler Freudental bei Ludwigsburg, um 1320 verschiedene Höfe dieses Namens im Kanton Schaffhausen, 1349 der Flurname Freudental beim Kloster Paradies und 1360 der Hof Freudental bei Dettingen im Landkreis Konstanz (übrigens 7 km südöstlich von Güttingen bei Radolfszell).

Man darf den Namen Freudental vielleicht auch in das Umfeld der Namen Freudenberg, Freudenfels, Schönenberg, Sonnenberg, Singenberg und anderer schön klingender Namen stellen, welche in die Blütezeit der Ritterkultur (12./13. Jahrhundert) gehören. Es ist durchaus möglich, dass irgendjemand

25 Zollikofen: abgegangener Ort in der Nähe von Landschlacht oder vielleicht das jetzige Seedorf. TUB, Band 5, S. 586, Anmerkung 5.

26 TUB, Band 5, S. 586.

aus Freude an der schönen Lage die Rodungen oben am Bach über dem Dorf mit diesem poetischen Namen versah. Wir wollen jedoch nicht so weit gehen, es sei ein besonders feinfühliges Fräulein, etwa eine Adelheid von Güttingen, gewesen, die auf einer Minnesang-Matinée auf der Burg Singenberg bei Sitterdorf diesen Einfall hatte (Die Herren von Güttingen hatten zwar etwas mit Singenberg zu tun ...).²⁷ Jedenfalls gilt der Name «Freudental» als Wortbildung dieser Zeit.

Während der Freudentalerhof zum ersten Mal «im Licht der Geschichte» erscheint, treten die Freiherren von Güttingen von der Bühne ab. Sie gehörten zu den Adeligen, die sich nicht an die neuen Verhältnisse anpassen konnten; ihre Lebensweise hatte sich selbst überlebt. Sie vermochten auf die Veränderungen, wie sie in Abschnitt 2.1 skizziert sind, nicht zu reagieren, denn planen und rechnen, kaufmännisch denken und arbeiten war nicht ihre Stärke, das war vielmehr unter ihrer Würde. Über materielle Güter verfügte man einfach, es schickte sich nicht zu fragen, wie sie erworben wurden.²⁸

3 1357–1802 Die Zeit der Bischöfe von Konstanz

3.1 Der Verkauf des Freudentalerhofs an die Breitenlandenberger

Der Verkauf des Hofes an Heinrich von Dettikofen von 1357 muss rückgängig gemacht worden sein, denn knapp zwei Jahre später, am 14. Juni 1359, verkauften Freiherr Etzel von Enne und seine drei Vettern die Herrschaft Güttingen und damit auch den Freudentalerhof um 1525 Pfund Pfennig dem Ritter Hermann dem Alten von Breitenlandenberger.²⁹ Die Landenberger waren ein in vier Hauptlinien weitverzweigtes sanktgallisches, später kyburgisch-habsbur-

gisches Rittergeschlecht, aus welchem auch einige Konstanzer Bischöfe stammten. Imposant nimmt sich die Liste dessen aus, was da verkauft wurde:

- die Moosburg mit einem Hof und Wald,
- die «Gewelstette»³⁰,
- der Freudentalerhof,
- der obere Wald, Rebberge und ein Acker,
- verschiedene andere Höfe und Liegenschaften, interessant darunter: die Rütinen (gerodete Stücke) der Frau Adelheid, der Mutter des Etzel von Enne,
- die Vogteien Güttingen, Landschlacht und Zollikofen (vermutlich Seedorf/Landschlacht),
- Leibeigene. Es sind namentlich aufgezählt (Abweichungen in den Zahlen sind möglich, die Aufstellung ist nicht sehr systematisch): 109 Männer, 15 Töchter und Witwen, 49 Frauen und 53 Kinder, zusammen 226 Personen; dazu kamen noch die Frauen und Kinder der 109 Männer sowie die Kinder der 49 Frauen, und schliesslich noch alle Leute, «die underhalb Arbon gesessen sint, in stetten oder uf dem lande, wissent oder unwissent, funden oder unfunden, si sigint an disem brief ver-schriben oder nit».³¹

Es muss unbedingt erwähnt werden, dass unter den Leibeigenen acht «Rutishauer» vorkommen. Die Formulierung «Uolrichs saeligen von Ruotershusen wip und vier siner kinder» darf wohl so gelesen werden, dass der Familienname «Rutishauer» zwar so nicht vorkommt, aber quasi in der Luft liegt; von «Uolrich von Ruotershusen» zu «Ruotershusen» ist ein kleiner Schritt.

27 Vergleiche Knoepfli, S. 492.

28 Sablonier, S. 239ff., besonders S. 249.

29 TUB, Band 6, S. 1–6.

30 Laut Idiotikon, Band 1, S. 638–39, und Band 11, S. 1775, eine Vorrichtung zum Fischfang: aus Ruten geflochtene Wände, die im seichten Wasser ein Gehege bildeten.

31 TUB, Band 6, S. 1–6.

Bis hierher waren die verkauften Güter entweder Eigengüter der Herren von Güttingen oder Lehen des Bischofs von Konstanz, die an die Güttinger vergeben waren. Nun folgen noch Stücke, welche Lehen des Abts von St. Gallen waren:

- die Vogteien Kesswil und Uttwil,
- ein Hof in Katzenrüti,
- ein Hof in Uttwil.

Ausdrücklich wird festgehalten, dass die bisherigen Besitz- und Rechtsverhältnisse bestehen bleiben sollen.

3.2 Der Freudentalerhof in den Händen reicher Konstanzer Bürger

Es konnte keine lückenlose Liste der Inhaber der Vogtei Güttingen und damit des Freudentalerhofs erstellt werden. Immerhin fällt bei der Durchsicht der zugänglichen Quellen auf, dass in der Zeit von etwa 1370 bis 1450 reiche Konstanzer den Ton angeben. Johannes Ruch, Bürger zu Konstanz, verkaufte 1386 die Vogtei Güttingen dem Johannes Sailer, ebenfalls von Konstanz, um 1400 Pfund Heller.³² Noch im gleichen Jahr gelangte Güttingen an den Konstanzer Stadtmann Ulrich Habch, der im Fernhandel mit Italien reich geworden war.³³ Habch legte dafür 1800 Pfund Heller aus.³⁴ Im Jahre 1409 verkaufte Johannes von Homburg der Ältere die Vogtei Güttingen dem Konstanzer Stadtmann Heinrich Ehinger.³⁵ Um 1430 spielte ein Heinrich Ehinger in den Auseinandersetzungen zwischen den Zünften und den Patriziern der Stadt Konstanz eine hervorragende Rolle. Er war Mitglied der Zunftpartei, führte aber «als Inhaber der beiden bischöflichen Lehensburgen Güttingen und Moosburg ein ritteradliges Leben».³⁶ Nachdem er als Unterbürgermeister abgelöst worden war, flüchtete er auf seine Burg in Güttingen, wo ihn kurz darauf die Konstanzer gefangen nahmen. Ende 1430 sprach Kaiser Sigismund ein Machtwort zugunsten

der Patrizier. Ehinger wurde zu einer Strafe von tausend Gulden verknurrt und aus der Stadt gewiesen.³⁷ Es kam gewiss auch zu Spannungen zwischen Ehinger, dem Inhaber der Vogtei Güttingen, und seinem Lehensherrn, dem Bischof, da dieser auf der Seite der Patrizier stand. Man kann dies vermuten, wenn man Folgendes vernimmt:

Kaiser Friedrich III. unternahm 1442 nach seiner Krönung in Aachen einen Umritt durchs Reich. Am 20. November zog er, von Gottlieben her kommend, mit etwa 700 Reitern im Gefolge in die Stadt Konstanz ein, «unter einem Baldachin, den vier Konstanzer Ratsherren an roten Stangen trugen».³⁸ Einem dieser vier Baldachinträger, dem Ulrich Blarer, soll Friedrich III. am 25. November die Burg zu Güttingen mit allem Zubehör, also auch dem Freudentalerhof, verliehen haben.³⁹ Blarer gehörte einer der bedeutendsten Konstanzer Patrizierfamilien an, die übrigens aus St. Gallen stammte. Wie kam der Kaiser dazu, ein Lehen des Bischofs zu vergeben? Wollte er damit verdeutlichen, dass die Bischofsstadt Konstanz in erster Linie Reichsstadt sei, dass also er, der Kaiser, der Herr im Hause sei? Oder setzte er einfach die antizünftische Politik Sigismunds fort? Diese Fragen bleiben offen. Wir sehen nur den Freudentalerhof kurz im Spiel zwischen Kaiser, Bischof und Stadtbürgern. Von den Bauern aber, die den Hof bebauen, sehen wir nichts. Vielleicht unterbrachen sie am 28. November kurz ihre spätherbstlichen Verrichtungen und blickten auf den See hinunter, als der Kaiser zu Schiff nach Arbon weiterreiste.⁴⁰

32 GLA 67/1767, S. 49.

33 Maurer, Band 1, S. 258.

34 GLA 67/1767, S. 51.

35 GLA 67/1767, S. 96.

36 Maurer, Band 2, S. 58.

37 Maurer, Band 2, S. 64–65.

38 Maurer, Band 2, S. 85.

39 Maurer, Band 2, S. 85 und S. 127.

40 Niederstätter, S. 157.

3.3 1452: Der Bischof von Konstanz kauft die Vogtei Güttingen

Zu den oben gestellten Fragen gesellen sich neue. Denn offenbar war Güttingen einige Jahre später wieder (oder etwa immer noch?) im Besitz der Ehinger. Wie das zugegangen war, ist nicht klar. Jedenfalls kaufte das Hochstift Konstanz im Jahre 1452 von Ulrich und Conrad Ehinger die Vogtei Güttingen mit allem, was dazugehörte. An die 7000 Gulden, welche der Bischof dafür auslegte, steuerten die Einwohner Güttingens 1000 Gulden bei; als Gegenleistung versicherte ihnen der Bischof, «Güttingen gegen niemand mehr ohne Ihr der Gemeind wissen und einwilligen, weder zu verkaufen noch auch zu versetzen».⁴¹ Güttingen blieb tatsächlich beim Bischof bis zur Auflösung der Feudalordnung kurz nach 1800. Die Formulierung «weder zu verkaufen noch zu versetzen» weist darauf hin, dass fürstliche Hoheiten von ihren Gütern oft einiges versilbern mussten, sei es in einem Verkaufs- oder in einem Pfandgeschäft. Im Falle des Kaufs von Güttingen 1452 scheint es dem Bischof darum gegangen zu sein, ein altes Lehen des Hochstifts wieder enger an sich zu ziehen; die Ehinger (Zunftpartei) und die Blarer (Patrizierpartei) waren offenbar zu stark in die Bürgerkämpfe in der Stadt Konstanz verwickelt. Und den Güttingern mag das hochfürstliche Domstift als Oberinstanz lieber gewesen sein als ein neureicher städtischer Emporkömmling. Es war ihnen gewiss nicht entgangen, dass die Bischöfe von Konstanz südlich des Bodensees nie ein bedeutendes politisches Übergewicht erlangen konnten: zu stark waren die anderen Kräfte wie die deutschen Könige, die Habsburger, die Bürgerschaft der Stadt und schliesslich die Eidgenossen. Dabei hatte die Konstanzer Kirche anscheinend schon im 10. Jahrhundert über einen stattlichen, zusammenhängenden Komplex südlich des Bodensees verfügt.⁴² Es müssen aber schon früh Verluste eingetreten sein. Zweifellos war mancher Besitz dem Bischof entglit-

ten, weil die Inhaber bischöflicher Lehen diese zu eigenen Herrschaften auszubauen begannen. Offenbar hatten das auch die Herren von Güttingen getan, heisst es doch, der Bischof habe Güttingen 1452 zurückerworben.⁴³ Das ist ganz im Sinne von «verlorene Positionen zurückgewinnen» gemeint. Der Konstanzer Bischof Heinrich IV. von Hewen (aus dem Geschlecht der Freiherren von Hewen, die Stammburg war Hohenhewen bei Engen) war nicht nur ein kirchlicher Reformbischof, sondern auch ein ausgezeichnete Realpolitiker. Er regierte 1436 bis 1462. 1441 löste er die verpfändete Stadt Arbon ein und 1453 das Schloss Castell. Er hinterliess das Bistum «trotz der schwierigen Zeiten organisatorisch und wirtschaftlich gestärkt».⁴⁴

3.4 Güttinger Bürger auf dem Freudentalerhof

Nun war also der Bischof von Konstanz Besitzer der Vogtei Güttingen. Alsogleich wurde ein Vogt eingesetzt, der das Amt Güttingen von der Moosburg aus verwaltete.

Uns interessiert natürlich der Freudentalerhof. Leider ist einzig ein Lehensbrief aus dem Jahre 1469 bekannt; aus diesem geht hervor, dass Gebhart Haldenstein in Güttingen diesen Lehenshof innehatte.⁴⁵ In diesem Reversbrief bekennt Haldenstein, dass der Bischof ihm den Hof als rechtes Erbzinslehen geliehen habe und dass er und seine Erben den Hof in Ehren halten und sachgemäss bewirtschaften wollten sowie den Zins von vier Mütt Kernen, einem Malter Hafer, 10 Schilling Pfennig, zwei Fastnachts- und zwei

41 GLA 82/2010.

42 Müller, Anneliese, S. 13.

43 Müller, Anneliese, S. 13.

44 Kuhn, Band 1, S. 384–391, das Zitat S. 390.

45 StATG 7'10'73, II 82/1, 12.1.1469.

Herbsthühnern und 50 Eiern pünktlich bezahlen würden. Bis 1802, das heisst bis zur Auflösung des bischöflichen Grundbesitzes, blieb dieser Zins so bestehen!

Es liess sich kein einziges Schriftstück auffinden, das uns etwas über den Freudentalerhof im 16. Jahrhundert berichtet hätte.

Im Jahre 1606 bestätigte Wendel Müller in Güttingen als Trager von Sebastian Koller, dass er das Freudentalerlehen innehatte.⁴⁶ Der Reversbrief enthält die gleichen Formulierungen wie der Brief von 1469 – auch dies zeigt, wie langlebig einmal festgeschriebene Abmachungen waren. Bemerkenswert ist er, weil wir einiges über die Beziehung Lehensherr – Lehensmann erfahren.

Da ist zuerst die Rolle des Wendel Müller als Trager von Sebastian Koller. Falls ein Lehen an mehrere Teilhaber vergeben war (z. B. bei Erblehen an mehrere Brüder), wurde einer zum Trager bestimmt; dieser hatte die Abgaben von den Mitbelehnten einzuziehen und dem Grundherrn abzuliefern. Der Trager war der Vertrauensmann der Lehensteilhaber. Er wirkte aber auch im Interesse des Herrn, denn dieser hatte auf diese Weise nur einen Vertragspartner statt mehrerer, was der Zerstückelung des Lehens entgegenwirkte.⁴⁷ Man darf annehmen, dass sich der Trager seine Position und seinen Arbeitsaufwand (der Naturalzins musste dem Herrn gebracht werden, in unserem Fall in die Moosburg) von den Mitinhabern des Lehens auf irgendeine Art entgelten liess. Häufig zählten die Trager eher zu den begüterten Dorfbewohnern. Müller bekennt und beschwört im Brief von 1606, dem bischöflichen Hochstift gehorsam zu sein, dessen Wohlfahrt zu fördern, alles zu tun, was ein getreuer Lehenstrager seinem Herrn gegenüber zu tun schuldig sei, insbesondere keine Lehen zu verheimlichen. Dieser Punkt deutet an, dass die Lehenskanzlei offenbar nicht immer den genauen Überblick hatte; es dürfte vorgekommen sein, dass ein Trager Teillehen verschwiegen, das heisst, dass die Abgabe von

einem Stück des Lehens bei ihm hängen blieb und sich somit die Gesamtzinslast auf weniger Personen verteilte.

Weiter bekräftigte Müller, er werde «getreulich und ungefährlich» dem Lehensherrn verbunden sein. Hier klingt das Motiv der Treue des Gefolgsmanes an; «ungefährlich» heisst soviel wie redlich, rechtschaffen.⁴⁸ Müller bietet seinem Herrn auch Gewähr dafür, dass Koller den Hof gut bewirtschaften werde. Falls Koller dies nicht tue und den Zins nicht aufbringen könne, «so solle der Bischof oder sein Nachfolger alle andere Habe und Güter, liegende und fahrende, darum angreifen und neben gedachtem Hof zu ihren Händen ziehen».⁴⁹

Es ist noch festzuhalten, dass die Familiennamen Müller, Koller und Haldenstein auf der Güttinger Gerichtsscheibe von 1630 vorkommen; diese Familien gehörten zweifellos zur Oberschicht des Dorfes.⁵⁰

Sechs Jahre später, 1612, war Peter Wonlich Inhaber des Freudentalerhofs; ein Trager ist nicht erwähnt.⁵¹ Unter den konstanzer Patrizierfamilien kamen Wonlich vor. Es ist aber nicht erwiesen, dass dieser Peter Wonlich aus Konstanz kommt. Wonlich, wie übrigens schon Müller, bat den Vogt zu Güttingen, Dietrich von Hallwyl, sein Siegel an die Urkunde zu hängen. Er besass also kein eigenes Siegel, um den Lehensvertrag zu «besiegeln». Im Allgemeinen verfügten Adelige und Beamte über ein eigenes Siegel (und Wappen).

1613 schrieb der Güttinger Vogt der bischöflichen Lehenskanzlei, Wonlich ersuche um die Bewilligung, ein neues Haus bauen zu dürfen.⁵² Leider

46 STATG 7'10'73, II 82/1, 18.12.1606.

47 Grimm, Band 21, Spalte 1123, Punkt 2), und Band 21, Spalte 1124, Punkt c).

48 Grimm, Band 24, Spalte 661, Punkt 2).

49 STATG 7'10'73, II 82/1, 18.12.1606.

50 Kuhn, Band 1, S. 247.

51 STATG 7'10'73, II 82/1, 10.5.1612.

52 STATG 7'10'73, II 82/1, 4.2.1613.

kennen wir die Antwort nicht. Vermutlich wurde dann gebaut, denn 1623 gestattete man Wonlich, den Freudentalerhof mit 400 fl (Gulden) Kapital und jährlich 20 fl Zins auf sieben Jahre beschweren zu dürfen.⁵³ Aber schon vor Ablauf dieser Frist – 1628 – wollte Wonlich den Freudentalerhof verkaufen, weil ihn die Schuldenlast drückte, besonders weil er vor zwei Jahren ein ganz neues Haus gebaut hatte.⁵⁴ Dass dies ein Neubau neben dem bestehenden Haus war (und nicht etwa ein Neubau anstelle des alten Hauses), geht aus dem Güterbescrieb im Lehensrevers von 1662 hervor: «Haus, Hof, Hofstatt, Torgel samt dem Krautgarten und siner Wies, die Hauswies genannt, worinnen ein Haus, Hofstatt liegt, welche Zehntfrei, und ist die Wies etwa 9 Mannsmad, alles an- und beieinander gelegen.»⁵⁵ Das heutige Haus Nr. 409 direkt östlich der Strasse dürfte an der Stelle dieses Neubaus von etwa 1626 stehen; und das grosse Haus dahinter, Nr. 407, wäre demnach im Kern der alte Freudentalerhof (vgl. Abb. 4).⁵⁶

3.5 1628–1693: St. Galler auf dem Freudentalerhof

Wonlich fand einen Kaufinteressenten, der ihm 1500 Gulden versprochen hatte; es war Hans Staudenus, «ein katholischer Mann aus dem St. Gallischen».⁵⁷ Die bischöfliche Lehenskanzlei bewilligte 1628 den Verkauf.⁵⁸ 1646 verkaufte Staudenus den Hof an Andreas Kunckhler, Bürger der Stadt St. Gallen, der ihn 1653 seinem Sohn Lorenz vererbte.⁵⁹

Exkurs: Der Name «Bleyenhof»

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts begannen die protestantischen Pfarrer im Thurgau auf Geheiss ihrer Oberen in Zürich, Tauf-, Ehe- und Sterberegister sowie Bevölkerungsverzeichnisse anzulegen. Der Güttinger Pfarrer gliederte das Bevölkerungsverzeichnis erstmals 1649, indem er die Familien von Güttingen, «Löüwenhusen», «Ruterschusen», «Dünnershusen» und «Bleyenhof» gesondert aufschrieb.⁶⁰

Unvermittelt taucht hier der Name «Bleyenhof» auf! Bisher war immer vom «Freudentalerhof» die Rede gewesen, und erst 1741 heisst es in einer Urkunde «Hof Freudenthal oder Bleyenhof».⁶¹ Die Herkunft des Namens «Bleyenhof» konnte nicht geklärt werden. Wir wissen nicht, wie der Hof zu diesem Namen kam. Wir sind wieder einmal auf Vermutungen angewiesen. Mögliche Erklärungsversuche wären:

1. «Blaie», «Bleie», «Feld-Poei», «wilde Bolei» oder «Poleien» bedeutet Feldthymian.⁶²
2. Neben diesem Pflanzennamen kommt ernsthaft der Personenname Pelagius in Frage, von welchem es die Kurzform «Blei» oder «Poley» gab. In Wil SG kam 1532 der Familienname Blai vor,⁶³ in Bischofszell 1501 der Name Pelay.⁶⁴ Der Heilige Pelagius war einer der Patrone des Bistums Konstanz; in Bischofszell gab es das Pelagiusstift, bekannt ist heute noch der St. Pelagiberg. In Sulgen, Rüti und Mühlebach gab es 1472 die «Sankt Polayen Gottshuslüt».⁶⁵ Es fällt auf, dass der Pfarrer von Güttingen den Namen «Bleyenhof» verwendet, während die Lehenskanzlei Konstanz immer vom «Freudentalerhof» spricht. Vielleicht war «Bleyenhof» die volkstümliche Nennung, die damit die Zugehör-

53 StATG 7'10'73, II 82/1, 31.12.1643.

54 StATG 7'10'73, II 82/1, 5. und 8.1.1628.

55 StATG 7'10'73, II 82/1, 13.4.1662.

56 Denkmalpflege, Hinweisinventar, Band Güttingen, S. 181.

57 StATG 7'10'73, II 82/1, 5.1.1628.

58 StATG 7'10'73, II 82/1, 5.1.1628.

59 GLA 67/555, S. 440 und S. 685.

60 StATG o. Sign. Bevölkerungsverzeichnis Evangelische Kirchengemeinde Güttingen: 1649 (StAZHE II 223 b, S. 371). Die Originale befinden sich im Staatsarchiv Zürich.

61 StATG 7'10'73, II 82/1, 5.6.1741.

62 Idiotikon, Band 5, S. 2.

63 «Jos. Blai von Wil uss dem Turgöuw»: Idiotikon, Band 5, S. 2.

64 Knoepfli, S. 138.

65 Idiotikon, Band 4, S. 1160.

rigkeit des Hofes zum Bischof bezeichnen wollte, oder es steckt der Name eines uns unbekanntes Inhabers oder Bauern dahinter. Aber das sind alles nur Theorien.

Die Bevölkerungsverzeichnisse melden uns endlich einmal etwas über die Bewohner des Bleyenhofs. Laut dem Verzeichnis von 1649 wohnte hier eine Familie Keller: die Eltern Hans Keller und Barbel Iseli mit ihren Kindern Maria (20), Hans Ulrich (17), Barbel (15), Hans Jacob (13), Elsbeth (7) und Joseph (5).⁶⁶ Im Verzeichnis von 1646 kommt diese Familie nicht vor – war sie tatsächlich noch nicht hier? Wie kam sie auf den Hof? Hat Kunckhler, der das Freudentalerlehen 1646 antrat, den Hans Keller als «Bestandsbauern» (Pachtbauern) angestellt?

Das nächste erhaltene Bevölkerungsverzeichnis stammt aus dem Jahre 1670. Zwischen 1670 und 1690 finden wir diese Einträge zum Bleyenhof:⁶⁷

- 1670: Ulrich Kugler und Anna Hausammännin, Ulrich 18½ und Hans 15½ Jahre
- 1676 gleiche Personen wie 1670 und als Dienst: Jakob Stäheli
- 1679 Ulrich Kuglers Witwe, Hans und die Dienste: Heinrich Kugler und Anna Rutishauser, Oberaach
- 1682 gleiche Personen wie 1679
- 1687 Hans Kugler und Ursula Hanselmann mit Barbara

Leider haben wir keine Schriftstücke, welche uns Einblick in das Verhältnis des Hofbauern zum Lehensinhaber Kunckhler oder gar zum Bischof gewähren, auch über die Stellung der Dienste ist nichts bekannt. Vermutlich bestand zwischen dem Bauern Kugler und dem Lehensinhaber Kunckhler eine Art Pachtverhältnis, das hiesse ein Lehen auf Zeit, ein sogenanntes Schupflehen. Es konnte auch vorkommen, dass ein Schupflehen vom Vater auf den Sohn überging, das scheint bei den Kuglers der Fall gewesen zu sein.

Der Freudentalerhof umfasste immer etwa 34 Juchart Ackerland und etwa 10 Juchart Wiese.⁶⁸ War das nicht zu viel Land zum Bewirtschaften für die zwischen 1670 und 1687 erwähnte Familie? Traf Kugler etwa noch Abmachungen mit anderen Bauern? Bedauerlicherweise können wir diese und ähnliche Fragen nicht beantworten, weil das Alltagsleben der arbeitenden Landleute äusserst schlecht dokumentiert ist.

Der Inhaber des Freudentalerlehens, Lorenz Kunckhler, hat hingegen in der schriftlichen Überlieferung manche Spur hinterlassen, denn er war sanktgallischer Obervogt zu Bürglen. 1662 schrieb er dem Bischof, dieser möge den Bürgermeister und den Rat der Stadt St. Gallen mit dem Freudentalerhof belehnen.⁶⁹ Man antwortete ihm, der Bürgermeister und der Rat sollten einen ehrlichen Mann als Träger bezeichnen, diesem sei dann der bischöfliche Konsens gewiss.⁷⁰ Möglicherweise wollte man bischöflicherseits verhindern, dass die protestantische Stadt St. Gallen als Lehensnehmer in Güttingen Fuss fasste. Hatte die Stadt etwa gar im Sinn, ihr Herrschaftsgebiet zu vergrössern, indem sie einen Privatmann als Käufer vorschob? Angesichts der damals herrschenden konfessionellen Spannung ist eine solche Frage nicht unberechtigt. Der von St. Gallen vorgeschlagene Träger war der Zunftmeister Hans Jacob Weniger. In seinem Lehensbrief von 1662 wurde der Freudentalerhof folgendermassen beschrieben:⁷¹

- die beiden Häuser mit zirka 9 Mannsmad Wiese,
- das «Spitzwiesli», zirka 1 Mannsmad (= zirka 1 Juchart),

66 StatG o. Sign. Bevölkerungsverzeichnis Evangelische Kirchengemeinde Güttingen: 1649.

67 StatG o. Sign. Bevölkerungsverzeichnisse Evangelische Kirchengemeinde Güttingen: 1670, 1676, 1679, 1682, 1687, S. 1092.

68 StatG 7'10'73, II 82/1, 13.4.1662.

69 StatG 7'10'73, II 82/1, 18./28.3.1662.

70 GLA 67/555, S. 897.

71 StatG 7'10'73, II 82/1, 13.4.1662.

- in der «Samenzelg» gegen Altnau:
 - 4 Äcker von zirka 3 Juchart,
 - 6 Äcker von zirka 9 Juchart,
- in der «Haberzelg»:
 - das «Zelgli», zirka 9 Juchart,
 - das «kleine Zelgli», zirka 3 Juchart,
- in der «Brachzelg»:
 - das «Langzelgli», zirka 10 Juchart,
- das «Eichwäldli», zirka 1 Juchart Holzboden.

3.6 1693–1719: Eine bewegte Zeit

Diese Zeit war geprägt von den konfessionellen Gegensätzen. In der Eidgenossenschaft herrschte um 1700 eine «politisch-religiöse Spannung, die die Geister jener Zeit befangen hielt und die sich nicht anders als durch eine gründliche Neuordnung der konfessionellen Rechte und Pflichten dauernd lösen liess».⁷² «Die reformierte Mehrheit der Bevölkerung [im Thurgau] befand sich gegenüber der katholischen Mehrheit der regierenden Kantone stets im Nachteil»,⁷³ und zudem versuchten der Bischof von Konstanz und der Abt von St. Gallen, ihre Aufsichtsgewalt über beide Konfessionen auszuüben. Der Vierte Landfriede von 1712, der den sogenannten «Zwölfkerkrieg», den schweizerischen Religionskrieg mit den meisten Opfern, beendete, brachte für die Eidgenossenschaft und für die Gemeinen Herrschaften, also auch für den Thurgau, die völlige Parität zwischen den Konfessionen. «Der Staat anerkannte demnach das evangelische Bekenntnis, gleich dem katholischen, als eine positive selbständige Glaubensform mit dem Rechte unabhängiger Kirchenorganisation und kirchlicher Gesetzgebung.»⁷⁴

Selbst der Freudentalerhof geriet in das Hin und Her konfessionellen Haders. Am 3. Oktober 1692 teilten Bürgermeister und Rat der Stadt St. Gallen dem Bischof mit, dass sie sich entschlossen hätten, das von ihnen innegehabte Gut Freudental um 1500 Gulden

dem Hans Kugler, der es bisher bebaut habe, zu verkaufen.⁷⁵ Am 14. November 1692 schrieben die St. Galler einen zweiten Brief gleichen Inhalts, die bischöfliche Kanzlei hatte offenbar noch nicht reagiert.⁷⁶ Das Güttingische Zehnturbar von 1692 führt tatsächlich Hans Kugler als Inhaber des Hofes auf.⁷⁷ Aber schon kurze Zeit darauf muss der Hof an St. Gallen zurückgefallen sein; was da geschehen war, ist nicht bekannt.

Ins Jahr 1693 fällt ein brusker Szenenwechsel, was die Lehensinhaber betrifft: Der protestantische St. Galler Ratsherr Hans Jacob Weniger verkaufte den Freudentalerhof dem Hochfürstlichen Konstanzer Geheimen Rat und Kanzler Johann Kaspar von Mohr;⁷⁸ dieser war 1689 bis 1695 Kanzler des Bischofs. 1698 erbte dessen Sohn, der hochgelehrte Doktor Franz Joseph von Mohr, den Hof.⁷⁹

Im Jahre 1710 geschah erneut etwas Unerwartetes: Dieser Franz Joseph von Mohr verkaufte den Hof einem Protestanten, dem Bauern Hans Jacob Keller aus Eppishausen. Als ihm der Bischof zunächst den Konsens zum Verkauf verweigerte, versuchte sich von Mohr des Langen und Breiten zu rechtfertigen. Von den 13 Punkten dieses Schreibens seien einige für uns besonders aufschlussreiche erwähnt. Von Mohr argumentierte:

- am 16. Oktober 1710 sei der katholische Ammann von Eppishausen erschienen und habe für den Hof 1800 Gulden geboten, 400 Gulden bar, den Rest wollte er verzinsen, bis er sein eigenes Gut versilbert habe. Das sei aber «contra iura et privilegia feudalia»⁸⁰. Deshalb und wegen des tiefen Angebots habe sich der Kauf zerschlagen.

72 Dierauer, Band 4, S. 170.

73 Dierauer, Band 4, S. 159.

74 Dierauer, Band 4, S. 209.

75 StATG 7'10'73, II 82/1, 3.10.1692.

76 StATG 7'10'73, II 82/1, 14.11.1692.

77 StATG 7'32'231.

78 StATG 7'10'73, II 82/1, 10.2.1693.

79 StATG 7'10'73, II 82/1, 1.1.1698.

- tags darauf hätten sich zwei Protestanten [«Aca-tholici»] für den Hof interessiert: Hans Georg und Hans Jacob Keller, ebenfalls aus Eppishausen, wo-rauf er ihnen den Hof um 2500 Gulden verkauft habe.
- die Protestanten [gemeint sind wohl die Keller] seien, gestützt auf Landfriede und Bündnisse, der Meinung, niemand könne sie am Kauf hindern, es sei denn, die Güttinger würden ihnen den Kauf verwehren, weil sie Fremde seien.
- der Hof sei bis 1693 in den Händen von Protestan-ten gewesen, und seit diesem Zeitpunkt habe ihn ein fleissiger calvinischer Bestandsbauer⁸¹ besorgt.
- der Freudentalerhof liege etwas abseits von Güt-tingen und zudem abgetrennt von des Bischofs anderen Gütern.⁸² Es werde dem katholischen Glauben nichts entzogen, da der Käufer in Mettlen ein eigenes Gut habe, wohin er seinen Sohn stel-len könne.

Weiter verweist von Mohr auf seine hohen Schulden, auf seine persönlichen Verhältnisse und auf seine angeschlagene Gesundheit. Es sei unwahr-scheinlich, dass er für den Hof jemals so viel lösen werde wie jetzt. Auch seien die Jahre seines Bestands-bauern verflossen, der Hof sei ihm schon aufgekün-digt worden.⁸³

Dieser letzte Punkt scheint darauf hinzuweisen, dass von Mohr den Hof als sogenanntes Schupflehen vergeben hatte. Bauer auf dem Hof war 1710 Hans Ulrich Wagner (*1677), seine Frau war Anna Müller (*1678), die Kinder Hans Georg (*1702), Anna (*1704), Hans Ulrich (*1705) und Hans Conrad (*1709).⁸⁴

Schliesslich gab der Bischof im April 1711 seine Einwilligung zum Verkauf, womit also der Bauer Hans Jacob Keller aus Eppishausen neuer Inhaber des Freudentalerhofs war.⁸⁵ Das Bevölkerungsverzeichnis 1710 der Kirchgemeinde Sulgen erwähnt diese Familie unter Eppishausen: Hans Jacob Keller und Maria

Munzin mit den Kindern Elisabeth, Hans Jacob und Hans Georg;⁸⁶ im Verzeichnis von 1722 ist sie dann nicht mehr aufgeführt.

Im Jahre 1713 gestattete der Bischof dem Hans Jacob Keller, von Jeremias Beyer in Schaffhausen 1200 Gulden aufzunehmen, mit der doppelten Be-dingung aber, dass Keller mit diesen 1200 Gulden die Restschuld bei Franz Joseph von Mohr abtrage und sechs Jahre später die volle Summe samt 60 Gulden jährlichem Zins dem Beyer zurückzahle. Der Bischof sah es natürlich nicht gern, dass fremdes Geld in sei-nem Lehenhof steckte. Vermutlich erhielt Beyer sein Geld 1719 nicht zurück, denn im Jahre 1718 warf eine Tragödie die Verhältnisse auf dem Bleyenhof durcheinander.

3.7 Das dramatische Jahr 1718

Am 29. Mai 1718 schrieb Anton Dräher, der Vogtei-verwalter zu Güttingen, dem Landvogt in Frauenfeld, er habe vernommen, dass der Landweibel die «activa und passiva» des Hans Jacob Keller auf dem Bleyen-hof aufgenommen habe, vermutlich deshalb, weil sich Keller eines Ehebruchs schuldig gemacht haben solle. Da eine solche Bestandesaufnahme nur bei Ganten und Konkursen üblich sei, protestiere er gegen diesen Eingriff in die Rechte des Bischofs.⁸⁷ Die Antwort des Landvogtes Morlot vom 4. Juni war

80 = gegen geltendes Recht und Feudalprivilegien.

81 = Pachtbauer: das war Hans Ulrich Wagner, wir werden auf ihn zurückkommen.

82 Er liege also nicht an wichtiger Lage; dieses Gut sei «ein-schichtig»: vgl. Grimm, Band 14, S. 2641.

83 STATG 7'10'73, II 82/1, 6.11.1710.

84 STATG o. Sign. Bevölkerungsverzeichnis Evangelische Kirch-gemeinde Güttingen: 1710.

85 GLA 67/558, S. 400–403.

86 STATG o. Sign. Bevölkerungsverzeichnis Evangelische Kirch-gemeinde Sulgen: 1710.

deutlich. Kellers Vergehen betreffe nicht nur Ehebruch, sondern sei in mehreren Punkten malefizischer Natur, falle also unter die Blutgerichtsbarkeit. Es obliege dem Hochobrigkeitlichen Fiskus, die Hand sowohl auf Keller, wenn er greifbar sei, wie auch auf dessen Güter zu legen. Der Landvogt wunderte sich sehr darüber, dass der Güttinger Vogt glaube, er, Morlot, könne nicht zwischen einer kriminellen Tat und einem gewöhnlichen Ehebruch unterscheiden, zumal er wohl zu entscheiden wisse, was in die Hohe Gerichtsbarkeit der Eidgenossen gehöre und wie weit sich die niedrigere Gerichtsbarkeit erstreckte [die dem Bischof zustand].⁸⁸ Was war geschehen?

Der Prozessakte ist zu entnehmen: Die 23-jährige Ursula Imhof aus Altnau, Magd auf dem Bleyenhof, gestand, dass der Bleyenhofbauer Keller ihrer Schwangerschaft schuldig sei. Nachdem sie ihm mitgeteilt habe, sie sei schwanger, habe er ihr drei Tränke gebracht, einen aus Haselwurzeln, den zweiten aus Lorbeer und Safran und als dritten einen, mit dem man die Füllen abtreibe. Weil alle drei nicht wirkten, habe er sie gefragt, ob er sie anfassen dürfe, um festzustellen, ob sie wirklich schwanger sei. Da sie ihm das gestattet habe, habe er sie ungefähr drei Tage vor der Geburt drei Abende hintereinander in seiner Stube auf der Bank so heftig mit beiden Händen gedrückt, dass sie nicht nur wohl gespürt habe, wie heftig er an dem Kind drücke, sondern dass sie auch starke Schmerzen gelitten und kaum mehr habe Atem schöpfen können. Als sie ihm sagte, sie habe ein totes Kind geboren, habe er ihr befohlen, niemandem etwas zu sagen, das Kind unter dem Laubsack zu verstecken und es dann auf den Friedhof Scherzingen zu tragen. Darauf floh Keller ausser Landes. Da er auf die an seinem Haus angeschlagene Ediktalzitation nicht erschien, war klar, dass er diesen Kindsmord auf dem Gewissen hatte.⁸⁹ Seine Güter fielen dem Fiskus anheim; somit war der Bleyenhof im Besitz der Eidgenossen, genauer gesagt der acht Orte, welche den Thurgau regierten.

Am Samstag, dem 18. Juni 1718, wurde über Ursula Imhof Land- und Malefizgericht gehalten. Die Richter urteilten, «dass dises arme Mensch dem Scharf Richter Meister Johannes überantwortet. Ein Stundt an den Branger gestelt, darnach abgelassen mit ruthen um die Stadt herumb gestrichen und für sechs Jahr aussert des Landes verbanderieret werden solle, und seyn. Bey nebednts solle Ihnen vorbehalten seyn, dass wan noch etwas über kurz oder lang sollte herfürkommen, das nothwendig und erforderliche Recht.»⁹⁰ Von Keller konnte bislang in den Akten nach 1718 nichts gefunden werden.

Der gerichtlichen Erledigung des Falles folgte die juristisch-politische Flurbereinigung in Sachen Freudentalerhof oder Bleyenhof. Die Eidgenossen hatten den Hof also konfisziert. Die bischöfliche Lehenkanzlei in Meersburg fand aber, es seien nur das persönliche Vermögen des Jacob Keller und die Nutzniesung des Lehens (dies aber auch nur, solange der Lehensinhaber lebe) dem Fiskus zugefallen, keineswegs das Lehen selber.⁹¹ Der Landvogt ging nicht darauf ein, sondern verkaufte den Hof kurzerhand um 3000 Gulden dem Hans Ulrich Wagner, der schon 1710 auf dem Hof gewohnt hatte (vergleiche Abschnitt 3.6).⁹² Dagegen protestierte der Obervogt in Güttingen und hinderte Wagner am Einbringen der Ernte.

Darauf befasste sich die eidgenössische Tagsetzung mit der Angelegenheit. Sie beauftragte den Landvogt, dem Obervogt in Güttingen klarzumachen, dass die Eidgenossen berechtigt seien, den Hof zu verkaufen, dass sie aber nie daran dächten, den Bischof in seinen Lehensrechten einzuschränken.

87 StATG 7'10'73, II 82/1, 29.5.1718.

88 StATG 7'10'73, II 82/1, 4.6.1718.

89 StATG 7'10'73, II 82/1.

90 StATG 0'32'0, S. 97f.

91 StATG 7'10'73, II 82/1, 29.6.1718.

92 StATG 7'10'73, II 82/1, 7.7.1718.

Wohl aber seien sie entschlossen, Wagner beim Einsammeln der Feldfrüchte zu schützen.⁹³ Kurz vorher hatte die bischöfliche Kanzlei noch Vogt Dräher geschrieben, man protestiere weiterhin gegen die Konfiskation und den Verkauf des Hofs durch die Eidgenossen, und der Bischof werde Wagner niemals als Lehensmann akzeptieren. Wagner solle sich vom Hof zurückziehen, der Kauf des Hofs verletze die lehensherrlichen Rechte des Bischofs und sei deshalb null und nichtig.⁹⁴

Aber die gelassene Haltung des Landvogts machte der bischöflichen Kanzlei langsam deutlich, dass bei ihm nichts zu erreichen sei. Und als der Herbst nahte und mit ihm der Zinstermin Martini, an dem von möglichst allen Gütern die Zinsen einlaufen sollten, befand die Meersburger Kanzlei, man solle nun doch den Hans Ulrich Wagner mit dem Freudentalerhof belehnen, damit auch dieser Zins pünktlich eintreffe. Schliesslich sollte der Hof gehörig bebaut werden, damit man die Gläubiger zufriedenstellen könne.⁹⁵

Am 22. November 1718 forderte der Bischof seinen Vogt in Güttingen auf, Wagner bei der Abfassung eines Gesuches um Aufnahme als Lehensmann zu helfen. Die bischöfliche Lehenskanzlei lieferte gleich den Entwurf für ein solches «Memorial» mit. Es sollte etwa so lauten: Er, Wagner, habe vernommen, der Bischof akzeptiere ihn nur deshalb nicht als Lehensmann, weil ihm der Landvogt Morlot den Freudentalerhof verkauft habe. Er beteilige sich aber nicht an den darob entstandenen Streitigkeiten und bitte deshalb den Bischof, ihn als Vasall aufzunehmen und ihn mit dem Hof zu belehnen. Er verspreche, ein pflichtbewusster Lehensmann zu sein.⁹⁶

Sechs Tage später überreichte Wagner dieses «Memorial» persönlich in Meersburg; er wurde aber nicht sogleich mit dem Hof belehnt, weil er das Geld für die Konsens- und die Lehenstaxe nicht bei sich hatte.⁹⁷ Nach den bevorstehenden Weihnachtsferien solle die Belehnung formell erledigt werden. Das ge-

schah wohl, denn 1720 war Hans Ulrich Wagner Inhaber des Freudentalerhofs, mit dem bischöflichen Konsens versehen.⁹⁸ Etwa 200 Jahre später sollten die letzten Wagner den Hof verlassen.

Das Jahr 1710 ist deshalb ein bemerkenswertes Datum in der Geschichte des Freudentalerhofs, weil mit Doktor Franz Joseph von Mohr die Reihe der Lehensinhaber abbrach, welche einer sozialen Oberschicht angehörten. Von 1710 bis 1802 hatten die den Hof bewirtschaftenden Bauern das Lehen inne.

3.8 Der Freudentalerhof im 18. Jahrhundert

Dieser Abschnitt wendet sich geografisch-wirtschaftlichen Themen zu. Zunächst wird auf die Dreizelgenwirtschaft eingegangen, dann auf die Witterung. Dabei ist allerdings nicht nur von den Verhältnissen im 18. Jahrhundert die Rede. Nach der Beschreibung des Freudentalerhofs gilt unser Interesse den beiden Hauptgetreiden, dem Dinkel und dem Hafer, sowie der Frage nach den Erträgen und Abgaben. Schliesslich befassen wir uns noch kurz mit der Agrarrevolution des 18. Jahrhunderts, welche das Ende der alten Dreizelgenwirtschaft einleitete.

3.8.1 Die Dreizelgenwirtschaft

Im Fruchtfolgesystem der Dreizelgenwirtschaft lag eine Zelge brach, die zweite trug Winterfrucht

93 EA, Band 7/1, S. 763.

94 StatG 7'10'73, II 82/1, 12.7.1718.

95 StatG 7'10'73, II 82/1, 22.11.1718, Bericht über die Zeit vom 22.10. bis 22.11.1718.

96 StatG 7'10'73, II 82/1, 22.11.1718, Bericht über die Zeit vom 22.11. bis 22.12.1718.

97 StatG 7'10'73, II 82/1, 22.11.1718, Bericht über die Zeit vom 22.11. bis 22.12.1718.

98 GLA 67/583, S. 732.

(Dinkel) und die dritte Sommerfrucht (Hafer). Die Brachzelge bereitete man durch mehrmaliges Pflügen und Ausbringen von Mist auf die Aussaat des Wintergetreides vor. Bevor man dann in der Folge auf dieser Zelge die Sommerfrucht säte, wurde sie nicht mehr gedüngt.⁹⁹

Schema für eine Zelge

1. Jahr	2. Jahr	3. Jahr
brach		
pflügen misten		
Aussaat von Dinkel	Ernte	Aussaat Ernte von Hafer

Schema für den Hof

Zelge	Jahr		
	1	2	3
1	brach	Ernte Dinkel	Ernte Hafer
2	Ernte Dinkel	Ernte Hafer	brach
3	Ernte Hafer	brach	Ernte Dinkel
	Grundzins Zehnten	Grundzins Zehnten	Grundzins Zehnten

In der Dreizelgenwirtschaft blieb die Produktivität konstant beschränkt, denn stets war ein grosser Teil des Landes ungedüngt; Rodungen waren nur noch sehr selten möglich. So war die Landwirtschaft unmittelbar vom Klima abhängig.¹⁰⁰

3.8.2 Die Witterung

Das hervorstechende Merkmal der Witterung waren die grossen Veränderungen von Jahr zu Jahr; kein Jahr war gleich wie das andere – wie heute auch! Aber doch kamen manchmal ein paar Jahre hintereinander vor, die sich relativ ähnlich sahen. Den Witterungsverlauf sollen nur einige wenige summarische Angaben andeuten.¹⁰¹

1530–1565

Temperaturmässig etwa vergleichbar dem Optimum von 1931 bis 1960.

1565–1600

Temperaturabfall von etwa 0,8° im Sommer, Zunahme der Niederschläge um 15%; deutlich weniger Sonne; 1573 erste Eisprozession über den Bodensee; zunehmende Anomalien; «Zwischen 1585 und 1615 geriet der normale Verlauf der Jahreszeiten, namentlich im Winter und Frühjahr, mehrmals völlig durcheinander».¹⁰²

17. Jahrhundert

Trockenheit ist hier das typische Merkmal. Gegenüber vorher tritt eine Normalisierung ein.

1688–1701

«Die kleine Eiszeit»: Es war fast 1° kälter als in der günstigen Periode 1900–1960. Das Frühjahr kühlte sich um 1,5°, der Herbst um 0,5° ab, wodurch sich die Vegetationszeit empfindlich verkürzte. 1684 und 1695 fror der Bodensee zu.

18. Jahrhundert

Vorerst Wiedererwärmung; 1760–1790 überwiegend nasse Sommer und Herbste; 1763–1771 merkliche Abkühlung zuerst des Winters, dann des Frühlings und schliesslich des Sommers; Hungersnot 1770/71!

19. Jahrhundert

1800–1860: Alle Jahreszeiten waren zu kalt, 1812–1817 herrschten im Sommer «eiszeitliche Bedingungen». Hungersnot 1816/17!

⁹⁹ Pfister, Band 2, S. 26.

¹⁰⁰ Pfister, Band 2, S. 135.

¹⁰¹ Pfister, Band 1, S. 118, S. 119–121, S. 150–151.

¹⁰² Pfister, Band 1, S. 150.

3.8.3 Beschreibung des Freudentalerhofs

Das Urbar des Amtes Güttingen aus dem Jahr 1744, eine detaillierte Güterbeschreibung der Bauernhöfe, informiert auch ausführlich über den Freudentalerhof.¹⁰³ Die Nutzflächen gliederten sich in:

- Haus, Hofstatt und Speicher, zweites Haus
- Kraut- und Baumgarten
- Heuwachs (Naturwiesen)
- Äcker
- Wald
- nicht bebautes Land

Diese Stücke bildeten ein zusammenhängendes Gebiet. Als alter Feudalbesitz war der Hof eine ein-

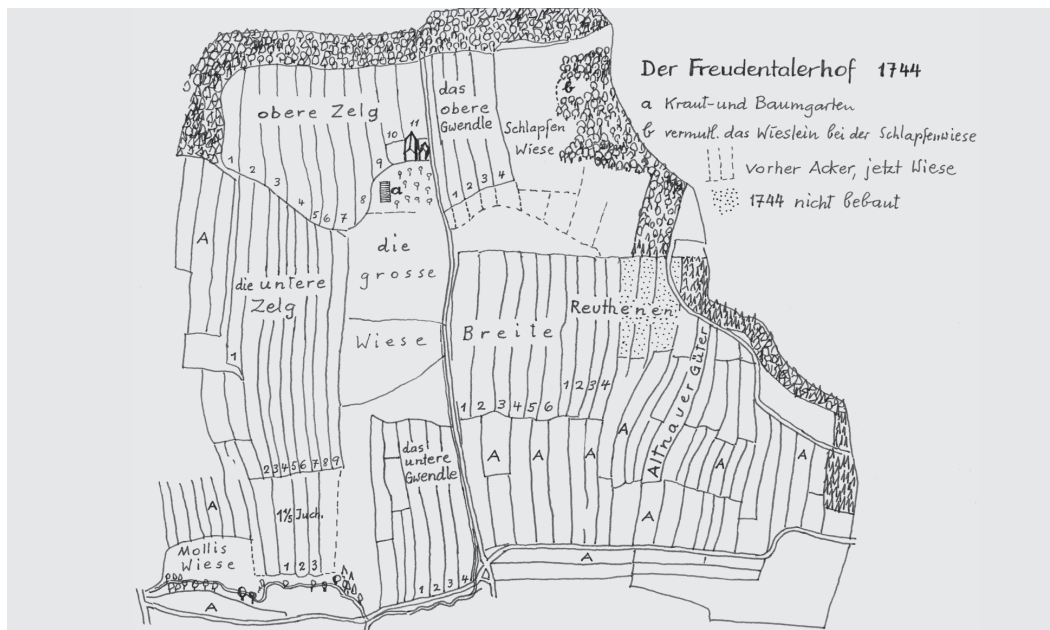
germassen geschlossene selbstständige Wirtschaft. Abbildung 3 und die Beschreibung im eben genannten Urbar zeigen deutlich die drei Zelgen. Man darf gewiss annehmen, dass der Freudentalerhof nicht in die gemeinschaftlich organisierte Dreizelgenwirtschaft des Dorfes Güttingen eingebunden war, sondern seine eigene Dreifelderwirtschaft betrieb.¹⁰⁴

¹⁰³ Das Original, drei dickeleibige Bände, liegt im Tresor der Raiffeisenbank Güttingen. Das Staatsarchiv in Frauenfeld besitzt eine Kurzfassung und Fotografien aller Einzelpläne (StATG 7'15'32 und 7'15'32 A bis C). Sechs solcher Einzelpläne bildeten die Grundlage für die Abbildung 3. Die Distanz vom Haus bis zur Wegkreuzung unten beim Bach beträgt etwa 550 Meter.

Die Nutzflächen des Hofes nach dem Urbar von 1744:¹⁰⁵

Lage	Name	Fläche in Juchart	Anzahl Stücke
beim Haus	«Kraut- und Baumgarten»	½	
Seezelge	«die untere Zelg»	10	9
	«zwischen Molliswies und grosser Wies»	1 ¼	3
Kesswiler Zelge	«die obere Zelg»	9 ½	11
	«das obere Gwendle»	2 ½	4
Waldzelge	«die Breite, unter der usser Wies»	5	6
	«das untere Gwendle»	3	4
Reutenen	«die Reuthenen»	2 ½	4
	«eine Reuthe, nicht bebaut»	1 ½	
	Äcker total:	35 ½	41
	«Mollis Wies»	1	
	«die grosse Wies»	5	
	«die Wies in der Reuthe»	1	
	«die ussere Wies»	1 ¼	
	«die Schlapfenwies»	1 ½	
	«ein Wieslein allda»		
	Wiesen total zirka:	10	
Eigengüter (ohne Grundzins- und Zehntbelastung):			
	Äcker und Wiesen an verschiedenen Orten in Güttingen	9	
	5 Stück Reben, ohne Flächenmass		

Abb. 3: Der Freudentalerhof um 1744. Skizze nach dem bischöflichen Urbar für das Amt Güttingen.



Bemerkungen:

- zur Seezelge, 2. Stück: 1692 waren es noch 2 Jucharten, ein Teil nun Wiese;
- zum «oberen Gwendle»: 1637 und 1692 waren es 3 Jucharten. Von allen vier Äckern ist nun unten etwas zu Wiese geworden;
- zu den «Reuthenen»: Dieses Stück wurde 1744 nicht bebaut;
- zum Wieslein bei der «Schlapfenwiese»: dieses ist erst vor Jahren zum Hof gekommen, man weiss nicht, aus wessen Besitz; es ist auch zweifelhaft, ob das Stück auf Güttinger oder auf Altnauer Boden liegt.

Die extreme Streifenform der einzelnen Stücke in den Zelgen hängt mit der Technik des damaligen Ackerbaus zusammen. «Ungeordnete Wechselwirtschaft und grünlandbetonte Viehwirtschaft tendiert

zur Ausbildung einer Blockflur, brachfreier Dauerackerbau auf noch kleiner Fläche zur Ausbildung einer Langstreifenflur.»¹⁰⁶ An langen schmalen Äckern brauchte man den Pflug nicht oft zu wenden. Man pflügte so, dass die Ackerkrume gegen die Mitte

104 Vergleiche «Dreifelderwirtschaft», in: Historisches Lexikon der Schweiz, Band 3, S. 793. Hier ist die feine Differenzierung zwischen Dreizelgenwirtschaft und Dreifelderwirtschaft erklärt: «In der Deutschschweizer Historiografie wird die zelgengebundene, genossenschaftlich organisierte Dreifelderwirtschaft seit den 1970er-Jahren fast ausschliesslich als Dreizelgenwirtschaft bezeichnet, während der Begriff Dreifelderwirtschaft für das Fruchtfolgesystem in umfassenderem Sinn gebraucht wird, unabhängig davon, ob es einzelbetrieblich oder dorfweise angewandt wurde.»

105 StATG 7'15'32, S. 114–127.

106 Abel, S. 80.

umgelegt wurde, sodass lange gewölbte Beete oder Ackerrücken entstanden, die man heute als Hochäcker bezeichnet.¹⁰⁷ Dabei ergaben sich zwischen den nebeneinander liegenden Äckern grabenartige Grenzfurchen. Das so entstehende feine Relief des Ackergeländes sorgte offensichtlich für die Entwässerung, was auf den schweren Grundmoränenböden bei den teils starken Niederschlägen von einiger Bedeutung war.

Vergegenwärtigen wir uns die Situation auf dem Freudentalerhof um 1744. Das Gelände fällt vom Wald gegen den See. Die Häuser stehen auf 492 Metern über Meer, die quer liegenden Äcker rechts unten auf 479 Metern über Meer. In der oberen und unteren Zelge laufen die Grenzfurchen auf eine natürliche Entwässerungsrinne, den Otmarbach, zu. In der Breite streichen sie auch in Richtung der Falllinien, treffen aber auf einen nur etwa einen Meter hohen, von Südost nach Nordwest orientierten Moränenwall,¹⁰⁸ der nach Südosten leicht fällt und so das aus den Grenzfurchen zufließende Wasser in den Otmarbach leitet.¹⁰⁹ Die Länge der Streifen konnte 1744 gegen 350 Meter erreichen, es gab aber auch kurze von zirka 80 Metern; die Breite schwankte um 12 bis 24 Meter. Die Fläche eines Streifens lag etwa im Bereich von 7–50 Aren. Man kann solche «Buckel» heute noch auf dem Gelände des Bleihofs beobachten – südlich der Scheune und im nördlichen Teil zwischen Strasse und Wald.

3.8.4 Dinkel und Hafer

Man baute Dinkel als Winter- und Hafer als Sommergetreide. Dinkel (*triticum spelta*), auch Fesen oder Spelz genannt, war das Brotgetreide. Die Körner des Dinkels waren auch nach dem Dreschen (eine Arbeit der Bauern) von den Spelzen fest umschlossen. Die Spelzen mussten «nachher in der Mühle auf dem Spelzgang entfernt werden».¹¹⁰ Da der Ertrag an rei-

nen «Kernen» vor dem Spelzgang (Rölle, Kollergang) nur annähernd abzuschätzen war, kauften die Handmühlen im 19. Jahrhundert den Dinkel nicht mehr und schafften den Spelzgang ab. Nur noch kleinere Mühlen, die sogenannten Bauern- oder Kundenmühlen, vermahlten den Dinkel. Zudem drängten auch der ertragreichere Weizen und die Umwandlung von immer mehr Acker- zu Grasland den Dinkelanbau ständig stark zurück.¹¹¹

Getreide mit Spelzen (Dinkel und Hafer) nannte man «rauhe Frucht», Getreide ohne Spelzen (Weizen und Roggen) «glatte Frucht».¹¹² Man mass die Getreidefrucht mit Hohlmassen. Ein altes Konstanzer Viertel für «rauhe Frucht» mass 30,15 Liter. 1 Liter unentspelztes Dinkelkorn wog 0,4 kg:¹¹³ eine Angabe aus dem Bodenseegebiet nennt 0,41 bis 0,43 kg.¹¹⁴ Die in der folgenden Tabelle aus ganz verschiedenen Quellen erfassten Daten, die zwischen 800 und 1260 kg/ha schwanken, erlauben keine klare Aussage über die Ertragslage. Im späten 18. Jahrhundert wurden anscheinend weniger als 1000 kg/ha erzielt. Dazu ist noch zu bedenken, dass der Anbau von Obstbäumen in den Zelgen den Kornertrag um etwa einen Fünftel verringert habe,¹¹⁵ und «dass im 18. Jahrhundert wenig Bereitschaft zur Einführung von Neuerungen vorhanden war; dies hatte eine Rückständigkeit der Landwirtschaft zur Folge, die noch weit ins 19. Jahr-

107 Trächsel, S. 9.

108 Vergleiche die Geologische Übersichtskarte des Kantons Thurgau 1 : 50 000, Beilage zu den Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, Band 55, Frauenfeld 1999.

109 Vergleiche Trächsel, S. 48–50, besonders Abschnitt g).

110 Furrer, Band 1, S. 711.

111 Furrer, Band 1, S. 209; Reichesberg, Band 2, S. 288.

112 «Masse und Gewichte», in: Historisches Lexikon der Schweiz; Grimm, Band 7, S. 7717f. und Band 14, S. 266.

113 Reichesberg, Band 2, S. 288.

114 Sieglerschmidt, S. 82.

115 Pupikofer, Gemälde, S. 77.

Dinkel, Erträge im 18. und frühen 19. Jahrhundert

Zeit	Ort	Ertrag in kg/ha	Quelle
18. Jahrhundert	Deutschland	800–900	Abel, S. 238
18. Jahrhundert	Rikon ZH	1020	Pfister, Band 2, S. 27
Durchschnitt der Jahre 1762–1796	Bürglen TG	1278 10,6 Mütt/100 Garben	Menolfi, S. 65
Durchschnitt der Jahre 1762–1796	Istighofen TG	1146 9,5 Mütt/100 Garben	Menolfi, S. 65
Durchschnitt der Jahre 1811–1815 frühes 19. Jahrh.	Tobel TG	1260	Brugger, Landwirtschaft, S. 88
	Schlossgut Bürglen TG	1085 9 Mütt/100 Garben	Menolfi, S. 65
1826	Bürglen TG	965 8 Mütt/100 Garben	Menolfi, S. 65
um 1830	Thurgau	851 6 Mütt/100 Garben	Pupikofer, Gemälde, S. 77

hundert zu spüren war». ¹¹⁶ Ich setze den Dinkelertrag für das späte 18. Jahrhundert auf rund 800 kg/ha an.

Am Beispiel des Schlossguts Bürglen sei die Umrechnung von Anzahl Mütt/100 Garben auf kg/ha erläutert. Sowohl der Schlossverwalter in Bürglen wie der Historiker Pupikofer schätzten den durchschnittlichen Ertrag auf 80 bis 90 Garben pro Juchart. ¹¹⁷ So ergibt sich:

- auf 1 Juchart 85 Garben,
- auf 1 Hektare 250 Garben
(1 Juchart entspricht 34 Aren),
- auf 1 Hektare 22,5 Mütt (9 Mütt/100 Garben),
- auf 1 Hektare 2714 Liter (1 Mütt hält 120,6 Liter;
Dinkel ist rauhe Frucht, also 4×30,15),
- auf 1 Hektare 1085 kg (1 Liter wiegt 0,4 kg).

Der optimale Witterungsverlauf für den Dinkel verlangt trockenes Wetter zur Saat, mildes und feuchtes zum Aufkeimen, einen trockenen Winter mit etwa 10 bis 12 Wochen Schneedecke, mildes und trockenes

Wetter im Frühjahr, warmes zur Reife und schönes zur Ernte. ¹¹⁸ Saat und Ertrag verhalten sich wie 1:5,34. ¹¹⁹

Der Hafer ist «das charakteristische Sommergetreide des feuchten, kühlen Klimas»; er ist auch eine rauhe Frucht. Er hat von allen Sommergetreiden die längste Wachstumszeit. ¹²⁰ Der Ertrag war zu Anfang des 18. Jahrhunderts etwa 400 kg/ha ¹²¹ und im Durchschnitt der Jahre 1811 bis 1815 in Tobel 610 kg/ha. ¹²² Ein Liter Hafer wog etwa 0,49 kg, nach Sieglerschmidt etwa 0,43 bis 0,45 kg. ¹²³ Aus Hafer wurde vorwiegend Mus zubereitet.

¹¹⁶ Menolfi, S. 85.

¹¹⁷ Menolfi, S. 65.

¹¹⁸ Pfister, Band 2, S. 35.

¹¹⁹ Pfister, Band 2, S. 27.

¹²⁰ Pfister, Band 2, S. 37.

¹²¹ Abel, S. 238.

¹²² Brugger, Landwirtschaft, S. 88.

¹²³ Sieglerschmidt, S. 80–81.

3.8.5 Erträge und Abgaben

Nur schon aus dem bisher Gesagten lässt sich erahnen, wie fragwürdig es ist, eine Ertragsrechnung für den Betrieb im 18. Jahrhundert anzustellen. Die erwähnten Zahlen sind meistens irgendwie errechnete oder aus irgendwelchen Indizien abgeleitete Durchschnittswerte. Die realen Werte können ganz gewaltig geschwankt haben. Vielleicht können wir Menschen aus dem frühen 21. Jahrhundert kaum ermesen, wie direkt diese Schwankungen das tägliche Leben der damaligen Menschen bestimmten. Wagen wir es trotzdem, zu den Dinkel- und Hafererträgen einige Überlegungen anzustellen. Der Ertragsrechnung liegen folgende Annahmen zugrunde:

1. Der Bruttoertrag war 800 kg/ha für Dinkel, 500 kg/ha für Hafer.
2. Der Freudentaler Bauer bewirtschaftete die Ackerfläche nach dem System der Dreizelgenwirtschaft. Die Anlage des Ackerfelds in drei Zelgen lässt dies vermuten.
3. Die drei Zelgen waren etwa gleich gross, je zirka 12,5 Juchart; eine Zelge lag brach. 12,5 Juchart entsprachen 4,25 ha.
4. Dinkel und Hafer waren «rauhe Früchte», also wurde die Zahl für das «rauhe Konstanzer Viertel» verwendet.

5. 100 Liter Dinkel wogen 41–43 kg, 100 Liter Hafer 43–45 kg. Die Umrechnung von Getreidehohlmassen in Gewichtsmasse ist sehr heikel, weil:
 - das Litergewicht von Jahr zu Jahr schwankte,
 - die Messpraxis unterschiedlich war: Ist ein gestrichenes oder ein gerütteltes Mass gemeint? Oder ein getrichtertes (durch einen Trichter abgefülltes)?
 - die Sorte, die Güte und der Feuchtigkeitsgehalt das Gewicht des Getreides beeinflussten.
6. Der Ertragsfaktor des Dinkels war 1 : 5,34, die Saat also 18,7% des Ertrags, für Hafer leicht tiefer.¹²⁴

Nur schon diese Annahmen zeigen, wie gross die Ungewissheiten einer solchen Rechnung sind. Der Boden wird noch schwankender, wenn man bedenkt, dass weder die tatsächlich angebauten Flächen – wir wissen nicht, ob der Bauer alle Ackerflächen einer Zelge bebaute – noch der reale Umfang der Ernten noch das Abgabeprozedere bekannt sind.

Der Lehenszins betrug jedes Jahr 4 Mütt Dinkel, das waren 198 kg, und 1 Malter Hafer, also 217 kg.

Unter all diesen Voraussetzungen ergäbe sich für den Freudentalerhof im 18. Jahrhundert etwa diese Ertragsrechnung (alles in kg):

¹²⁴ Furrer, Band 1, 716.

	Dinkel		Hafer	
	Aufwand	Ertrag	Aufwand	Ertrag
Bruttoertrag pro ha		800		500
Bruttoertrag pro Zelge: 12 ½ Juchart à 34 a = 4,25 ha		3400		2125
Aufwand für:				
Saat	637		425	
Lehenszins	198		217	
Zehnt	<u>340</u>		<u>212</u>	
	1175		854	
Nettoertrag ohne Schulden		2225		1271
Aufwand für Schulden von 5200 Gulden ¹²⁵ : 260 Gulden Zins	1188		1302	
Nettoertrag/Fehlbetrag		1037		-31

Bemerkung zum Schuldzins: Versuchen wir, diesen Zins in Getreide umzurechnen. Der Lehenszins, den Wagner Ende des 18. Jahrhunderts entrichten musste, betrug 16 Viertel oder 198 kg Dinkel und 17 Viertel¹²⁶ oder 231 kg Hafer. Dieser Zins, 1805 in Geld umgerechnet, ergibt 43 Gulden 50 Kreuzer.¹²⁷ Der jährliche Schuldzins beträg 260 Gulden, das ist zufälligerweise gerade das Sechsfache des Lehenszinses. Also ist der Schuldzins, in Getreide ausgedrückt, sechsmal 198 kg Dinkel und sechsmal 217 kg Hafer, macht 1188 kg Dinkel und 1302 kg Hafer.

Es sei zur Überprüfung dieses Ergebnisses eine ganz andere Quelle zugezogen. Der Schulmeister Hans Heinrich Boltshauser in Ottenberg notierte in seinen Tagebüchern¹²⁸, ein Viertel Korn habe in Konstanz um 1780 knapp unter 2 Gulden gekostet, ein Viertel Hafer um 50 Kreuzer. Wir rechnen nun mit folgenden Annahmen den Schuldzins von 1188 kg Dinkel und 1302 kg Hafer wieder in Geld um:

- 1 Liter Dinkel wiegt 0,41 kg,
- 1 Liter Hafer wiegt 0,45 kg,
- 1 Viertel enthält 30,15 Liter,
- 1 Viertel Dinkel kostet 1 5/8 Gulden,
- 1 Viertel Hafer kostet 5/8 Gulden.

Das ergibt:

Getreide:	in kg:	in Litern:	in Vierteln:	in Gulden:
Dinkel	1188	2900	96	176
Hafer	1302	2993	99	82 1/2
Total				258 1/2

Dieses Ergebnis kommt dem Schuldzinsbetrag von 260 Gulden sehr nahe. Wir dürfen damit wohl annehmen, dass die Umrechnung des Schuldzinses von Geld in Getreide nicht mit einem allzu grossen Fehler behaftet ist.

In Güttingen scheint man bei der Umrechnung der Grundlasten auf Geldbeträge die gleichen Preise verwendet zu haben, wie sie Boltshauser angab:

16 Viertel Dinkel à 1 5/8 Gulden =	29 Gulden 20 Kreuzer
17 Viertel Hafer à 5/8 Gulden =	14 Gulden 10 Kreuzer
zusammen	= 43 Gulden 30 Kreuzer

Zu den hohen Schulden des Bleyenhof-Inhabers Wagner noch ein Wort: Es sei daran erinnert, dass Hans Ulrich Wagner 1718 den Hof um 3000 Gulden gekauft hatte. Vermutlich musste schon damals Geld aufgenommen werden. Im Jahre 1774 trat Hans Conrad Wagner den Hof mit den darauf lastenden Schulden von 3000 Gulden seinen beiden Söhnen Hans Georg und Jacob ab. Dabei wurde der Hof zweigeteilt, aber nur einer der beiden Brüder wurde damit belehnt; dieser fungierte als Trager, er musste den gesamten Zins abliefern. Es lag weiterhin im Interesse des Bischofs, «der Aufsplitterung des Leihgutes entgegenzuwirken und sich damit die Einkünfte aus dem <Obereigentum> zu sichern»¹²⁹. Der Freudentalerhof blieb also bis zum Ende der Feudalzeit in einer Hand. 1779 übernahm Hans Georg Wagner den Hof und löste seinen Bruder aus. Er erhielt von der bischöflichen Lehenskanzlei den Konsens, teils für die Auszahlung des Bruders, teils zum Abtragen der Schulden, 2200 Gulden aufzunehmen.¹³⁰ Es ist daher anzunehmen, dass die Schulden Wagners im Jahre 1779 5200 Gulden betragen.¹³¹

125 Aufgrund der Angaben aus GLA 67/583, S. 63, können wir annehmen, dass die Schulden nach 1779 diese Höhe erreicht hatten.

126 Bisher allerdings immer 16 Viertel Hafer; es ist unklar, woher die Abweichung rührt. Wir rechnen weiterhin mit 16 Viertel Hafer = 217 kg.

127 GAG o. Sign. Grundzins- und Zehntablösung 1805.

128 Bürgerarchiv Weinfelden: Schachtel «Boltshauser, Chronik und Tagebücher»: Hans Heinrich Boltshauser, Schuldiener im Ottenberg: Jahreschroniken 1765–1803.

129 Bader, Band 3, S. 33.

130 GLA 67/583, S. 63.

131 Dieser Schuldenbetrag wurde für die Berechnung des Ertrags des Freudentalerhofs zu Ende des 18. Jahrhunderts in Abschnitt 3.8.5 verwendet.

Die Belastung der Bauern im Thurgau, wie sie für das Ende des 18. Jahrhunderts wissenschaftlich errechnet wurde, sah etwa so aus: Die Grundzinse (Lehenszinse) und Zehnten machten 15 bis 25 % des gesamten Bruttoertrages aus, weitere 16 bis 18 %

mussten für das Saatgut ausgegeben werden, dazu kamen noch die individuellen Schuldzinsen.¹³²

Rechnen wir die obige Ertragstabelle in Prozente um, so ergibt sich für die Belastung des Bleyenhofs:

	Dinkel		Hafer	
	Aufwand	Ertrag	Aufwand	Ertrag
Bruttoertrag pro Zelge		100 %		100 %
Aufwand für:				
Saat	19 %		20 %	
Lehenszins	6 %		10 %	
Zehnt	10 %		10 %	
	35 %		40 %	
Nettoertrag ohne Schulden		65 %		60 %
Schuldzins	35 %		61 %	
	70 %		101 %	
Nettoertrag/Fehlbetrag		30 %		-1 %

Angenommen, der Bruttoertrag beim Dinkel sei von 800 auf 1000 kg/ha und beim Hafer von 500 auf 600 kg/ha gesteigert worden, dann betrüge der Nettoertrag beim Dinkel 38,3 %, und beim Hafer 10,5 %. Hätte Wagner aber bei den Bruttoerträgen 800 kg/ha und 500 kg/ha gar keine Schulden, dann wären die Nettoerträge 65 % und 61 %. Man sieht also: Die Steigerung der Erträge hätte die Lage natürlich verbessert; eine tiefgreifende Sanierung wäre aber nur durch das Abtragen der hohen Schulden möglich gewesen. Der erste «Volkswirtschaftsdirektor» des Kantons Thurgau, Regierungsrat J. C. Freyenmuth, wurde nicht müde, die Verschuldung der Landwirtschaft als ein Grundübel der thurgauischen Wirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu bezeichnen.¹³³ Man muss ihm beipflichten.

Das Ergebnis dieser ganzen Rechnerei scheint reichlich unrealistisch zu sein. Es kommt aber dem nahe, was Pupikofer im letzten Jahrhundert schrieb: «[...] und nur das letzte Drittel blieb für die Kosten des Haushalts übrig. In unfruchtbaren Jahren und

wenn Hagelschlag oder ein anderes Ungewitter die Ernte schmälerte, zehrten die festgesetzten Naturalzinse und die Erfordernisse der Aussaat einen noch grösseren Teil des Ertrages auf.»¹³⁴ Man kann sich also denken, welch grosse Bedeutung für die Selbstversorgung der Kraut- und Baumgarten und die paar Stück Vieh noch hatten!

3.8.6 Die revolutionäre Modernisierung der Landwirtschaft

Die Wirtschaft des Mittelalters und der frühen Neuzeit war in starkem Masse den natürlichen Gegebenheiten ausgesetzt: Krankheiten, Witterungsverlauf und extreme Abweichungen von durchschnittlichen Zuständen (Naturkatastrophen und Kriege) griffen

132 Stark, S. 39–40.

133 Freyenmuth, S. 6, S. 18f., S. 23f., S. 37ff.

134 Pupikofer, Geschichte, Band 2, S. 832–833.

den Menschen und sein Werk derart unmittelbar an, dass die Umwelt für die Betroffenen zur Hölle, für die Verschonten zum Himmel wurde. Die Existenz vieler kleiner, in sich relativ geschlossener Wirtschaftsgebiete und das Fehlen leistungsfähiger Kommunikationssysteme zwischen den einzelnen Gebieten waren nicht geeignet, die Zustände zu verbessern. Dies alles galt ganz besonders für die Landwirtschaft, welche etwa 90 % der Bevölkerung beschäftigte.

Im 18. Jahrhundert wuchs die Bevölkerung deutlich. Sie nahm innerhalb der heutigen schweizerischen Landesgrenzen von etwa 1,2 Millionen im Jahre 1700 auf etwa 1,7 Millionen im Jahre 1798 zu, wobei das Wachstum erst nach 1750 so richtig einsetzte. Gleichzeitig traten Versorgungskrisen seltener auf und kosteten weniger Opfer. Das Bevölkerungswachstum verlief gleichmässiger; grosse Rückschläge, wie etwa früher bei der Pest und anderen Epidemien, blieben aus.¹³⁵

Eingebettet in einen umfassenden gesellschaftlichen Wandel vollzog sich ein sehr bemerkenswerter Umstrukturierungsprozess der Landwirtschaft; dabei spielten drei Elemente zusammen:

«1. Neue Kulturpflanzen: die Kartoffel, Ackerfutterpflanzen wie Klee, Luzerne und Esparsette, später Kleegras-Mischungen.

2. Eine neue Form der Viehhaltung: die Stallfütterung im Sommer.

3. Veränderungen des Landnutzungsmusters durch Einbezug der Brache und der Allmende in die Fruchtfolge.»¹³⁶

Es dauerte etwa 100 Jahre, bis die althergebrachte Dreizelgenwirtschaft das Feld dem neuen System geräumt hatte.¹³⁷

Man darf wohl annehmen, dass diese Modernisierung im eben beschriebenen Sinn auf dem Bleyenhof schrittweise und im Wesentlichen nach 1800 geschah. Wie gründlich der Wechsel war, ist nicht bekannt. Gewiss hob man auch hier die Dreizelgenwirtschaft auf, dehnte damit die Weideflächen aus,

verbesserte die Tierhaltung und begann die Böden zu düngen. Genaueres darüber wissen wir aber nicht.

4 1802–1894 Vom Bleyenhof zum Bleihof

4.1 Die Wagner werden Eigentümer des Bleyenhofs

Als 1798 die morsche Eidgenossenschaft unter dem Druck der französischen Revolutionsarmee ohne grosse Umstände zusammenfiel, hatte auch die alte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung ausgedient; die oberen Schichten – im Wesentlichen die Geistlichkeit und das Patriziat – mussten auf ihre Privilegien verzichten, die Stunde des Bürgertums hatte geschlagen. Viele Bauern nahmen an, die entthronten Herren hätten mit ihren Privilegien auch die Berechtigungen an Grund und Boden verloren und infolgedessen gehöre nun ihnen, den Bauern, der Boden, den sie bisher mit gnädigster Erlaubnis gegen Gebühren bewirtschaftet hatten. Da täuschten sie sich aber gründlich. Sie mussten die Abgaben von den Grundstücken ablösen und damit im Prinzip dem bisherigen Grund- und Lehensherrn seine Rechte am Boden abkaufen.¹³⁸

Hans Georg Wagner konnte nun aber nicht einfach dem Bischof von Konstanz eine gewisse Summe überweisen und dafür den von ihm bisher bewirtschafteten Hof sein Eigen nennen. Die Ablösung der Feudallasten wurde auf höherer Ebene geregelt.

Der Umbau Europas 1789–1815 (Französische Revolution, Herrschaft Napoleons, Wiener Kongress) bedeutete auch das Ende des über tausend Jahre alten Bistums Konstanz. 1802 wurden die weltlichen

135 Pfister, Band 2, S. 105.

136 Pfister, Band 2, S. 106.

137 Sehr instruktiv nachzulesen bei Pfister, Band 2, S. 105–129.

138 Stark, S. 124–129.

Güter des bischöflichen Hochstifts dem Herzogtum Baden übergeben. 1804 verkaufte Baden die linksrheinischen Liegenschaften und Rechte des Bistums der Eidgenossenschaft. Der Kanton Thurgau gehörte auch zu den Käufern. Aber die Bezahlung des Kaufpreises für die auf seinem Gebiet gelegenen Güter brachte den 1803 eben erst gegründeten Kanton in arge Verlegenheit. Doch bald wurde die Sache ein gutes Geschäft: «Die ‹Meersburger Liquidationskommission›, die am 1. Januar 1805 Güter und Gefälle von Konstanz übernahm, kapitalisierte alle Zehnten und Grundzinsen und verkaufte den grössten Teil der Liegenschaften. Daraus resultierte im geschickt verwalteten ‹Meersburger Fonds› bereits im ersten Jahr ein ansehnlicher Vorschlag, der 1810 auf 154 052 Gulden 16 Kreuzer anstieg. Dies war der Grundstock für ein eigenes thurgauisches Staatsvermögen.»¹³⁹

Das thurgauische Loskaufsgesetz von 1804 nahm sich der Frage an, wie die Feudallasten von den Grundstücken zu lösen seien. Die Gemeinden stellten fest, was jeder Bauer an Abgaben insgesamt zu leisten hatte; dabei rechnete man Naturalabgaben in Geld um. Diesen Betrag multiplizierte man mit zwanzig und erhielt so den Kapitalwert einer Liegenschaft – nach dem alten Usus, dass der Zins 5% betrage. Diese Summe hatte der Käufer in einer gewissen Anzahl Jahre abzuzahlen, dann war der Hof «ledig und frei», wie es nach altem Sprachgebrauch hiess, er war nun Eigentum des Bauern (Käufers).

Für den Bleyenhof des Hans Georg Wagner sah die Loskaufsrechnung so aus:¹⁴⁰

Grundzinsrodel 1805

Nr. 155, H. G. Wagner

Körner:	16 Viertel 3 Messli
Haber:	16 Viertel 3 Messli
Geld:	2 Gulden 28 Kreuzer
total in Geld:	46 Gulden 18 Kreuzer
kapitalisiert:	926 Gulden

Zehnten 1805

Ackerfeld

34 Jucharten¹⁴¹, halb zur 2., halb zur

3. Güteklasse gehörig:

	Kapital	Zins
16 Jucharten 2. Klasse	320 fl	16 fl
16 Jucharten 3. Klasse	256 fl	12 fl 48 x
Summa	576 fl	28 fl 48 x

Wiesen

Von Heuwachs ist nur 1 Juchart zehntbar, das macht 48 x [kapitalisiert: 16 fl]. 9 Juchart sind frei; Summa 10 Juchart.

Reben

in der Waldzelge: «Schuohn»

[= Quadratschuhe]

«ein Stück

in Rohren» 3045 zehntbar ins Schloss

«ein Stück in

Rohrenlachen» 4780 zehntbar ins Pfarrhaus

Loskaufskapital: **27 fl 36 x**

Zins: 1 fl 23 x

Gesamtrechnung

Grundzinsablösung	926 fl
Zehnten: Äcker: 576 fl	
Wiesen: 16 fl	
Reben: 27 fl 36 x	619 fl 36 x
Loskaufssumme total:	1545 fl 36 x

Zu den uns schon bekannten Schulden von einigen tausend Gulden (falls nicht abbezahlt) kamen nun noch diese 1545 Gulden und 36 Kreuzer, welche bezahlt werden mussten, damit der Hof den Wagern gehörte. Aus dem Kataster von 1850 (siehe Ab-

¹³⁹ Schoop, Band 1, S. 72–73.

¹⁴⁰ GAG o. Sign. Grundzins- und Zehntablösung 1805.

¹⁴¹ In einem Doppel steht 32 Jucharten.

Abb. 4: Die Wohnhäuser des Weilers Bleihof:

A 407: Der alte Freudentalerhof

B 409: Dieses Haus geht auf den Neubau von 1626 zurück.

C 412: Dieses Haus wurde von Konrad Wagner 1842 oder 1843 erbaut, heute ist es im Besitz der Familie Rutishauser.



schnitt 4.3) ist zu ersehen, dass sie zur Jahrhundertmitte noch 738 Gulden abzahlen mussten und dass 1865 alles abbezahlt war. Dieses Tempo der Ablösung war normal. Bis 1836 waren im Thurgau etwa 28,5 % aller Zehnten und Grundzinse losgekauft. Das 1836 revidierte Loskaufsgesetz kam den Bauern sehr entgegen. Und schliesslich schrieb das Loskaufsgesetz von 1865 «die Ablösung zwingend vor und erklärte alle Zehnten und Grundzinsen am 1. Januar 1880 als aufgehoben und erloschen».¹⁴²

Im Jahre 1718 hatte Hans Ulrich Wagner 3000 Gulden für die Berechtigung bezahlt, den Freuden-

talerhof erlebensmässig bewirtschaften zu dürfen, und nun, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mussten seine Nachkommen 1545 Gulden aufbringen, um noch das «Obereigentum» am Hof zu erwerben, welches während Jahrhunderten dem Bischof von Konstanz zugestanden hatte. Dieses «Obereigentum» über den Boden sowie die Macht, bestimmen zu können, wer auf diesem Boden sitzen und wer ihn bebauen dürfe, war neben anderen Privilegien die Existenzgrundlage des Adels gewesen. Nun

¹⁴² Stark, S. 239, auch S. 237–242.

waren diejenigen, welche die Feldarbeit verrichteten, von der Last befreit, diese Mühsal grösstenteils zur Ernährung anderer auf sich nehmen zu müssen – aber um welchen Preis! Während sich die Bauern in jahrzehntelanger Arbeit von den Feudallasten und ihren Folgen lösten (teilweise, manchmal auch nicht!) und ihre Arbeit für sie einen Sinn anzunehmen begann, den sie früher nicht hatte (vergleiche Abschnitt 2.2), mussten sie auch schon lernen, sich in der Marktwirtschaft einer kapitalistischen Industriegesellschaft zurechtzufinden.

4.2 Die Aufteilung des Bleyenhofs

In die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fällt nicht nur die Ablösung des Bleyenhofs von der Feudalwirtschaft, sondern auch seine Aufteilung in mehrere Bauernbetriebe. Da uns hier der Betrieb der Familie Rutishauser-Marolf interessiert, werden die anderen nur kurz erwähnt.

Im Haus Nr. 407, dem alten Freudentalerhof, sassen bis 1862 die Wagner; im Haus Nr. 409, das auf den Neubau von 1626 zurückgeht, gar noch länger. Das Haus Nr. 408 wurde in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaut.

Ein Konrad Wagner – die verwandtschaftlichen Zusammenhänge der offenbar grossen Wagner-Familie wurden nicht untersucht – baute 1842 oder 1843 ein neues Wohnhaus mit Scheune (das ist das Haus Nr. 412) und erhielt, vielleicht aus einer Erbteilung, das nötige Land dazu (siehe Kataster 1850, Abschnitt 4.3). Dieser Betrieb bildete die Grundlage des heutigen Hofes der Familie Rutishauser-Marolf. Von nun an bezeichnen wir diesen Hof mit «Bleihof», obwohl der ganze Weiler so heisst.

4.3 Der Bleihof 1842–1894

Der Umfang des Hofes, die Stücke und Belastungen im Jahre 1850 sind in diesem Kataster ersichtlich:

Kataster 1850

Konrad Wagner

	Fläche (in Aren):	Wert:		Grundzins/Zehnten kapitalisiert:	
		Gulden	Franken	Gulden	Franken
3320 Haus und Scheune		2 550	5 406	40	84.85
3321 «Spitzwies» Wieswachs	34	848	1 798	40	84.85
3322 «Moliswies» Wieswachs	17	120	254	20	42.42
3323 «Sennhof» Wieswachs	68	1 464	3 104		
3324 «Waldzelg» Ackerfeld	34	350	742	34	72.12
3325 «Waldzelg» Ackerfeld	17	305	647	15	31.82
3326 «Tannenlohzelg» Ackerfeld	25 ½	262	555	15	31.82
3327 «Tannenlohzelg» Ackerfeld	34	350	742	20	42.42
3328 «Tannenlohn» Ackerfeld	17	92	195		
3329 «Tannenlohn» Ackerfeld	17	92	195		
3330 «Fort» Ackerfeld	17	92	195		
3331 «Langenzelg» Ackerfeld	34	350	742	25	53.50
3332 «Langenzelg» Ackerfeld	17	92	195	10	21.21
	331 ½	6 967	11 162	219	465.01

Grundzins und Zehnten noch abzuzahlen in Gulden:

Inhaber:	Jahr:		
	1850	1859	1865
Jakob und Johann Wagner:	519	65	0
Konrad Wagner:	219	?	0
Bleyenhof total:	738	?	0

Im Jahre 1885 kaufte Adolf Keller, der bereits hier wohnte, den Bleihof für 18000 Franken aus der Konkursmasse des Julius Wagner. In diesen Preis eingeschlossen waren sämtliche Fahrnisse, «mit Ausnahme eines einschläfrigen Bettes und der von der Frau seinerzeit in die Ehe eingebrachten Gegenstände sowie auch der von Konrad Wagner besessenen Uhr samt Kette sowie dessen Kleider».¹⁴³ 1894 verkaufte Adolf Keller den Bleihof an Emil Rutishauser, wohnhaft in Köpplishaus. Der Kaufvertrag datiert vom 16. Juli 1894, er nennt folgende Stücke:

Nr.	Fläche (in Aren)	Bezeichnung
3320		Wohnhaus und Scheune Nr. 160, brandversichert für Fr. 10000
3321	32	«Spitzwiese»
3322	17	«Molliswiese»
3323	68	«Sennhofwiese»
3324	34	«Acker in der Waldzelg»
3325	17	«Acker in der Waldzelg»
3326	25 ½	«Acker in der Tannenlohzelg»
3327	34	«Acker in der Tannenlohzelg»
3328	17	«Acker in der Tannenlohzelg»
3329	17	«Acker in der Tannenlohzelg»
3330	17	«Acker im Fort»
2558	8 ½	«Acker im Fort»
3331	34	«Acker in der Langenzelg»
3332	17	«Acker in der Langenzelg»
3334	4	«Holzboden im Tobel»
3270	17	die «Schlapfenwiese»
	198	im Bann Altnau: Acker und Wiese in «Hinterreuti» und «Schlapfenholz»

Total: 557

An Fahrnissen:

- sämtliches Mobiliar in der Scheune: Vieh, Futter, Stroh, Wagen, Eggen, Pflüge, Mostmühle und Pressen usw.,
- sämtliches Mobiliar im Keller: mit Ausnahme von zwei Fässern, zirka 5 Eimer haltend, mit Getränk und dem Petroleumbehälter,
- in der Schütte und der Knechtekammer sämtliches Mobiliar,
- in der Holzkammer sämtliches Mobiliar,
- in der oberen Stube 2 Flaschen Branntwein, zirka 75 Liter,
- in der Küche den Küchenkasten samt Gestell,
- der Hühnerhof und Schopf samt 9 Stück Hühner,
- sämtliches Holz im und ums Haus;

Wert der Fahrnisse: Fr. 4500

Totalwert Fr. 28 500.

Diese Summe ist so zu bezahlen:

a) 17 000 Fr. werden angewiesen an die Kreditorschaf

b) 6000 Fr. sind zahlbar bei der Fertigung

c) 5000 Fr. sind zahlbar auf Jacobi 1895

Das Unterpfansrecht wird vorbehalten. Der Verkäufer behält sich bis 1. August 1894 das Wohnungsrecht vor.

143 StATG 5'9 prov. Signatur 2/37, S. 170.

5 1894–1994 Die Rutishauser auf dem Bleihof

5.1 Zur Lage der Landwirtschaft um 1900

Nachdem im Zuge der Industrialisierung die Preise für die landwirtschaftlichen Produkte gestiegen waren und manchen Bauern in die Lage versetzt hatten, sich ein Vermögen zu erwirtschaften, führte der rasche Ausbau des Verkehrsnetzes (vor allem der Eisenbahnen und der Meerschiffahrt) zu massiven Getreideimporten: «[...] für grosse Teile der Landwirtschaft schwer drückend wirkte sich die in den 1870er-Jahren einsetzende und bis in die 1890er-Jahre sich hinziehende Krise der Landwirtschaft aus. Sinkenden Preisen standen steigende Lohn- und Produktionskosten gegenüber, was zu einem empfindlichen Rückgang der Rentabilität führte. Dies hatte eine Entwertung des landwirtschaftlich genutzten Bodens zur Folge (nach den Schätzungen des damaligen Zürcher Kantonsstatistiklers Greulich um ein Drittel). Zu teuer gekaufte oder sonst überschuldete Höfe gingen in Konkurs, die Zwangsversteigerungen häuften sich. Tausende von Bauern mussten Haus und Hof verlassen, in der Industrie Beschäftigung suchen oder auswandern – in der Bevölkerungsstatistik der 1880er-Jahre schlug sich das im massiven Rückgang der landwirtschaftlichen Erwerbstätigen von 1,5 % pro Jahr nieder. Nicht alle Gebiete wurden von der Krise gleich stark betroffen. So spürte man beispielsweise im Thurgau, wo man frühzeitig auf Milchwirtschaft verbunden mit Obstbau umgestellt hatte und wo gleichzeitig die Hausindustrie blühte, wenig davon.»¹⁴⁴

Der Aufschwung der Milchwirtschaft ist auch in Güttingen zu beobachten. Schon 1860 wurde die Sennerei-Genossenschaft Güttingen gegründet.¹⁴⁵ Johann Wagner in Bleihof war Mitglied der ersten Kommission, er besass 3 Kühe. Die zwanzig Mitglieder, die mit Solidarhaft zeichneten, besaßen zusammen 40 Kühe. Anfänglich wurden täglich etwa

300 Liter, um 1865 bereits um 750 Liter Milch eingeliefert (von Mitgliedern und freien Lieferanten); um 1900 etwa 1200 bis 1500 Liter und noch vor 1914 etwa 3500 Liter täglich im Sommer.

War das Verhältnis von Acker zu Wiese um 1800 auf dem Bleyenhof 3,4:1, so betrug es auf dem Bleihof 1894 etwa 1,4:1; es hatte also eine deutliche Verschiebung zugunsten der Wiesen stattgefunden. Das wenige Grossvieh hatte früher Zugdienste zu leisten und diente der Selbstversorgung, nun aber erhielt die Milchviehhaltung ein immer grösseres Übergewicht.

Milcherträge einer Kuh (19./20. Jahrhundert)¹⁴⁶

Jahr	kg/Jahr	kg/Tag
1806	1100	3,0
1843	1650	4,5
1876	2350	6,5
1911	2735	7,5
1934	3050	8,3

Der Aufbau der Milchwirtschaft war nicht das ausschliessliche Verdienst der Thurgauer Bauern. Bis um die Jahrhundertwende nahm die bäuerliche Bevölkerung im Thurgau leicht, nach 1900 hingegen recht deutlich ab; viele junge Leute suchten in der Industrie ihr Auskommen oder wanderten aus. Doch es gab auch Einwanderer: zwischen 1900 und 1910 nahm die Zahl der Berner, die sich auf thurgauischen Bauernhöfen ansiedelten, von 4132 auf 7277 zu!¹⁴⁷ Sie waren es vor allem, welche Milchwirtschaft und Käseerei betrieben. Auch auf den Betrieben in Bleihof liessen sich Berner nieder.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzte die Mechanisierung der Landwirtschaft ein, allerdings

144 Baumann, S. 47–48.

145 Müller/Litscher, S. 173f.

146 Brugger, Geschichte, S. 126.

147 Brugger, Geschichte, S. 56.

Abb. 5: Inserat der Firma Fritz Marti, Winterthur, mit Werbung für «beste Mähmaschinen» und den «Heuwender der Zukunft».

Beste Mähmaschinen
„Deering“
 aus nachgewiesenen allerbesten Ziegeln und amer. Stahltheilen
 und Stahl-Kugel-Lagern,
 von größter Leistungsfähigkeit bei leichtestem Zug (ca. 30 % Kraft-
 ersparnis) zu billigsten Preisen.

Der Heuwender der Zukunft
 mit stark gefederten und elastischen Armen.



Pferderechen,
 Handrechen,
 Heupressen,
 Feinpressen,
 Pflüge,
 Sämaschinen,
 Eggen, Walzen,
 Göppl,

Düngerstreu-Maschinen.
 Futtermaschinen, Obst- und Traubenpressen,
 Reform-Schneldämpfer, Kartoffelpflanzmaschinen, Gaser-
 Ductmaschinen, Schrotmühlen, Hackmaschinen,
 Fruchtbrecher und alle andern landwirtschaftlichen Maschinen.

Dampf-Dreschmaschinen
 täglich zirka 1500—4000 Garben marktfertig reinigend u. fortlieferend.

Hand- u. Göppl-Dreschmaschinen,
Petroleum-Motoren,
 fix u. fahrbar,
 können anstandslos mit geringen Kosten in Gasmotoren umgewandelt
 werden.

Gas- und Wassermotoren.
 Dezimal- und Brückenwagen, Röhren, Sauche- u. Wasser-
 Pumpen u. zc.

Combinirte Gras- und Getreide-Mähmaschinen,
 sowie Pferderechen, Heuwender u. s. w., werden so lange Vorrat
 auf Probe und zu billigen Preisen in Miete abgegeben.

Gewerbliche und mechanische Einrichtungen jeder Art.
 Prospekte und Kostenanschläge gratis u. franko.

Fritz Marti, Winterthur.

sehr zögerlich. Zu den schon verwendeten Pflügen, Eggen und Ackerwalzen kamen vorerst die Mähmaschinen; allerdings mit der üblichen Verspätung auf Nordamerika: 1846 war in den USA eine erste Serie von gut funktionierenden Getreidemähmaschinen fabriziert worden.¹⁴⁸

Die Umstellung auf Milchwirtschaft bedeutete grössere Abhängigkeit vom Markt. Jetzt, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, hatten die Bauern schon einige Erfahrungen mit einer stark expandierenden nationalen Volkswirtschaft liberalen Zuschnitts gesammelt. Sie mussten lernen, unternehmerisch zu denken und zu handeln, sich mit Begriffen wie Rohertrag, Betriebsaufwand, Produktionskosten, Reinertrag, Einkommen, Unternehmerrisiko oder -verlust usw. vertraut zu machen.¹⁴⁹ Wir dürfen annehmen, dass gut 200 Jahre früher Hans Georg Wagner nicht darüber nachgedacht hatte, welche betriebswirtschaftlichen Massnahmen ihm aus seiner bedrängten Lage hätten helfen können. Nun aber drohte der industrielle Kapitalismus die Landwirtschaft zu überfahren. Ein besonderes Problem waren die steigenden Preise für landwirtschaftliche Liegenschaften; es war von «Güterschlächtereien» die Rede. In der Nr. 5 der «Thurgauer Blätter für Landwirtschaft» vom 3. März 1894 war zu lesen: «Von keiner Seite bestritten war die Tatsache der in der letzten Zeit bei uns wieder überhandnehmenden Güterschlächtereien. Die Landwirtschaft erkennt in derselben instinktiv einen ihrer gefährlichsten Feinde, weil sie die Preise des landwirtschaftlichen Grund und Bodens in einer Art und Weise steigert, die in keinem Verhältnisse mehr steht zur Rendite, zum Ertragswert und deshalb die successive Verarmung unseres Bauernstandes herbeiführt. Die gewerbsmäßigen Güterhändler verfolgen lediglich Spekulationszwecke, sie sind nicht interessiert am Wohl und Wehe der Landwirtschaft, die treiben auf künstliche Weise, mit allerlei Kniffen und Ränken, die Preise der Liegenschaften in die Höhe.»¹⁵⁰ 1896 nahm das Thurgauer Stimmvolk ein Gesetz gegen Missbräuche beim Verkauf von Liegenschaften an, welches die Bauern vor

148 Giedion, S. 179.

149 Handbuch Volkswirtschaft, Band 2, S. 97–99.

150 TBL 3. März 1894.

Abb. 6: Inserat der Firma Maschinenfabrik und Eisengiesserei Schaffhausen für weitere neuartige Maschinen, die das Leben der Bauern erleichtern sollten.

den Bodenspekulanten schützen sollte. Ähnliche Massnahmen durch Bund und Kanton erfolgten auch 1918/19. Es bleibe dahingestellt, ob die 28000 Franken, die Emil Rutishauser 1894 für den Bleihof aufwenden musste, ein zu hoher Preis waren; immerhin hatte der Verkäufer Keller neun Jahre früher für den gleichen Hof 18000 Franken bezahlt.

Die Politik musste sich mehr und mehr der Wirtschaft annehmen und damit natürlich auch der Landwirtschaft. Die Auseinandersetzung um den Zolltarif im Jahre 1903 machte Gruppierungen und Polarisierungen sichtbar, die noch heute ihre Kraft entfalten: Produzenten – Konsumenten, Bauern – Arbeiter, Bürgerliche – Sozialisten.¹⁵¹ Der Kanton Thurgau verfolgte eine bauernfreundliche Politik, wie eine Reihe von Gesetzen um die Jahrhundertwende dokumentiert.¹⁵² Die Bauern selbst erkannten die Notwendigkeit gemeinsamen Handelns; der 1897 gegründete Schweizerische Bauernverband nahm von Anfang an energisch ihre Interessen wahr.¹⁵³

Neben der zunehmenden Marktbezogenheit blieb die Selbstversorgung bestehen; für die kleinen Mittelbetriebe, wie der Bleihof einer war, fiel der Anteil der Selbstversorgung am Gesamtertrag in den Jahren 1901 bis 1919 von 31,6 % auf 24,4 %.¹⁵⁴ Es gab immer die offene Frage «verkaufen oder konsumieren?». «Die Stellung der Bauern war also doppelt bestimmt: Insofern sie für den Markt produzierten und vom Markt kauften, wurden sie immer mehr ins System der nationalen, ja bereits der Weltwirtschaft integriert, insofern sie sich selbst versorgten, standen sie am Rand dieses Systems. Die Integration des Agrarsektors in den Markt und traditionelle ökonomische Verhaltensweisen im Betrieb schlossen sich also nicht aus, sie bestanden nebeneinander. Der Agrarsektor wurde zwar vom Industriekapitalismus allmählich eingemeindet, der einzelne Hof konnte aber immer noch nach eigenen Regeln funktionieren. Wenn man diese Ambivalenz nicht genügend beachtet, neigt man dazu, entweder die Modernität oder



**Maschinenfabrik und Eisengiesserei
Schaffhausen**
— (vormals J. Kaufmann & Co.) —

Landwirtschaftliche Abteilung:
Dampfdreschmaschinen (Schlagleisten- und Stielenflügel) ganz neuer Konstruktion mit einfacher und doppelter Paterei, Geflechtenranner mit Sortierzylinder, mit 3-4-6-8-12-16-20-24-30-36-42-48-54-60-66-72-78-84-90-96-102-108-114-120-126-132-138-144-150-156-162-168-174-180-186-192-198-204-210-216-222-228-234-240-246-252-258-264-270-276-282-288-294-300-306-312-318-324-330-336-342-348-354-360-366-372-378-384-390-396-402-408-414-420-426-432-438-444-450-456-462-468-474-480-486-492-498-504-510-516-522-528-534-540-546-552-558-564-570-576-582-588-594-600 Stück.)
Einfache Dampfdreschmaschine für Göppel- und Motorenbetrieb.
Petrol-Motoren von 2-20 Pferdekraften, (System Gray), anerkannt bestes aller eisernen Systeme, mit den neuesten Verbesserungen.
Turbinen an Wasserdrehungs-Anlagen.
Lebshülterdreschmaschinen, Hand- und Göppel-Dreschmaschinen für jeglichen Bedarf.
Futterschnedmaschinen in 9 Sorten (Abjag im Jahre 1893 über 6000 Stück.)
Schrotmühlen, Säbenschneder, Wieseneggen, Pferderechen, Heuwender, Treiers.
Obstmühlen in 3 Systemen zc.
Wein- und Obstpressen in 7 Größen, Traubennühlen mit und ohne Abbeervorrichtungen, mit den neuesten Verbesserungen, **Druckwerke** (Eisenbestandteile für Weinpressen) zc. zc.
Brückenwaagen für Fuhrwerk, von 5000-25,000 Kilo Tragkraft.

Vorzüglichste Leistungen.
 Ueber 200 erste Preise, goldene und silberne Medaillen und Diplome.
Billigste Preise. Garantie. Prospekte gratis und franko.
 Etablisment gegründet 1842.
Älteste Schweizerische landwirtschaftliche Maschinen-Fabrik.

den Traditionalismus der Bauern überzubewerten.»¹⁵⁵ «Traditionelle Eigenarten bäuerlicher Lebensweise» wie beispielsweise die enge Verbindung von Familie und Bodenbesitz blieben erhalten und machen deutlich, dass die Modernisierung der Landwirtschaft einer Art Schwebezustand zwischen Tradition und Moderne glich.¹⁵⁶

151 Baumann, S. 150-154.
 152 Schoop, Band 1, S. 579f.
 153 Baumann, S. 33.
 154 Baumann, S. 42-43.
 155 Baumann, S. 27.

5.2 Der Bleihof 1894–1919

Kurz bevor Emil Rutishauser und Frieda Stäheli ihr gemeinsames Leben auf dem Bleihof begannen, brach auch in ganz wörtlichem Sinn eine neue Zeit an: Am 1. Juni 1894 wurde die mitteleuropäische Zeit eingeführt. Diese löste die für die ganze Schweiz bis anhin geltende Berner Zeit ab, die ihrerseits die alten Zeitrechnungen der grösseren Kantone (Churer-, St. Galler-, Zürcher-, Basler-, Berner- und Genferzeit) ersetzt hatte.¹⁵⁷ Aber auch rund um den Bodensee kannte man verschiedene Zeiten: «Noch vor zwei Jahren [1892] hatte man auf dem kleinen Fleck Bodensee mit fünf verschiedenen Zeiten zu rechnen: der Karlsruherzeit in Konstanz, der Stuttgarter in Friedrichshafen, der Münchner in Lindau, der Prager in Bregenz und der Berner in Rorschach und Romanshorn. Die Karlsruherzeit ging der Berner um 4 Minuten vor, die Stuttgarter um 7, die Münchner um 16 und die Prager um 32 Minuten. Die mittlerweile von genannten Nachbarorten eingeführte mitteleuropäische Zeit geht der Berner um genau 30 Minuten oder eine halbe Stunde vor.»¹⁵⁸

Anfang August 1894 war die Ernte des Wintergetreides in vollem Gange oder schon beendet, man war zufrieden damit. Die Kartoffeln standen auch sehr schön. Die Heuernte hatte grosse Mengen Dürrfutter geliefert, und es stand ein ebenso reicher Endertrag in Aussicht. Obst war nicht mehr viel zu erwarten, da die anhaltend nasskalte Witterung während der Blütezeit die meisten Früchte in ihrem Keim erstickt hatte.¹⁵⁹ «Nachdem uns die zweite Hälfte August sonnig-warme Tage gespendet hatte, bei denen der Hauptteil der reichen Endernte günstig unter Dach und Fach gebracht werden konnte, brachte das launische <vreneli> (1. September) wieder eine Wendung zum schlimmern. Unter Regen, Blitz und Hagelschlag hielt es seinen Einzug und brachte uns eine Periode frostig-nasser Witterung. So trafen auch von allen Seiten des lieben Vaterlandes betrübende Hiobsposten über für

diese Zeit sonst ungewohnte Hagelschläge ein, die namentlich den Weinbergen und Obstbäumen sehr verderblich wurden. In unserm Kanton ist speziell die Seegegend von Romanshorn bis über Ermatingen hinaus zum Teil stark betroffen worden.»¹⁶⁰

Kaum auf dem Bleihof eingezogen, erlebten also Emil und Frieda, was wir aus dem Gedicht «Der Ring des Polykrates» von Friedrich Schiller kennen:

«*Des Lebens ungemischte Freude
ward keinem Irdischen zuteil.*»

Wir müssen uns nicht mit Grausen abwenden, weil hier übermässiges Glück eine Katastrophe herbeizuführen droht. Der Neid der Götter wird sich nicht über dem Freudental entladen, denn zu den Freuden gesellen sich wie von selbst die Leiden.

Versuchen wir uns ein ungefähres Bild von der finanziellen Ausgangslage des neuen Bleihofbauern zu machen. Die 17 500 Franken, die beim Kauf des Bleihofs als Schuld stehen blieben, musste Emil Rutishauser zu 4 % verzinsen, also mit jährlich 700 Franken. Was bedeutete diese Summe für ihn? Die Thurgauische Agrarstatistik für das Jahr 1890 gibt für die Gemeinde Güttingen folgende Zahlen für die Erträge an:¹⁶¹

156 Baumann, S. 29–30.

157 TBL 28.4.1894.

158 TBL 28.4.1894.

159 TBL 4.8.1894.

160 TBL 15.9.1894, Beilage.

161 Thurgauische Agrar-Statistik, Güttingen.

	Fläche in ha	Ertrag in q	Ertrag in q/ha	Wert in Fr.	Ertrag in Fr./ha
Kartoffeln	28	1 100	39,29	6 600	236
Runkeln	25,5	2 500	98	5 000	196
Weizen	118	1 600	13,56	32 000	271
Hafer	90	1 260	14	20 160	224
Klee	43	2 700	62,79	23 500	314
Heu, gut	1 767	5 800	32,95	34 800	198
Heu, mittel	176	4 000	22,73	24 000	136
Emd, gut	176	2 600	14,77	15 600	89
Emd, mittel	176	1 600	0,09	9 600	55
Herbstgras, gut	176	250	1,42	1 500	9
Herbstgras, mittel	176	150	0,85	900	5

Das ergäbe für 1 Hektare gutes, 1 Hektare mittleres Wiesland und 3 Hektaren Ackerland (Weizen) einen Jahresertrag von 1305 Franken:

(in Franken)	Heu	Emd	Herbstgras	total:
1 ha gutes Wiesland	198	89	9	296
1 ha mittleres Wiesland	136	55	5	196
3 ha Ackerland				813
5 ha			Ertrag:	1305

Diese groben Zahlen erlauben immerhin, den Schuldzins mit einem möglichen Rohertrag zu vergleichen. Man könnte ja anhand der Tabelle andere Varianten ausrechnen. In diesem Fall würde der Zins gut 50 % des Ertrags ausmachen. Diese Rechnung ist natürlich nur ein ganz vager Ansatz zu einer Ertragsrechnung. Zum Geld nur noch so viel: Im Jahre 1894 zahlte Emil Rutishauser 9 Franken Steuern, 1906 waren es Fr. 10.80, 1911 Fr. 16.50, 1918 Fr. 22.40, 1920 Fr. 60.60 und im Jahre 1932 Fr. 58.80.

Das Ehepaar Rutishauser-Stäheli hat keine schriftlichen Zeugnisse seines Wirkens hinterlassen; das älteste Dokument ist eine Fotografie aus dem Ersten Weltkrieg (siehe Abbildung 7). Sie zeigt das Elternpaar Emil und Frieda mit acht Kindern, die beiden ältesten, Ida und Emil, fehlen; mit auf dem Bild sind drei Grenzsoldaten. Nehmen wir an, das Bild stamme aus dem Jahre 1915; dann wären die Kinder (von links) Frieda 11, Ernst 15, Hans 6, Willy 12, Amalie (hinter dem Vater) 17, Hermine 18, Mar-

tha 14 und Alice 7 Jahre alt; die Mutter 50 und der Vater 45 Jahre alt. Dieses Bild veranlasst uns zu fragen, wie es damals um die Ausbildung der Jugend bestellt war. Zuerst zur Schule: «Nach dem Unterrichtsgesetz von 1875 dauerte die Primarschule neun Jahre. Nach sechs ganzen Schuljahren besuchten die Schüler während drei Jahren die Repetierschule, die im Sommersemester nur an einem einzigen Vormittag in der Woche, im Wintersemester dagegen jeden Tag gehalten wurde. Im Jahre 1915 wurde das Gesetz insofern ergänzt, als den Schulgemeinden gestattet wurde, von den sechs vollen und den drei Repetierschuljahren auf die Schulpflicht von acht ganzen Schuljahren überzugehen. Während die grösseren Schulgemeinden sofort umstellten, folgten die Landgemeinden dieser Neuerung nur zögernd.»¹⁶² Somit hatte also ein Kind von etwa 12 Jahren die obligatorische Ganzzahresschule hinter sich und konnte im

¹⁶² Schwarz, S. 7.

Abb. 7: Das Ehepaar Rutishauser-Stäheli mit acht von seinen insgesamt zehn Kindern und drei Grenzschutzsoldaten, zirka 1915.



Sommerhalbjahr als Arbeitskraft eingesetzt werden. Das war offenbar auch auf dem Bleihof der Fall. Betrachten wir die Situation im Jahre 1915: Ernst wurde wahrscheinlich gerade aus der Repetierschule entlassen, während Willy in diese eintrat. Beide Knaben konnten also zu Hause mitarbeiten, ebenso Martha. Die beiden Primarschülerinnen Frieda und Alice waren die einzigen Kinder der Familie, welche die Sekundarschule (in Altnau) besuchen sollten. Hermine und Amalie lebten 1915 nicht mehr im elterlichen Haushalt.

Nun zur Berufsbildung. Es war in den Bauernfamilien allgemein üblich, dass die Kinder etwa vom 12. Altersjahr an zu Hause oder in einem fremden Haushalt als Arbeitskräfte eingesetzt wurden. Das Absolvieren einer landwirtschaftlichen Fachausbildung oder einer Berufslehre war eher noch selten.

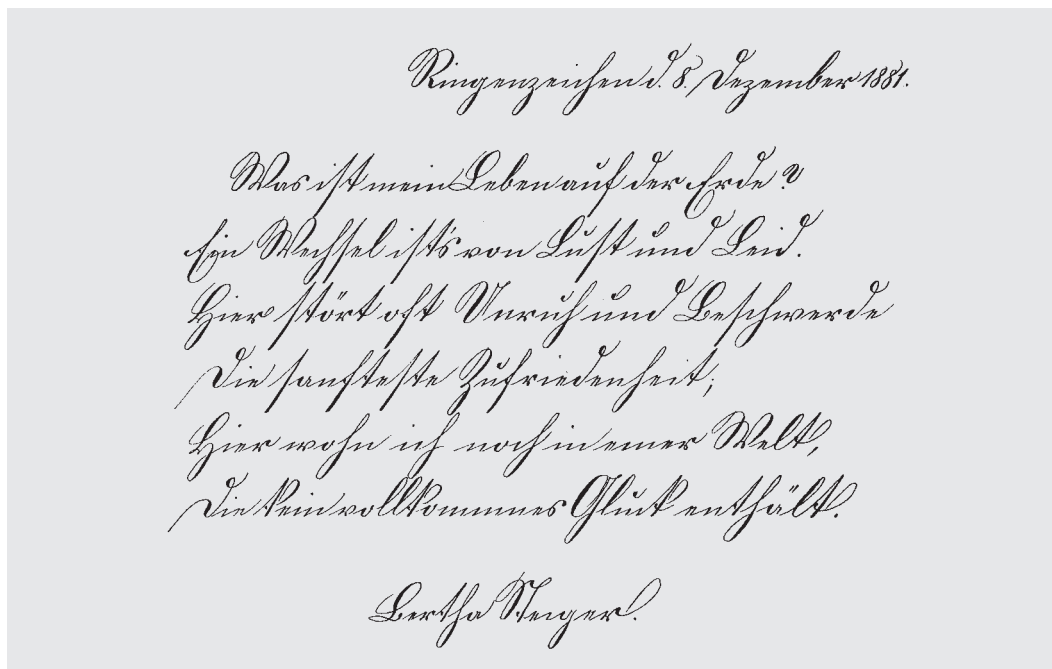
Es ist nicht bekannt, wie lange **Emil**, der älteste Sohn, zu Hause blieb. Er scheint schon relativ früh bei der Familie Schmid (Landwirtschaft und Restaurant zum «Rössli») in Oberbussnang gearbeitet zu haben, wo er Zeit seines Lebens blieb.

Ida kam in die Familie J. G. Stäheli, welche in Amriswil ein Handelsgeschäft mit Manufakturwaren betrieb. Johann Georg Stäheli (aus Niederaach, geb. 1866) war ein Cousin der Mutter Frieda im Bleihof.

Auch **Hermine** diente bei J. G. Stäheli, sie scheint dort auch als Schneiderin oder als Weissnäherin gearbeitet zu haben; um 1921 war sie in Zürich.

Amalie ging früh in die «Fremde»; sie diente in der Familie Stäheli (Bauernhof mit Wirtshaus) in Schönenhaus, Neukirch (Egnach). Sie besuchte in Ringen noch die Repetierschule. Ihr zukünftiger Ehemann, August Hungerbühler in Gläusenhaus (kaum

Abb. 8: Probeschrift aus einem Schreibheft, Schule Ringen Zeichen (Gemeinde Egnach) 1881.



300 m von Schochenhaus entfernt), schenkte ihr zur Konfirmation an Ostern 1915 ein «Christliches Vergissmeinnicht» und zum Geburtstag 1916 «Das fleissige Hausmütterchen», das damalige Standardwerk über alle Sparten des Haushaltes.¹⁶³ Der heutige Leser staunt, was auf diesen über 800 Seiten unter den Titeln «Haushaltkunde», «Kochkunst», «Häusliche Obst- und Gemüseverwertung», «Servieren», «Speisezettel», «Haus- und Zimmergarten», «Geflügel- und Kaninchenzucht», «Kranken- und Kinderpflege», «Bekleidung und Arbeitskunde für den Hausbedarf» (z. B. Leibwäsche und Kleider herstellen!) zu finden ist. Und er erfährt, dass die Frauen nicht nur Arbeiten (von Hand!) verrichteten, welche heute von Fachleuten in Gewerbe und Industrie ausgeführt werden (Lebensmittel konservieren, backen, Kleider machen, flicken und reinigen), sondern auch Arbeiten, die für

bäuerliche Haushalte besonders typisch waren (Kleintiere halten, Garten besorgen, Gesundheitspflege). So verwundert es nicht, dass alle Mädchen der Familie Rutishauser nach der Schulzeit in einen fremden Haushalt kamen; Bauernmädchen wussten, dass die täglichen Arbeiten erledigt sein mussten, und sie waren an ein einfaches Leben gewöhnt.

Martha war bei einer Familie in Walzenhausen (Haushalt und Ladengeschäft). Wegen einer früh auftretenden Krankheit musste sie eine Verlobung auflösen, worauf sie ihr Leben lang im Bleihof blieb und vor allem ihrer Mutter half, den Haushalt zu versehen.

Frieda verbrachte nach der Sekundarschule zwei Jahre in einem Lausanner Haushalt und wech-

163 Müller, Susanna.

selte dann nach Teufen, in einen Haushalt mit Restaurant (Wirtschaft zum «Adler»).

Alice kam zur Familie Kobi in Amriswil (Frau Kobi war eine Tochter von J. G. Stäheli), begleitete diese Familie als Kindermädchen in die USA, wo sie bis zu ihrem Tod am 23. Oktober 2003 lebte.

Hans absolvierte nach der Primar- und Repetierschule in Marthalen eine Metzgerlehre.

Wie schon angedeutet, blieben **Ernst** und **Willy** zu Hause; sie und ihre Schwester Martha besorgten zusammen mit den Eltern die Arbeiten in Haus, Hof, Stall und Feld. Zeitweise halfen auch Hermine und Hans mit.

Beim Betrachten der Werdegänge der zehn Kinder von Emil und Frieda Rutishauser fallen einige Tendenzen auf:

- Die Regelung der obligatorischen Schulzeit ermöglichte es den Eltern, ihre Kinder zu Hause auf dem Bauernhof als Arbeitskräfte einzusetzen (Ernst, Willy) oder Kinder, falls daheim nicht unbedingt benötigt, in andere Familien zu geben, wo sie praktisch dieselben Arbeiten wie zu Hause zu verrichten hatten oder wo sie neben den Haushaltarbeiten noch anderes lernen konnten. Alle Rutishauser-Mädchen gingen diesen Weg.
- Vier Mädchen dienten in der Familie J. G. Stäheli in Amriswil (auch Amalie, vor ihrer Heirat). Es war wohl für alle besonders beruhigend, die Mädchen in einer angesehenen, verwandten Familie gut aufgehoben zu wissen.
- Eine eigentliche Berufslehre absolvierte nur Hans. Seine drei Brüder wurden Bauern, indem sie auf einem Bauernhof aufwuchsen und nach dem alten Prinzip der praktischen Aneignung lernten.
- Die Beschäftigung der Kinder daheim und ihre Platzierung bei fremden Leuten erinnern stark an die jahrhundertealte Gepflogenheit, die Kinder und Jugendlichen als Dienste zu verwenden. Man schaue sich einmal die Strukturen der Rutishauser-Familien in Rutishauser 1634 bis 1649 an (Ab-

schnitt 6.2) und vergleiche sie mit den Verhältnissen auf dem Bleihof fast 300 Jahre später. Offenbar waren die Bauern immer auf ihre Kinder als Arbeitskräfte angewiesen. Zur Frage der Entlohnung wird weiter hinten etwas zu sagen sein.

5.3 Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg

Die Landwirtschaft musste im Ersten Weltkrieg die Produktion beträchtlich ausweiten, um die Bevölkerung des Landes ernähren zu können. Die Reinerträge der Bauernbetriebe stiegen, und vom dritten Kriegsjahr an ging es den Bauern sehr gut.¹⁶⁴ Nach dem Krieg hingegen, als die kriegswirtschaftlichen Massnahmen wegfielen, nahm der Import ausländischer Agrarprodukte merklich zu. Der Bauer musste seine Erzeugnisse zu sinkenden Preisen verkaufen, während der Aufwand grösser wurde. Diese und andere Entwicklungen, zu denen auch die Weltwirtschaftskrise der 1930er-Jahre zu zählen ist, bereiteten der Landwirtschaft die grössten Schwierigkeiten. «Ausserdem traten einige ungünstige Ernten ein. Verhängnisvoll wirkte sich auch die einseitig vieh- und milchwirtschaftlich orientierte Produktion aus, weil sie Absatzschwierigkeiten mit sich brachte. All das hatte eine zweite schwere Agrarkrise zur Folge. Sie war Anlass zu einer eigentlichen Flucht aus der Landwirtschaft. Nun setzte eine kräftige Intervention des Staates zugunsten der Landwirtschaft ein, die sich vor allem auf die Preisstützung, die Absatzförderung und die Produktionslenkung bezog. Weil sich die bisherigen staatlichen Schutzmassnahmen als ungenügend erwiesen, wurden sie durch Einfuhrbeschränkungen und -sperren sowie Kontingentierungen ergänzt. In der Folge begann sich die Lage leicht zu bessern. Aber noch bevor eine Konsolidierung eintrat, brach der Zweite Weltkrieg aus. Wiederum fiel der Land-

164 Baumann, S. 307.

Abb.9: Diese Foto-Postkarte schickte Ernst seiner Schwester Hermine nach Zürich. Poststempel: Güttingen, 3. 9. 1921. Von links: vermutlich Hans auf dem Baum, Alice, Mutter Frieda, Vater Emil, Willy auf dem Wagen, vor ihm eine unbekannte Frau, neben ihr Hermine, ganz rechts Ernst.

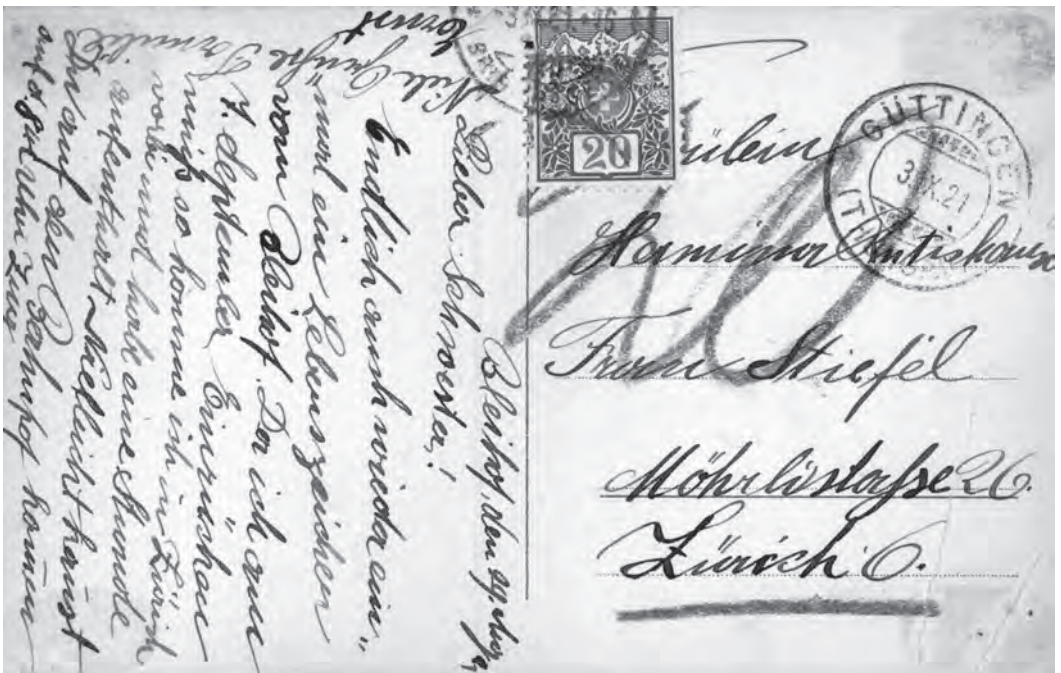


Abb. 10: Hochzeit von Ida Rutishauser und Hermann Eberli 1925. Von links: Hermine, Ida, Adolf Eberli und Hermann Eberli, auf dem Bock Alice und Ernst.



wirtschaft die Sicherstellung der Nahrungsmittelversorgung des Landes zu. Wiederum besserte sich die Rentabilität. Teilweise wurden allerdings die bäuerlichen Arbeitskräfte überanstrengt.»¹⁶⁵

5.3.1 Die 1920er-Jahre

Über das Leben auf dem Bleihof in dieser Zeit kann dank der Aussagen von Hans Rutishauser (1909–1994), dem Jüngsten der Familie, einiges berichtet werden.

Schauen wir uns aber zuerst die Familie an. Amalie heiratete 1920, Ida 1925 und Frieda 1926. Emil lebte schon lange in Oberbussnang. Hermine war offenbar teils auswärts, teils daheim. Alice be-

suchte Anfang der 1920er-Jahre die Sekundarschule, dann wanderte sie mit der Familie Kobi nach den USA aus. Zu Hause waren also noch Ernst und Willy, die beiden Hauptstützen der Eltern, Martha, die immer etwas kränkelte und manchmal auch einfache Arbeiten nur mit Mühe verrichten konnte, sowie Hans bis etwa 1925.

Da die beiden Söhne Ernst und Willy in der Kavallerie Dienst leisteten, ist anzunehmen, dass etwa seit Ende des Ersten Weltkriegs auf dem Bleihof Pferde eingesetzt wurden. Bisher hatte man Kühe und den Muni als Zugtiere verwendet; der Bestand an Kühen überstieg kaum zehn Tiere. An Maschinen gab es die Mähmaschine und den Gabelwender, die

¹⁶⁵ Hauser, S. 247.

Abb. 11: Hochzeit von Frieda Rutishauser und Max Oertle 1926. Die Hochzeitsgesellschaft vor dem Bleihof.



ebenso wie der Pflug, die Egge und die Ackerwalze lange nur von den Kühen gezogen worden waren.

Praktisch die gesamte Arbeit des Bauern war Handarbeit. Er säte das Korn, schnitt die reife Frucht mit der Sense, legte sie zum Trocknen auf dem Acker aus, band die Garben und stellte sie zu Puppen zusammen, er lud sie auf den Wagen und versorgte sie schliesslich in der Scheune. Dabei mussten, wo es ging, die Frauen und die Kinder mithelfen. Dreschflügel waren nicht mehr in Gebrauch, es fuhr eine Dreschmaschine auf. Fast die Hälfte des Bleihofareals war Ackerland.

Die Heuernte stellte eine typische Spitzenbelastung im bäuerlichen Arbeitsjahr dar. Bis etwa 1934 erschienen jeweils deutsche Mäher und Heuer in Romanshorn, wo sie für die Zeit des Heuet eingestellt

wurden von den hiesigen Bauern. Nachher zogen sie ins Engadin weiter. Auf dem Bleihof arbeiteten aber nie solche «Saisonniers». Die Frauen und Kinder (überall auf dem Land gab es Heuferien) mussten zu den Gabeln und Rechen greifen und mithelfen, das geschnittene Gras zu zetteln, in Reihen oder Haufen zu formieren («mädle» und «schöchele»), um am Schluss nachzurechnen. Männerarbeit hingegen war das kunstgerechte Beladen des Heuwagens, was meist Willy besorgte, während Ernst das Heu in währschaftigen «Gabelportionen» nachlieferte. Erst spät abends, nach der Stallarbeit und wenn die Pferde, müde von der harten Zugarbeit, den Rauch aus dem Bremenkessel und die schwüle Gewitterluft noch vollends aus den Nüstern schnaubten, wurde das Heu abgeladen, mit dem Zangenaufzug auf die

«Brügi» (Heubühne) gehoben und von dort zum Stock aufgeschichtet, was auch eine Wissenschaft für sich war.

Die Apfel- und Birnenernte ergab Tafel- und Mostobst. Der grösste Teil wurde in die Genossenschaft nach Güttingen geliefert, aber auch Privaten, beispielsweise der Familie J. G. Stäheli, verkaufte man Tafelobst, Kartoffeln und Gemüse. Für den Eigenbedarf stellte man selber mit Obstmühle und Presse Most her, der in grossen Fässern im Keller gelagert wurde. An einem Wintermorgen fuhr dann der Schnapsbrenner seine mobile Destillerie auf den Hofplatz; wie viel Obsttrester er an diesem Tag produzierte und wie viel davon zu welchem Preis wohin seinen Weg nahm, wusste Hans nicht zu berichten, es wäre wohl in irgendwelchen Rapporten der Alkoholverwaltung nachzulesen. Jedenfalls fand einiges davon auf dem Bleihof Verwendung, für Mensch und Vieh.

Eine andere spätherbstliche oder winterliche Erscheinung war der Störmetzger, der bei der Wasserpumpe hinter dem Haus eine oder manchmal zwei Sauen schlachtete und verarbeitete.

Das Wasser bezog man aus dem eigenen Brunnen. Man pumpte es durch Betätigen des Schwengels an der eisernen Brunnensäule aus dem Sodbrunnen, von dem eine Leitung in den Stall, die andere in die Küche führte. Hier pumpte man das Wasser mittels eines leicht geschwungenen Hebels, der hinten am Ausflussrohr angebracht war. Auch im Stall stand eine Handpumpe, allerdings eine grössere. Ein anderer Brunnen (oder eine Brunnenstube) soll sich etwa dort befinden haben, wo heute der Hühnerstall steht.

Bis nach dem Ersten Weltkrieg musste der Bleihof ohne Elektrizität auskommen. Die Versorgung der Haushalte mit Wasser und elektrischem Strom erleichterte natürlich besonders den Frauen manche Arbeit im Haus. Es soll deshalb kurz über die Einführung von Wasser und Elektrizität auf dem Bleihof berichtet werden.

5.3.2 Wasser und Elektrizität

Über die Quellen auf Güttinger Gebiet wird 1913 berichtet:

«Fast noch schlimmer als Altnau ist Güttingen bestellt, das auf seinem eigenen Gebiet nur 3 Quellen besitzt und bei Anlage seiner Wasserversorgung in dem angrenzenden Waldgebiete der Nachbargemeinde Altnau einen langen Stollen in den Sandboden erstellen liess, welcher im Mittel nur 25 ML Wasser lieferte, in trockener Zeit aber auf die Hälfte hinabsinken kann. Interessant ist es, dass diese Quelle seit dem Erdbeben vom 16. November 1911 (In Konstanz fiel die Kreuzblume vom Münster und durchschlug Dach und Chorgewölbe, die Kolossalfiguren stürzten vom Postgebäude, viele Kamine und Ziegel fielen von den Dächern; in Kreuzlingen wurde das Seminar beschädigt und in Horn stürzten zwei Fabrik-schlote von 52 und 45 m Höhe ein) bedeutend zugenommen hat; sie ergab im Mai 1912 noch 70 ML. Eine in der Nähe des Dorfes erbohrte Quelle hat sich nicht bewährt, indem ihr Erguss in kurzer Zeit auf wenige Liter zurückgegangen ist. Die Bewohner sind daher immer noch auf ihre 75 Pumpbrunnen angewiesen, und der Berichterstatter meldet: «Es wird die Gemeinde über kurz oder lang auf das grosse Reservoir des Bodensees angewiesen sein, wenn sie ihre Wasserversorgung rationell ergänzen will.» Diese Prophezeiung des Berichterstatters Herrn Rickenbach geht jetzt in Erfüllung, indem die Gemeinde den Beschluss gefasst hat, eine Bodenseewasserversorgung zu erstellen (1912). Die elektrisch betriebene Pumpstation wird beim «Schiff» erbaut, die Seeleitung auf eine Länge von 928 m in 150 mm weiten Röhren erstellt. Auch Kesswil wird an diese Anlage angeschlossen.»¹⁶⁶

Die Seewasserversorgung von 1912 bediente nur die Haushalte im Dorf Güttingen; der Einbezug der höher gelegenen Höfe war offenbar zu teuer. Erst 1944 erhielt der Bleihof durch den Anschluss an die

Abb. 12: Die Männer zu Pferd, die Frauen per Velo!
Die beiden Brüder Willy (links) und Ernst (rechts) Rutishauser im Jahre 1926 beim Bleihof.



Abb. 13: Von links die vier Schwestern Hermine, Frieda, Ida und Amalie mit Tochter Marga. Vermutlich war Max Oertle der Fotograf, er besass damals schon eine Kleinbildkamera (Originale 5,2 x 7,7 cm).



Güttinger Wasserversorgung das Wasser ins Haus, 1947 dann der Sennhof und schliesslich 1951 der Winterlishof. Seit 1963 ist die ganze Gemeinde Güttingen an die Seewasserversorgung der Gemeinde Amriswil angeschlossen.

Hart an der Strasse nördlich des Bleihofs lag ein kleiner quadratischer Feuerweiher, aus dessen dickem, giftigrünem Algenteppich einen unbeweglich Froschaugenpaare anstarrten.

Im Jahre 1910 wurde im Dorf Güttingen die Elektrizität eingeführt. Den Höfen aber wurde diese Segnung der Technik noch nicht zuteil; nur wegen der paar entlegenen Heimwesen das Verteilnetz derart zu erweitern, lohnte sich nicht, hiess es im Dorf. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Sache wieder aktuell. Die Bewohner der Höfe erhielten von der Gemeinde einen Beitrag an die Lösung des Problems: Sie halfen sich selbst, indem sie 1920 die Elektra Güttinger Höfe gründeten, die heute noch existiert und die Höfe Stogge, Vogelsang, Waldegg, Bleihof und Hermannshof mit elektrischem Strom versorgt. Der Bleihof erstrahlte erstmals an einem Winterabend zwischen Weihnachten und Silvester 1920 in elektrischem Licht. Die Petrolampe über dem Stubentisch

sowie die tragbaren Petrollichter und Kerzen, die man in den anderen Räumen verwendet hatte, waren überflüssig geworden. Vermutlich hielt man die Petrollampen und den Petroleumbehälter im Keller noch einige Zeit zu eventuellem Gebrauch bereit.

5.3.3 Die 1930er-Jahre und die Zeit des Zweiten Weltkriegs

Viele Aussagen in diesem Abschnitt stützen sich vorwiegend auf die Erinnerungen der ersten Enkelinnen und Enkel von Emil und Frieda Rutishauser-Stäheli; deshalb nennen wir die beiden hier meistens Grossvater und Grossmutter. Die besagten Enkelkinder, es sind dies Marga Obrecht-Hungerbühler (1921–2008), Kurt Eberli (*1926), Nelly Oertle (*1927) und Max Oertle (*1930), waren oft auf dem Bleihof in den Ferien. Margas Mutter Amalie fuhr nach dem frühen Tod ihres Mannes 1931 jeden Sonntag auf dem Velo zu ihren Eltern; am Abend machte sie sich jeweils wohlversehen mit Kartoffeln, Gemüse und

166 Engeli, S. 35.

Abb. 14: Ernst Rutishauser in der Kavallerie-Rekrutenschule Aarau, 1920. Vorderseite einer Foto-Postkarte, mit der er seine Schwester Hermine in Zürich grüsste.



Abb. 15: Während Bruder Ernst sich den Pferden widmete, besorgte Willy Rutishauser den Viehstall und kümmerte sich um die Kühe. Aufnahme aus den 1930er-Jahren.



Früchten auf den Heimweg über Sommeri und Amriswil nach Neukirch. Marga begleitete sie immer, auch wenn ihr der Anstieg nach Obersommeri auf der steinigen Naturstrasse nicht sonderlich behagte. Wenn sie dann nach solcher Mühsal von Willy derb-liebevoll mit «Lueg au do, s'Egnacher Tötschli chonnt wieder!» begrüsst wurde, fand sie bei der Grossmutter Zuflucht – und fühlte sich allsogleich wie zu Hause. Die Abbildung 13 zeigt Amalie und Marga bei einem Besuch auf dem Bleihof in den 1920er-Jahren.

Max verbrachte etwa 1938–1946 seine Sommer- und Herbstferien auf dem Bleihof, er arbeitete kräftig mit und hatte den Ehrgeiz, etwas zu leisten. Als er in der 4. Klasse war, lernte er melken. Er war stolz darauf, dass man ihn als vollwertige Arbeitskraft einsetzen konnte. Kurt und Nelly waren weniger häufig auf dem Bleihof.

Wie bereits erwähnt, bewältigten die beiden Brüder Ernst und Willy zusammen im Wesentlichen die Arbeiten in Feld und Stall. Ernst, ein schneidiger Kavallerist, nahm sich der Pferde an; er brachte die Milch mit Ross und Wagen in die Hütte, erledigte Kiestransporte und führte die Pferde zur Feldarbeit.

Da war er in seinem Element, wenn es galt, ein Fuder Heu noch sicher in die Scheune zu bringen, bevor das plötzlich über dem Wald aufziehende Gewitter losbrach. Willy besorgte den Viehstall; bei seinen Kühen hielt er sich gerne auf, ja manchmal mochte es scheinen, als suchte er mit Bedacht ihre Nähe. Es mag sein, dass er dazu neigte, in schwierigen Situationen die Menschen zu meiden. Neben seinem energischen Bruder wirkte er sanft und in sich gekehrt. Ernst und Willy achteten ihre Eltern sehr und jeder war ihnen auf seine Art ein treuer Helfer. Die Tischordnung, ein nicht unbedeutendes Detail, gibt uns noch einen Hinweis auf die unterschiedlichen Charaktere der beiden Brüder. Ernst sass oben am Tisch, die Eltern an der Längsseite, Vater Emil bei Ernst, Mutter Frieda gegen das untere Tischende; die Längsseite der Wand entlang besetzten Willy (oben) und andere anwesende Geschwister; Martha sass unten am Tisch. Während des Mittagessens wurde besprochen, wer was tun sollte am Nachmittag. Dabei führte Ernst das Kommando, er nannte die Arbeiten und teilte sie den Einzelnen zu. Niemand wagte ihm zu widersprechen, Ernst war eine Respektsperson. Er hatte es aber nicht darauf abgesehen, sich selbst in Szene zu setzen,

seine Anweisungen waren einfach vernünftig und zweckmässig.

Wir wissen nicht, wie die beiden Brüder über die Frage nachdachten, wer einmal den Hof übernehmen werde. Es war klar, dass hier zwar Arbeit für zwei kräftige Männer, aber kein Auskommen für zwei Familien vorhanden war. Im Jahre 1930 waren Emil Rutishauser 60 und Frieda 65 Jahre alt; sie hatten nun seit 36 Jahren den Hof bewirtschaftet und zehn Kinder grossgezogen. Ernst war 30, Willy 27 Jahre alt, beide noch nicht verheiratet. Die Übergabe des Hofes an einen der beiden Brüder wäre jetzt verfrüht gewesen. Fünf Jahre später heiratete Ernst und übernahm einen Bauernbetrieb in Dettighofen/Lengwil.

Der Grundbesitz, der zum Bleihof gehörte, lag ziemlich weit verstreut auf Güttinger und Altnauer Boden. Auf dem Areal des heutigen Bleihofs (siehe Parzellen 497 und 499 auf Abbildung 27) besass der Grossvater 331 Aren, nördlich davon in Fort und St. Otmar 106 Aren, im Stieg 34 Aren, südöstlich des Sennhofs 68 Aren und in der Gegend des Hermannshofs auf Altnauer Gebiet in Hinterreuti und Schlapfenholz 284,5 Aren. Im Stieg und auf der Sennhofwiese wechselte man bisweilen die Anbauart; aus der Wiese wurde zuerst ein Kleeacker, erst darauf folgend ein Getreidefeld. Teile dieser Flächen blieben aber Wiesen.

Das Wiesland unmittelbar südlich der Scheune war in vier Streifen zerteilt; die beiden mittleren gehörten dem Nachbarn Schuhmacher, die äusseren Emil Rutishauser. Diese vier ehemaligen Wölbäcker sind heute noch deutlich im Gelände auszumachen, sie waren allerdings vor sechzig Jahren noch höher gewölbt. Seit dem Aufkommen der Traktoren und anderer Maschinen benutzt man jede Gelegenheit, diese Wellenlandschaft zu glätten. Man schaue sich den Plan des Freudentalerhofs von 1744 an, diese vier Streifen sind dort klar eingezeichnet, sie bilden das «obere Gwendle» (siehe Abbildung 3).

Nördlich des Hauses führte ein Karrenweg vom Punkt 492 zur Waldecke bei Bommisrüti (siehe Abbildung 27). Südlich dieses Weges lag der Obstgarten, nördlich davon das baumlose Ackerfeld, wo man Getreide, Kartoffeln und Erbsen anbaute. Nur ganz unten stand ein grosser Wasserbirnbaum, in dessen Schatten sich die Feldarbeiterinnen und -arbeiter auf das Bänklein setzten und den Znüni verzehrten. Oben im Ackerfeld gab es einen Wintergemüsegarten mit einer Grube zur Aufbewahrung speziell des Kohls.

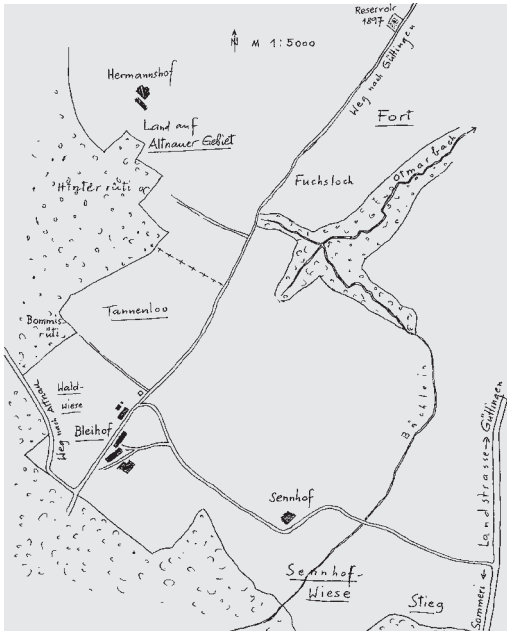
Ein Tagesablauf im Sommer sah etwa so aus:

4 Uhr	aufstehen; grasen, füttern, melken
7–7 ½ Uhr	Morgenessen; dann Feldarbeit
9 ¼ Uhr	Znüni; dann Feldarbeit
12 Uhr	Mittagessen
13 ½ Uhr	Feldarbeit
16 ½ –17 Uhr	«Zobed»; dann Stallarbeit, aufräumen
21–22 Uhr	Nachtessen
22 ½ Uhr	Nachtruhe

Der Grossvater ging am frühen Morgen vom Schlafzimmer direkt in den Stall, wo er sich aus der hohlen Hand das herausgepumpte Wasser über den Kopf goss. Nach dieser Morgentoilette machte er sich unverzüglich an die Arbeit. Zu dieser Zeit standen 12 oder 13 Kühe im Stall sowie 1 Muni und natürlich die 2 Pferde; meistens wurden zwei Sauen aufgefüttert.

Die Feldarbeit war vielfältig. Man baute Hafer, Sommer- und Winterweizen, Gerste, Roggen, Kartoffeln, Erbsen, Rüben und Räben an. Die Mischkultur mit Erbsen, Rüben und gelben Räben brachte zuerst, etwa im Juni, die Ernte der Erbsen, worauf die Pfähle entfernt wurden; dann reiften die Rüebli und schliesslich im Herbst die gelben Räben, die man dem Vieh verfütterte. Die Erbsen nahm die Konservenfabrik Bishofszell ab, die Rüebli wanderten teils in die eigene Küche, teils verkaufte man sie an Private. Die Säcke geernteter Kartoffeln wurden auf einen Wagen gehievt. Da konnte es vorkommen (natürlich auch bei

Abb. 16: Die Situation des Bleihofs und seiner Umgebung vor den beiden Güterzusammenlegungen.



anderen Gelegenheiten), dass die wartenden Pferde plötzlich durchbrannten; besonders Ueli war ein schwieriges Pferd, Fanny allerdings eher zahm.

Es können natürlich nicht alle Feldarbeiten im Detail geschildert werden; der heutige Leser möge sich aber bewusst machen, wie vieles damals schwere körperliche Arbeit war. Er denke nur an die Kartoffelernte: Man musste die Kartoffeln auflesen, von den grössten Erdklumpen befreien, vom Korb in den Sack leeren, diesen auf- und abladen, die Kartoffeln verlesen und sortieren (Speise- oder Futterkartoffeln), waschen, einlagern oder zum Verkauf bereitstellen. Und wie lange zog sich manchmal die Obsternte hin, es wollte und wollte nicht werden, bis der letzte Apfel aufgelesen war; so jedenfalls erinnern sich die Enkel. Für einen Korb voll zusammengelesener Äpfel erhielt Marga 2 Rappen, was dann immerhin ein kleines Jahrmarktsgeld ergab.

Marga hütete oft mit dem Grossvater zusammen die Kühe. Da die Weideflächen nicht eingezäunt waren, verliefen sich einzelne Kühe immer wieder auf andere Wiesen oder gar in den Wald. Besonders wenn sie das Vieh bis auf die Wiesen beim Hermanshof, auf die Sennhofwiese oder auf den Stieg trieben, konnte das Herbeiholen der verirrtten Tiere zu einem weitläufigen Unterfangen werden. In ruhigen Stunden, wenn der ebenfalls weidende Muni nicht die geringsten Anzeichen von Aggressivität zeigte, schnitzten die Enkelin und der Grossvater Hüterstöcke aus kräftigen Haselruten. Nelly Oertle schrieb in einem Aufsatz «Als ich das erste Mal beim Grossvater hüten musste»: «Marga erzählte mir, es habe so viele Bremsen, dass sie lange Hosen anziehen musste, und riet mir, es auch so zu machen. Im Hui hatten wir ein Paar ältere Hosen aufgestöbert, und noch schneller hatte ich sie angezogen. Aus der Stube herauf tönte es: «Margaaaa, Nellyyyy, chömid emol wieder abe ond helfid em Willi hüete». Wir gingen auf diesen Vorschlag ein und sprangen durch die Wiese hinunter zu den Kühen. Ganz leise und melodisch klangen die Herdenglocken an unser Ohr, bim, bam. Von weitem jauchzte uns der Onkel entgegen, dass der nahe Wald einen langen Widerhall zurückwarf.»

Die Wagen, ob Jauchefass-, Gras-, Brücken-, Kies- oder Milchwagen, sowie der Pflug, die Egge, Mähmaschine und Schwaderrechen wurden von den Pferden gezogen. Einen Traktor sollte es noch lange nicht geben, obwohl schon seit einiger Zeit solche Zugmaschinen auf dem Markt waren.

Auch im Haushalt kam man ganz ohne Maschinen aus. Jeden Freitag war Backtag. Die Grossmutter buk Brot für eine Woche, sie formte grosse runde Laiber. Dazu gabs, wie es sich am Freitag gehörte, Apfel-, Käse- oder «Böletülle» (in anderen Dialekten heisst das «Dünne» oder «Wähe», auf Hochdeutsch «Flachkuchen mit Belag»; «Bölle» = Zwiebel). An Weihnachten und Neujahr stellte sie vorzügliche Zöpfe und Birnweggen her. Sie verrichtete die ganze

Abb. 17: Die ersten Enkelkinder auf dem Bleihof, zirka 1936. Ganz vorne Ernst Eberli, hinter ihm von links Kurt Eberli, Nelly und Max Oertle, Martha Eberli, im Hintergrund Marga Hungerbühler.

Abb. 18: Die beiden Enkelinnen Marga Hungerbühler und Nelly Oertle, 1934.

Arbeit selbst, erst in späteren Jahren knetete Willy den Teig. Vergessen wir nicht, dass nur schon das Aufheizen des Ofens eine ganze Reihe von Handreichungen erforderte, welche heute auf das simple Drehen eines Schalters zusammengeschrumpft sind. Die Kombination von Herd und Ofen war geradezu klassisch für die Bauernhäuser unserer Gegend. Der Kachelofen war der einzige «Heizkörper» im Haus. Besonders im kalten Winter 1929/30 dürften an den Kammerfenstern schöne Eisblumenbäumchen gewachsen sein.

Ganz anders als heute hielt man es mit dem Waschen. Kleider und Bettwäsche wusch man höchstens einmal im Monat; im Sommer kam man gar seltener dazu, da die Frauen auf dem Feld arbeiten mussten. Weil die Grossmutter, wie damals üblich, in ihrer Aussteuer einen respektablen Bestand an Wäsche mitgebracht hatte, konnte man mit der «grossen Wäsche», die übrigens oft bis zu drei Tage dauerte, notfalls auch einmal etwas länger zuwarten. Bevor man die Wäsche einlegen konnte, mussten die Holzzuber gewässert werden. Oft kam Amalie als Verstärkung von Neukirch angeradelt. War schon das eigentliche Waschen, das Durchwalken der Kleidungsstücke, Tücher und Bettlaken anstrengend genug, so brauchte das Auswinden der Wäsche nicht minder Kraft. Zwei Frauen mühten sich ab, durch entgegengesetzte, starke Drehbewegungen die in nassem Zustand besonders schweren Barchentbetttücher auszuwringen. Da sollte ihnen aber bald wenigstens bei dieser Arbeit Hilfe zuteil werden. Denn eines Tages brachte Jakob Bruderer aus Neukirch, er fuhr per Velo und Anhänger vor, die Wäschepresse «Mühelos» auf den Bleihof, mit deren Hilfe die Frauen tatsächlich fast mühelos – in Bezug auf das bisherige Verfahren –, aber immer noch von Hand die Wäsche zusammenpressen und damit auch das Wasser herausdrücken konnten. Jakob Bruderer (oder möglicherweise sein Sohn Egon) hatte diesen Apparat selber entwickelt; er setzte ihn meist auf Bauernhöfen ab. Seine Enkel



Abb. 19: Inserate verschiedener Firmen mit neuartigen Erfindungen zur Erleichterung des Landlebens. Publiziert in der Zeitschrift «Der ostschweizerische Landwirt» 1920/1930.

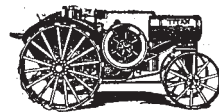


Garbenzange + 30952
zum Pressen und Binden der Garben

Bestbewährtes System
in vielen Zeugnissen u. Empfehlungen aus landw. Kreisen

Preis Fr. 19. 50
Prospekte gratis. 36257793

Franz Furrer, Apparatebau, Sursee.



Wenn Sie einen Traktor kaufen

so beschäftigen Sie, solchen für Jahre zu gebrauchen. Sie machen eine langfristige Kapitalanlage, die sich rentieren soll.

Wenn Sie überzeugt sind, daß Sie Ihr Geld in einem guten Traktor angelegt haben, so wollen Sie weiter sicher sein, daß Ihr Investment auch wirklich im Traktorengeschäft bleibt, nicht nur während der Lebensdauer Ihres Traktors, sondern auch darüber hinaus.

Die International Harvester Company, Chicago bildet auf eine erfolgreiche Tätigkeit von 75 Jahren im Bau landwirtschaftlicher Maschinen, Motoren usw. zurück. Sie ist das größte Unternehmen ihrer Art in der Welt; die besten maschinellen Einrichtungen und Hilfskräfte stehen ihr zu Gebote, und die gesammelten Erfahrungen sind in der Konstruktion ihres Traktors „International Titan“ voll zum Ausdruck gekommen.

Dies gibt Ihnen die Gewißheit, unsere Gesellschaft noch im Geschäft zu finden und in der Lage, Ihren Wünschen prompt nachzukommen, wenn Sie im Laufe der Jahre Hilfe oder Ersatzteile nötig haben.

Die International Harvester Company baut nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Jeder Traktor-Bauer darf die Gewißheit haben, den besten Traktor zu besitzen und gegen eventuelle Betriebsstörungen durch einen prompten Ersatzdienst und sachmännliche Unterhaltung seitens der Lieferanten gesichert zu sein.

Der Preis des Traktors „International Titan“ ist billig, vermöge der großen Produktion, Material und Arbeit sind ersichtlich, und alles, was der strengsten Inspektion nicht standhält, ist angefertigt. — Man verlange Broschüre und Katalog von der International Harvester Company A.-G., Zürich, Hohlstraße 100.

Aebi & Cie., Maschinenfabrik Burgdorf

empfehlen ihre bewährten

„Helvetia“ Heuernte-Maschinen

oder

Mähmaschinen

für Pferde- und Rindviehbespannung mit gewöhnlichem, Tief- oder Mittelschnittbalken



Spezialität seit mehr als 35 Jahren; über 23 000 Stück verkauft.

Getreide-Mähapparate

Heuwender :: Pferderechen
Schwadenrechen Handrechen
Schleifsteine für Hand- und Kraftbetrieb
Heu-Aufzüge
sowie alle übrigen landw. Maschinen

GRAND PRIX Höchste Auszeichnung Schweiz. Landesausstellung Bern 1914

Prospekte gratis und franko
Landwirte, unterstützt die einheimische Industrie!
Durch Kauf ausländischer Maschinen erzeugt Ihr Arbeitslosigkeit.

Aebi & Cie. Maschinenfabrik Burgdorf

Heu-Aufzüge



Zangen-System
Seilwinden
Säemaschinen
Pflüge Kultivatoren
Spatenrolleggen
Transmissionen

und für ganze Fuder ohne Wagen
Klee-Säemaschinen
Wiesen- u. Ackerwalzen u. Eggen
Turbinen

Jauchepumpen für Hand- und Kraftbetrieb
Hochdruckjauchepumpen „ABC“
für große Förderhöhen (bis 100 m und mehr) und Berieselungsanlagen
Erste Referenzen

Helvetia - Heuernte - Maschinen

Grand Prix Schweiz. Landesausstellung Bern 1914

Maschinenfabrik Wängi A.-G.
Wängi (Thurgau)



Haspelheuwender
„Deurefo“
Stalldünger-verteiler

Exzellenz Düngert
Heuauzüge
Handrechen
Jauchepumpen
für Hand- u. Kraftbetrieb
Heupressen
für Hand- u. Kraftbetrieb
Mähmaschinen
„Gormit“
Heuspaten
„Prima“
Transmissionen
Reparaturen aller Art

Verlangen Sie Prospekte!

Zimmer-Back-Oefen

System Schenk



in moderner Ausstattung mit 2 übereinanderliegenden Backräumen, daher geringster Brennmaterialverbrauch. Totalauskleidung mit erstklassigen Chamottesteinplatten, die nicht springen, das Brot nicht sengen und deren Abwägung eine äußerst geringe ist.

Zum Backen, Kochen und Heizen gleich vorzüglich geeignet. Rasche Montage am Platz.

Unübertroffen an Solidität und Leistungsfähigkeit.

Verbreitetes Backofensystem der Schweiz.
Kataloge und Besuche kostenfrei.

Joh. Schenk, Ofenfabrik, Langnau (Bern)

betreiben heute die bekannte Bruderer E. Maschinenfabrik AG in Frasnacht/Arbon. Diese Wäschepresse bedeutete eine spürbare Erleichterung für die Frauen. Deren Pensum war so noch gross: Es mögen an diesen Grosswaschtagen um die zwanzig Leintücher nebst anderer Wäsche zum Trocknen aufgehängt worden sein, etwa dort, wo heute der Gemüsegarten liegt.

Als kleine Ergänzung zu diesem Thema sei aus dem Text «Die Wäsche» von Maria Dutli-Rutishauser zitiert:

«Die Wäsche, die eine Bauersfrau aufhängt, kann nicht schön sein. Nein, aber doch war die Wäsche, die ich gestern sah, dennoch die schönste und sprechendste, die ich je im Leben gesehen habe. Natürlich, es waren Leintücher da, Bettbezüge in allen Farben, mit Flickern drin von verschiedenen Ausmassen. Aber was mich fesselte, das waren Kinderhemden, die auf einer Länge von vielen Metern am Seil hingen. Da gab es von allen Grössen: für einen zehnjährigen Buben mochten die grössten sein, die nächsten etwas kleiner, und so ging's weiter bis hinab zum einjährigen Rockbüblein. Sie lachen, wenn Sie das lesen! Aber wenn Sie sie selbst mit offenen Augen gesehen hätten, diese anderthalb Dutzend Hemden – ich weiss, es wäre Ihnen ergangen wie mir. Eine tiefe Hochachtung vor dieser Frau überkam mich und der Wunsch, sie kennen zu lernen. Sie war nicht zu Hause – sie schaffte wohl im Feld draussen, im kattanenen, mit einer grossen hellen Schürze und dem Kopftuch über dem glattgescheitelten Haar. [...] Ich mein, man sollte diese grosse Wäsche der einfachen Bauersfrau den jungen Leuten zeigen, die da ob der Arbeit ihres kleinen Haushaltes jammern. Vielleicht könnten sie daraus lernen, wie man auf dem Lande vielfach den Begriff «Arbeit» auffasst und wie die Bauernfrauen neben all dem Schaffen auf Feld und Wiesen noch Zeit finden, ihren kleinen Kindern eine gute Mutter zu sein und sie tagtäglich in saubere, vielfach geflickte Hemden zu stecken! Sie könnten uns lernen, dass man

kann, was man will, und uns sagen, dass im Herzen einer schlichten Frau vom Lande oft viel mehr Idealismus verborgen liegt, als bei denen, die das grosse Wort selbstgefällig auf den Lippen führen.»¹⁶⁷

Lebensmittelvorräte legte man mit einfachen Mitteln an. Da es im Haus keine Zentralheizung hatte, eignete sich vor allem der geräumige Keller mit seinen Sandsteinmauern und mit dem gestampften Erdboden als Lagerplatz für Most, Obst, Kartoffeln usw. Die Küche lag gegen Norden, war also auch im Sommer einigermassen kühl. Der Störmetzger brachte einen Büchsenapparat mit, so konnte Fleisch in Blechbüchsen abgefüllt und gut verschlossen aufbewahrt werden, Würste und Speck räucherte man in der Kaminkammer im Estrich. Nüsse liess man trocknen; Äpfel, Birnen und Bohnen wurden gedörnt und in Stoffsäcken aufbewahrt. Früchte sterilisierte man, oder es gab Konfitüre davon. Die Eier lagen in Wasserglas in grossen blauen Steinguttöpfen im Keller. An der Metzgete wurde Schweinefett ausgelassen; das Schmalz bewahrte man ebenfalls in Steinguttöpfen auf. Butter und Käse wurden möglichst bald nach dem Einkauf verzehrt. Problematisch war das Lagern und Trocknen des Hafers auf dem Estrich. Da vergnügten sich so viele Mäuse, dass Max einmal sechs Schnappfallen kaufen durfte, mit denen er am ersten Tag seiner Aktion über 40 Mäuse fing, dann jeden Tag weniger, bis der «Erfolg» den Fallenkauf nicht mehr rechtfertigte; die Mäuse hatten sich der neuen Situation angepasst. Und die sechs Katzen mausten nicht im Haus.

Das Morgenessen bestand aus Rösti, Milchkaffee und Brot. Zum Znüni gabs Brot, gesottene Eier, Schwartenmagen, Speck, seltener Käse, dazu Most und Kaffee.

Auf dem Mittagstisch stand meist eine Schüssel währschafter Suppe, dann folgten Kartoffeln und Fleisch (sehr oft Assekuranzfleisch), dazu im Winter

167 OL, Nr. 4, 25.1.1930, S. 80–81.

Essigzweischgen oder Sauerkraut oder Kabissalat. Sehr beliebt waren die feinen Omeletten mit viel Zucker – fast alle streuten so viel Zucker auf die Omelette, dass man nur noch Teller und Zucker sah – und Apfelmus. Ein klassisches Sonntagsmenu war Griessuppe, Assekuranzvoessen, Kartoffelstock und Kabissalat. Nach dem Mittagessen fielen alle auf ihren Stühlen am Tisch in einen tiefen halbstündigen Schlaf. Der eine Kopf fiel in den Nacken oder schräg auf die Schulter, ein anderer nach vorn und ein dritter wurde in die auf dem Tisch liegenden Arme gebettet. Die Schläfer veränderten von Zeit zu Zeit ihre Haltung etwas und begleiteten diese Positionswechsel vielleicht mit einem Seufzer aus tiefster Brust, vielleicht mit einem kurzen Schnarchen oder mit einem kaum hörbaren Durchatmen. Solchermassen gestärkt und mit frischen Kräften versehen machten sie sich dann an die Arbeit, die Männer draussen, die Frauen in der Küche und nachher auf dem Feld.

Zum «Zobed» lag in einer gemeinsamen Platte die Rösti bereit, und jedes erhielt sein Beggeli Milchkaffee, manche liebten Brotbrocken darin. Butter gabs nur an den Wochenenden. An Sonntagen oder auch abends wurde vergorener Apfelsaft getrunken, tagsüber nur Most (Heuermöstli) oder Kaffee.

Das Nachtessen: Nach der Arbeit im Stall assen die Männer noch etwas, meistens etwas Bauernschübling, Speck oder eine Cervelat mit Brot.

Teigwaren, Gries, Zucker und Kaffee mussten regelmässig gekauft werden. Als die in zähes dunkelblaues Papier gewickelten Zuckerstöcke aus der Mode kamen, bezog man den Zucker in 50-Kilo-Säcken. Die Grossmutter kaufte grüne Kaffeebohnen, die sie selber röstete. Aber nicht nur diese Arbeit, sondern auch die eigentliche Prozedur des Kaffeekochens deutete auf die Beliebtheit des Kaffees bei den Bleihofbewohnern hin. Vor allem die Grossmutter war eine grosse Kaffeeliebhaberin; sie konnte zwei bis drei grosse Beggeli Kaffee mit ganz wenig Milch darin nacheinander trinken.

Der Sonntag war wirklich ein Ruhetag, wobei das Besorgen der Kühe durchaus in den Rhythmus passte. Die Männer führten gerne die Pferde zum Schwemmen in den See, oft trafen sich viele Bauern bei dieser Gelegenheit. Von Zeit zu Zeit erschien am Sonntagnachmittag der Präsident der Elektra Höfe, um das «Elektrisch einzuziehen», das heisst das Geld für den elektrischen Strom. Dann verschwand die Grossmutter in der Schlafkammer und brachte den verlangten Betrag.

Der Jahrmarkt in Amriswil, vor allem der Herbstmarkt, war immer ein Anlass zu einem «freien» Tag; die Grossmutter allerdings blieb meistens zu Hause, ausser wenn sie die Gelegenheit benützte, an diesem Tag ihre Verwandten zu besuchen. Nach der Arbeit im Stall spannte der Grossvater Fanny vor den Break. Gemächlich durchquerte das Gefährt den bunten Wald, und schon bald sahen die Ausflügler den Säntis und die lange Bergkette als hinterste Kulisse im klaren Herbstlicht vor dem Himmel stehen, oder vielleicht blies ihnen ein giftiger Oberluft die ersten Schneeflocken in die Gesichter. Wie dem auch gewesen sein mochte, der Grossvater lenkte Fanny zum «Schwanen» bei der Kirche, stellte sie dort in den Stall und sah sich dann auf dem Viehmarkt um. Auch gab es einige Gerätschaften einzukaufen wie Stricke (Häslig), Garbenseile oder dergleichen, während Marga ihr Apfelgeld in ein Sackmesser investierte, um noch schönere Hüterstecken schnitzen zu können. Grossvater begab sich darauf in den «Schwanen», wo er seinen Bruder Hans aus Köpplishaus traf und wo seine Stiefmutter für die dicht gedrängt wartende, Stumpen rauchende und Säftli trinkende Gästeschar das Mittagessen kochte. Amalie und Marga pflegten J. G. Stähelis an der Weinfelderstrasse einen Besuch abzustatten und dabei in gediegenem, fast städtisch anmutendem Rahmen mit schwarzem Kaffee und Meringues verwöhnt zu werden. Am Nachmittag war Tanz im «Schwert»-Saal; Willy, Hermine und Amalie liessen sich dieses seltene Vergnügen niemals ent-

Abb.20: Emil und Frieda Rutishauser-Stäheli, «Grossvater und Grossmutter», beim hinteren Hauseingang, Ende der 1930er-Jahre.



gehen, wohl wissend, dass es von kurzer Dauer war, denn zum Füttern und Melken musste man zeitig heimkehren.

Der Güttinger Pfarrer besuchte regelmässig die Familie Rutishauser im Bleihof. Er erkundigte sich gewiss nicht nur nach dem Befinden Marthas, es gab immer Anlässe zu einem Gespräch mit einem verständigen Mann. Nach dem «Send willkomm, Herr Pfarrer» holte die Grossmutter ein kühles Säftli aus dem Keller und legte ihrem Gast frisch geschnittenen Speck und selbst gebackenes Brot vor. Er genoss diesen Zvieri sehr, was die Grossmutter freute. Es mag sie erleichtert haben, dass sie dem Herrn Pfarrer mit ihren Sorgen auch einige Ergebnisse ihrer Arbeit zeigen konnte. Weiss Gott, wie lange sie noch imstande sein würde, in Haus und Feld mitzuwirken. Die langen, arbeitsreichen Jahre und die zehn Kinder hatten sie und ihren Mann viel Kraft gekostet.

Vermutlich aus den späteren 30er-Jahren stammt ein Foto, welches die Grosseltern Frieda und Emil beim hinteren Hauseingang zeigt. Frieda trägt über dem langen dunklen Kleid eine schwarze Schürze; die schwarzen Schuhe sind blitzblank geputzt. Sie steht fest mit beiden Beinen auf der Steinplatte. Die glatt gekämmten Haare steigern den strengen Gesichtsausdruck. Warum willst Du ein Bild von uns?, scheint sie den Fotografen zu fragen. Emil steht etwas starr, leicht gekrümmt da, den rechten Fuss hat er halb auf die Sandsteinplatte über der Brunnenstube gesetzt, die rechte Schulter fällt deutlich ab, während der linke Arm leicht angewinkelt ist. Es kommt einem vor, als ob er sich in diesem Augenblick bewusst ganz still halte, ja nicht einmal atme, wie jemand, der sofort Schmerzen verspürt, wenn er sich bewegt.

Manchmal, wenn die anderen zur Arbeit gegangen waren, sass die Grossmutter allein am Tisch, las vielleicht kurz in der Bibel oder sprach vor sich hin. Wie oft mag sie wohl das Stossgebet «Ach bleib mit Deiner Gnade bei uns, Herr Jesu Christ» aufgemuntert haben? Wir können wohl kaum ermessen, wie

sehr sie und ihr Mann ihre Lebenskräfte verausgabten haben. Wir können nur ihr Bild betrachten, ihre Gesichter, die Hände, ihre Haltung, die Schuhe.

In den Jahren 1939 bis 1946 veränderte sich vieles auf dem Bleihof. Um bei diesem raschen, tiefgreifenden Wandel eine gewisse Übersicht zu wahren, gehen wir chronologisch vor. 1939 waren neben Emil und Frieda – sie waren jetzt 69 und 74 Jahre alt – noch Hermine, Martha, Willy und Hans zu Hause. (In den Kriegsjahren kamen ein Knecht und zwei internerierte Polen dazu.) Hans heiratete Klara Soller in Eggethof. Er war 1935, nachdem Ernst nach Dettighofen weggezogen war, nach Hause gekommen, von Willy als Knecht angestellt und bezahlt worden. Nun wohnte er teils im Bleihof, teils bei seiner Frau in Eggethof. 1940 heiratete Hermine den Landwirt Theophil Rutishauser in Güttingen. 1943, im Februar, schlossen Emil und sein Sohn Willy einen Abtretungs-, Verpfändungs- und Erbvertrag den Bleihof betreffend. Wir werden darauf zurückkommen. Am 17. Juni 1943 starb Frieda Rutishauser-Stäheli. Hans und Klara zogen mit den zwei Kindern im Bleihof ein, und als weitere Hilfe, vor allem im Haushalt, kam Anna Rutishauser aus Bischofszell, eine Tochter des Stiefbruders des Grossvaters. 1944 starb Martha, die schon längere Zeit nur noch leichte Arbeiten im Haus hatte verrichten können und immer mehr abgeschwacht war. Anna Bohl aus Nesslau begann ihre Tätigkeit als Haushälterin auf dem Bleihof. 1945 heirateten Willy Rutishauser und Anna Bohl, ziemlich genau einen Monat nach Kriegsende. 1946 wurde ihr erstes Kind geboren, Willy, der heutige Bleihofbesitzer. Hans verliess mit seiner Familie den Bleihof, er hat einen Bauernbetrieb in Tuttwil gekauft.

Vater Emil Rutishauser trat 1943 den Bleihof seinem Sohn Willy zu den folgenden Bedingungen ab:

Willy übernahm die bestehende Grundpfandschuld von 45000 Franken, es wurde ein neuer Schuldbrief von 5000 Franken im zweiten Rang erteilt, und für seine bisher geleistete Arbeit wurden

Abb. 21: Die Hochzeit von Willy Rutishäuser und Anna Bohl im Jahre 1945.

Abb. 22: Die drei Kinder von Willy und Anna: Willy, Annegreth und Peter (von links), zirka 1957.

Willy 11 000 Franken angerechnet; das ergab den Wert des Hofe von 61 000 Franken. Der Hof bestand aus diesen Stücken:

Stücke im Bann Güttingen:

183 a	Gebäudegrundfläche, Hof, Garten, Wiese, Acker	
50 a	in «Tannenlohzelg»	Wiese und Acker
98 a	in «Tannenlohzelg»	Wiese und Acker
106 a	in «Fort» und «St. Otmar»	Wiese und Acker
34 a	im «Stieg»	Wiese und Acker
68 a	im «Sennhof»	Wiese und Acker
17 a	in «Hinterreuti»	Wiese und Acker

Stücke im Bann Altnau:

284½ a	in «Hinterreuti» und «Schlapfenholz»	Wiese, Acker und Wald (ca. 15 a)
130½ a	in «Galtsfort», «Haslen» und beim «Güttinger Wald»	Wald

Total: 971 a

(1894 hatte die Fläche des Bleihofs 557 a betragen, man vergleiche mit der Aufstellung in Abschnitt 4.3.)

Willy verpflichtete sich, seine Eltern und seine Schwester Martha «in seine häusliche Gemeinschaft aufzunehmen und ihnen lebenslänglich, in gesunden und kranken Tagen Nahrung, Kleidung und Pflege unentgeltlich zu verabfolgen». Ferner wurde vereinbart, dass Willy seinen Eltern lebenslänglich eine Rente von jährlich 300 Franken auszahlen solle, zahlbar in vierteljährlichen Raten à 75 Franken, je auf den 1. April, 1. Juli, 1. Oktober und 1. Januar, erstmals am 1. April 1943.

Die 11 000 Franken, die Willy für seine bisher verrichtete Arbeit angerechnet wurden, erinnern uns an die Frage der Entlohnung mitarbeitender Familienangehöriger auf einem Bauernbetrieb. Wie war die damalige Praxis?

Söhne und Töchter, die längere Zeit auf dem elterlichen Heimwesen gearbeitet hatten, durften einen Lohn beanspruchen, und zwar ab dem



Abb. 23: Der Bleihof um 1952.



20. Altersjahr. Dieser Anspruch konnte aber erst nach dem Tod der Eltern oder eines Elternteils geltend gemacht werden. Die Höhe des Lohnes richtete sich nach den Leistungen und den Bezügen des Betreffenden. «Hat ein Sohn wie ein mittlerer Knecht gearbeitet und in Nahrung und Wohnung nicht grössere Ansprüche gemacht als ein Knecht, dann wird sein Lohnanspruch einige hundert Franken im Jahr geringer sein als ein Knechtenlohn, nämlich so viel geringer, als er an Sackgeld, Kleidern und anderen Zuwendungen, die der Knecht nicht erhält, empfangen hat. Ist er ein sehr tüchtiger und leistungsfähiger Arbeiter, hat er den alternden Vater mit Umsicht und Tatkraft in der Leitung unterstützt, dann darf er natürlich entsprechend mehr fordern. Umgekehrt weniger, wenn er sich etwas wohl sein liess im heimatlichen Nest und die Kasse des gemeinsamen Haushalts ihm noch einige Extratouren

auszuheben hatte. Ähnlich verhält es sich mit der Tochter, die dem elterlichen Heimwesen ihre Dienste gewidmet hat. Über die mittleren Lohnansprüche (wobei also Ausnahmen nach oben und unten zu machen sind) hat das schweizerische Bauernsekretariat seinerzeit folgende Ansätze veröffentlicht:

(in Franken)				
Jahr	Melker	Pferdeknecht	Landknecht	Guts- magd
1916	540	510	380	250
1917	590	560	410	260
1918	660	630	460	290
1919/21	800	750	550	350
1921/23	720	680	490	320
1924/25	740	690	500	340
1926	690	640	480	320

Seit 1926 werden die Ansätze ungefähr gleich geblieben sein.»¹⁶⁹

Rechnen wir für Willy mit dem Ansatz von 1930 für einen Melker, so macht das für die Jahre 1923 bis 1942 den Betrag von 13 800 Franken. Bedenken wir noch, dass Willy auch vor seinem 20. Altersjahr daheim ohne Lohn gearbeitet hat. Er bekam natürlich immer Kost und Logis, Kleider und was sonst zum Leben nötig war. Bis 1943 erhielt er jeweils am Sonntag 2 Franken Sackgeld.

5.4 Aus der jüngsten Vergangenheit

5.4.1 Zur Situation der Landwirtschaft

«Der letzte Weltkrieg (1939–1945) brachte zwar den Bauern keine Kriegsgewinne, aber sie konnten doch die Verluste der Krisenzeit ausgleichen und sie treten wirtschaftlich gesund und stark in die Friedenszeit. Trotz industrieller Hochkonjunktur machen sich aber auf dem Gebiet der Landwirtschaft bereits Zeichen des Rückschlages geltend. Viele Bauern sehen der Zukunft mit Sorgen entgegen.»¹⁷⁰

«Die Nachkriegszeit brachte neue Probleme. Einmal erfuhr der Kulturboden des Mittellandes ganz erhebliche Einbussen und brachte die nun einsetzende Hochkonjunktur eine Verknappung an Arbeitskräften; dann setzte in der Industrie die Verkürzung der Arbeitszeit ein, was nicht ohne Rückwirkungen auf die Landwirtschaft blieb. Allerdings hatten das neue Bodenrecht und das Landwirtschaftsgesetz zu einer gewissen Stabilisierung geführt. Mindestens scheint im Mittelland die hypothekarische Verschuldung eher zurückzugehen. [...] Aber noch sind die Probleme trotz grossen Anstrengungen nicht gelöst. Ein wichtiges Ziel ist, für die Familienbetriebe, die in der schweizerischen Landwirtschaft eine grosse Rolle spielen, eine neue, den modernen Verhältnissen und Bedürfnissen angepasste Lebensform zu finden.»¹⁷¹

Das Jahr 1947 war ein extrem trockenes Jahr. «April, Mai und Juni blieben niederschlagsarm, heiss und trocken, vom 21. Juli bis 24. September fiel kein Tropfen Regen. Die ungewöhnlich hohen Temperaturen und die nördlichen (Bis-)Winde bewirkten eine hohe Verdunstung.»¹⁷² Sehr wichtig für die Bauernschaft wurde das 1952 vom Volk angenommene Bundesgesetz über die Förderung der Landwirtschaft und die Erhaltung des Bauernstandes. Die gesamte Volkswirtschaft erfuhr in der Nachkriegszeit einen grundlegenden Wandel. Die Hochkonjunktur steigerte den Bedarf an Arbeitskräften in der stark expandierenden Industrie; das Gleiche galt für die Bauwirtschaft, das Gewerbe und den Sektor der Dienstleistungen. In immer mehr Bereichen setzte die Mechanisierung ein. All das bekam die Landwirtschaft unter anderem insofern zu spüren, als viele junge Leute diesen Erwerbszweig verliessen und dass infolgedessen viele Bauern neue Betriebsformen suchen mussten. Jahrhundertlang war es üblich gewesen, den eigenen Nachwuchs von Kindesbeinen an als Arbeitskraft auf dem Hof einzusetzen; diese Gepflogenheit trug die Züge eines unumstösslichen Naturgesetzes, welches nun aber innerhalb weniger Jahrzehnte neuen Auffassungen weichen musste.

Die meistbegangenen Wege der Modernisierung waren Spezialisierung (neue Kulturen, bestimmte Tierhaltungen), Rationalisierung (Güterzusammenlegungen, betriebswirtschaftliche Ausbildung, Suche nach der «Idealgrösse» eines Bauernbetriebs) und Mechanisierung (Anschaffung von Maschinen). Einige Zahlen für den Thurgau aus den Jahren 1965 bis 1980 zu diesem Wandel:¹⁷³

168 OL, Nr. 29, 19.7.1930.

169 Laur, S. 754.

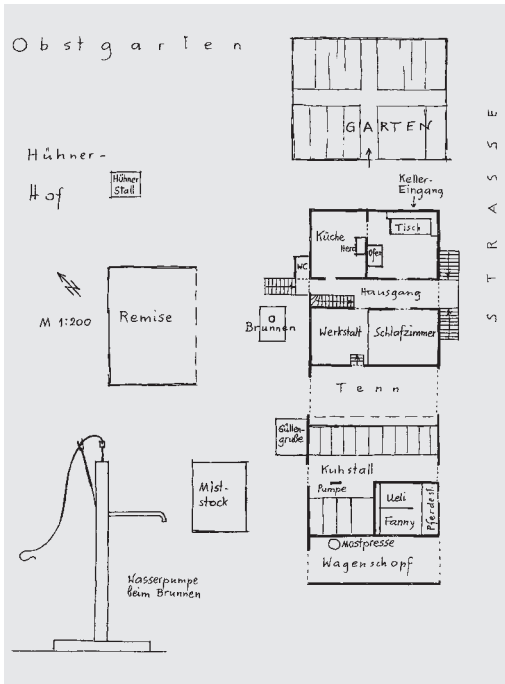
170 Hauser, S. 248–249.

171 Schoop, Band 2, S. 197.

172 Schoop, Band 2, S. 198.

173 Davon wurden 3981 von hauptberuflich tätigen Landwirten bewirtschaftet.

Abb. 24: Der Bleihof in den 1940er-Jahren.



5.4.2 Der Bleihof in den letzten 60 Jahren

Das Ehepaar Willy und Anna Rutishauser-Bohl war 1945 praktisch auf sich allein gestellt. Vater Emil hatte ein langes Arbeitsleben hinter sich; er wohnte nun noch vier Jahre, bis zu seinem Tod 1949, auf dem Bleihof. Hans war 1946 im Begriff, ein eigenes Heim zu suchen, und von den anderen Geschwistern war keines mehr zu Hause. Nach 50 Jahren war wieder eine Kleinfamilie auf dem Bleihof anzutreffen.

Abb. 24 zeigt die Gebäude und die nahe Umgebung, wie sie bis Anfang der 50er-Jahre bestanden.

Betrachten wir noch kurz die Grundstücke: Emil Rutishauser hatte 1894 5 1/2 Hektaren Land erworben, 1943 seinem Sohn Willy fast 10 Hektaren (etwa 1 1/2 ha Wald eingeschlossen) übergeben. Soweit festgestellt werden konnte, hatte er 1909 im Stieg 34 Aren, 1920 in Tannenloo und St. Otmar gut 100 Aren und zwischen 1929 und 1933 etwa 64 Aren Kulturland gekauft; auch etliche Landtäusche hatte er abgewickelt, besonders mit seinem Nachbarn Gurtner. Das waren quasi kleine private Güterzusammenlegungen. Die Betriebsfläche des Bleihofs hatte also in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts deutlich zugenommen; in den 50er- und 60er-Jahren sollte sie die Form erhalten, die sie heute noch hat.

Eine erste Phase markanter Änderungen setzte in den frühen 50er-Jahren ein. 1952 erfolgte die Vergrößerung der Scheune nach Westen, über die Linie A-A hinaus (siehe Abbildung 25). Die Güterzusammenlegung Altnau 1952 hatte zur Folge, dass weit entfernte Flächen gegen nahe ausgetauscht wurden. So verlor Willy Rutishauser die Stücke im Altnauer Bann (in der Gegend des Hermannhofs), bekam aber zum Beispiel die beiden mittleren Streifen im ehemaligen «oberen Gwendle» (unmittelbar südlich der Scheune). Etwa ein Jahr nach Antritt wurden alle Birnbäume auf diesem Land ausgerissen und an ihrer Stelle zwei Reihen Apfelbäume gepflanzt (Boskop und Glockenäpfel; vergleiche Abbildung 26).

	1965	1975	1980
Anzahl Bauernhöfe	7141		5610
landwirtschaftliche Nutzfläche pro Betrieb	8,06 ha		10 ha
Traktoren	4862	6109	6776
Gezogene Lastwagen	1223	3959	4109
Druckfässer	333	1617	2180
Heubelüfter	1396	2473	2767

Auf die fast unübersehbaren Probleme, die bei der Einbettung der Landwirtschaft in die heutige nationale Volkswirtschaft und mit dieser zusammen in die Weltwirtschaft entstanden und entstehen, sei nur mit diesem Satz hingewiesen: Nur schon der kleinste Kommentar dazu würde den Chronisten hoffnungslos überfordern.

Abb.25: Das Gebäude des Bleihofs um 1964. Das ursprüngliche Gebäude reichte im Westen bis zur Linie A--A; die Vergrößerung der Scheune 1952, die Waschküche (F) und das WC (G) sind deutlich als Erweiterung zu sehen. Die Remise (7) wurde 1931 gebaut.

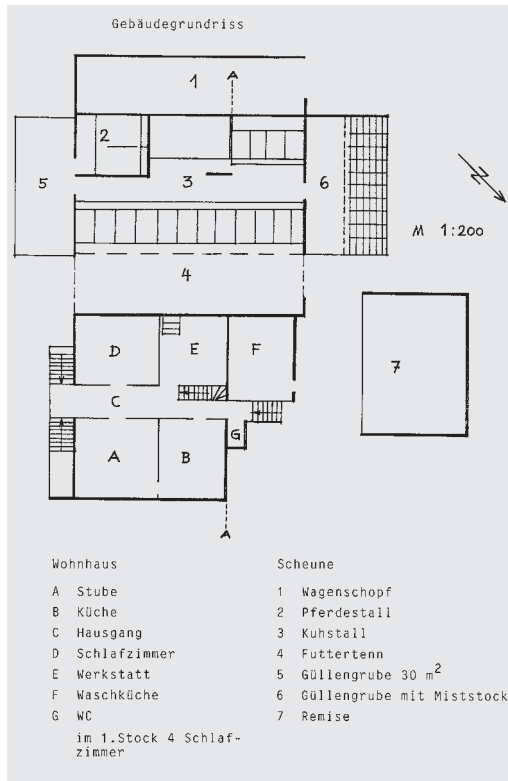
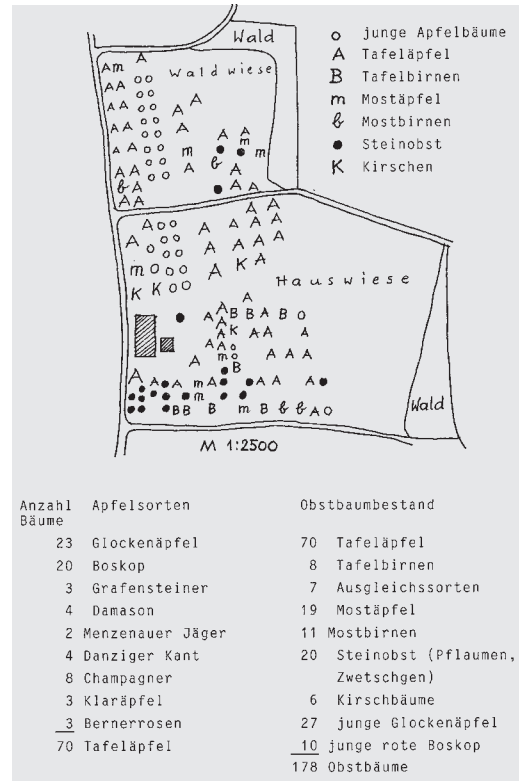


Abb.26: Die Skizze zeigt 73% des Obstbaumbestandes um 1964, der Rest befand sich auf dem übrigen Land. Der Bestand weist noch die typische Mischung der hochstämmigen Bäume auf. Die lange Doppelreihe junger Apfelbäume im «oberen Gwendle» pflanzte man nach der Altnauer Güterzusammenlegung.



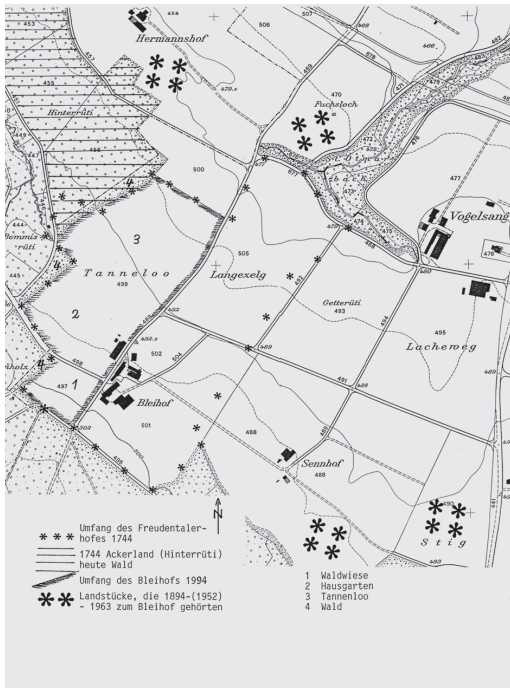
Später, vielleicht um 1957, schaffte Willy einen Motormäher Marke Aebi an; das war wirklich eine Premiere auf dem Bleihof: ein Benzinmotor. Das Führen des Motormähers schien Willy anfänglich nicht ganz leicht gefallen zu sein; jedenfalls wurde die erwünschte Mähleistung erst erzielt, als er seinen Sohn Willy als «Beschwerer» draufsetzte, offenbar hatte dieser gerade das Idealgewicht dazu.

Und dann, nach dem frühen Tod ihres Mannes im März 1959, stand Anna plötzlich vor der Aufgabe, den Hof mutterseelenallein weiterzubetreiben. Ihre Kinder Willy, Annegreth und Peter waren kaum 13, 10 und 6 Jahre alt. Es war bald abzusehen, dass auch mit einem

Knecht und einer Magd, falls überhaupt zu finden angesichts der Hochkonjunktur und eines allgemeinen Mangels an guten Arbeitskräften, der Betrieb kaum zeitgemäss bewirtschaftet werden konnte. Deshalb verpachtete Anna im Jahre 1961 das Land dem Nachbarn Albert Heeb, dem sie zugleich das Vieh verkaufte. Die Pferde wurden ebenfalls verkauft, damit ging die Zeit der Pferde auf dem Bleihof zu Ende.

Anna blieb mit ihren Kindern im Bleihof und arbeitete, soweit es ihr die Mutter- und Hausfrauenpflichten erlaubten, um einen Stundenlohn von zwei Franken für den Pächter Heeb. Das war vorwiegend Feldarbeit im Herbst, Obst auflesen, Runkeln putzen

Abb. 27: Die Güter des Bleihofs zu verschiedenen Zeiten.



und dergleichen mehr. Daneben verdiente sie in verschiedenen Haushalten in Güttingen und Altnau ebenfalls stundenweise einige Franken mit Bügeln, Wäschebesorgen, Putzen und anderen Arbeiten.

Heeb behielt das Land bis 1966 in Pacht. In diesen Jahren wurde die Güterzusammenlegung Güttingen durchgeführt; 1963 war die Neuzuteilung. Sie bedeutete für den Bleihof den Verlust des Landes im «Stieg», beim «Sennhof» und im «Fort». Dafür lag nun die neue Wirtschaftsfläche arrondiert ums Haus zwischen Bleihofstrasse und Wald.

Während Heeb's Pachtzeit erfuhr Willy, Annas ältester Sohn, seine Ausbildung als Landwirt. Nach der achtjährigen Schulzeit (bis 1978 umfasste die obligatorische Schulzeit acht Jahre) arbeitete er ein Jahr bei Pächter Heeb, darauf folgten ein Lehrjahr in Bettenwil, zwei Winter in der landwirtschaftlichen Schule Arenenberg und zwei Sommer Praxis auf landwirtschaftlichen Betrieben.

Willy Rutishauser hat als Schüler in Arenenberg 1964 den Bleihof der frühen 60er-Jahre beschrieben. Laut seinem Bericht gehörten die folgenden Flächen zum Hof:

1. Waldwiese, alles Naturwiesen	1,25 ha
2. Hausgarten, davon 60 a Kunstwiese	2,15 ha
3. «Tannenloo», davon sind 60 a Acker, 10 a Kunstwiese	5,70 ha
4. Wald:	
auf die Stücke 1. bis 3. verteilt	0,61 ha
übriger Wald	0,29 ha
Total:	10,00 ha

5.4.3 Zugkräfte und Maschinen

Die Liste der Zugkräfte und Maschinen, die auf dem Bleihof im Einsatz waren, lässt annehmen, dass man

zwar schon früher einige Maschinen gekauft hatte, dass aber die Mechanisierung erst in den 60er-Jahren so richtig einsetzte:

	Jahrgang	Preis (in Fr.)
Zugkräfte		
1 Traktor Bühler MS 12, 38 PS	1962	16 000
Bodenbearbeitung		
1 Selbsthalterpflug Althaus	1948	
1 Egge	1955	300
1 Häufelpflug Ott, der auch zum Kartoffelgraben umgestellt werden kann	1947	
Saat, Düngung, Schädlingsbekämpfung		
1 Zentrifugalpumpe Lanz mit einem 10-PS-Motor, auf einem Motorkarren montiert; dazu gehören 60 Leichtmetallrohre à 6 m; Preis ohne Rohre		1 600
1 Rührwerk Kolb		
1 Myers Hochdruckspritze mit 1500-l-Plastikfass	1963	6 400
Ernte: Futterbau		
1 Kreiselheuer Fahr, vierteilig	1963	1 800
1 Motormäher Rapid 606 mit 1,90-m-Balken	1964	4 800
1 Heuwender Bucher für Pferdezug, 6 Gabeln	1939	
1 Graszetter Agrar	1953	1 500
1 Lader Eicher ohne Pic-up	1960	3 600
1 Heuwender Agrar Duplex	1962	1 600
1 Heuwender Agrar MR 3	1956	2 400
Transport		
3 Zweiachs-Anhänger à 3, 4 und 5 t, einer davon mit Aufsatz für Sägemehl usw. Alle drei Wagen sind mit hohen Seitengattern ausgerüstet für den Lader. Anschaffungsjahre 1949–1953		
1 kleine Ladebrücke an die Hydraulik	1964	120
Hofmaschinen und Stallgeräte		
1 Melkmaschine Alfa-Laval; 1 Aggregat und 1 Wechseleimer	1961	1 800
1 Muldenkarrette Ideal	1960	125
1 Gebläse-Häcksler Bucher, gekauft 1962	1945	300
1 Rübenschneider Aebi	1959	340
1 Elektromotor mit Untersetzungsgetriebe, 4 PS	1925	300
Holzverarbeitung		
1 Brennholzfräse	1957	300
1 Spaltfix		270
		43 555

Abb. 28: Der Bleihof nach 1987.



1965 absolvierte Willy Rutishauser die Rekrutenschule in Aarau, anschliessend arbeitete er wieder bei Bauer Heeb. 1966, als seine Mutter den Bleihof weiterführte, trat Willy als mitarbeitendes Familienmitglied mit Lidlohn (120 Franken Sackgeld monatlich) in die «Firma» ein. Die wichtigsten Investitionen bei diesem Neuanfang waren 12 Kühe, eine Melkmaschine sowie ein Traktor mit Ladewagen – diese beiden Fahrzeuge waren 1994 noch in Betrieb! 1965 hatte Willy ein Dienstfahrzeug gefasst, einen Landrover; somit waren also die Pferde, die bis 1961 auf dem Bleihof als Zugkräfte gedient hatten, durch die Motoren ersetzt.

Mutter und Sohn arbeiteten von Anfang an gut zusammen. Ganz in der Tendenz der späten 60er-Jahre forcierten sie die Milchproduktion. 1968 er-

folgte eine gründliche Stallsanierung. In der Milchkammer wurde ein Boiler installiert. Das war ein Novum auf dem Hof; die Frauen holten dort oft warmes Wasser für die Küche. Die Scheune erhielt ein Heugebläse, das man noch mittels Seilen von Hand steuerte; gleichzeitig wurde die Heubelüftung eingerichtet. Damit musste man das Heu nicht mehr draussen vollständig dürr werden lassen; das Schöchelen und der Einsatz von Heinzen wurden überflüssig, man produzierte nun Halbheu. Anfang der 70er-Jahre erreichte der Kuhbestand das Maximum von 21 Tieren.

Die Änderung von 1976 fällt wohl heute noch am stärksten auf: Man streckte den Giebelwinkel des Scheunendaches etwas, klappte also sozusagen die beiden Dachflächen hinauf und erreichte so eine Vergrösserung des Scheunenvolumens. Im gleichen Zug

Abb. 29: Die Familie Rutishauser-Marolf im Jahre 1988.



wurde das Heuabladen ganz mechanisiert. Man erkennt eine deutliche Linie des Aufbaus und eine Abstimmung des Betriebs auf die Erfordernisse der damaligen Jahre.

Willy sorgte aber noch auf ganz andere Weise für die Zukunft des Hofes. Am 23. März 1972 heiratete er die Bauerntochter Vreni Marolf aus Altnau. Und kaum von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, übernahm er am 1. April den Bleihof käuflich von seiner Mutter. Anna Rutishauser-Bohl wohnte noch bis 1986 im Bleihof, dann zog sie nach Ennetbühl in der Nähe von Nesslau.

42 Jahre lang hatte sie auf dem Bleihof gelebt. Sie war ein Jahr nach dem Tod der Grossmutter ge-

Abb. 30: Die Familie Rutishauser-Marolf im Jahre 1994. Die Aufnahme entstand am selben Ort – am Fusse der Eingangstreppe – wie Abb. 7 und 11!



kommen und führte dann mit ihrem Mann zusammen den Betrieb. Nach Willys frühem Tod oblag ihr nicht nur die Erziehung ihrer drei Kinder, sie musste auch entscheiden, was mit dem Hof geschehen sollte. In den Jahren 1961 bis 1966 half sie mit ihrem Einsatz wesentlich mit, die Ausbildung der Kinder zu fördern und den Hof zu erhalten. Nach der Hofübernahme durch ihren Sohn Willy blieb sie dem Betrieb und der Familie erhalten als tatkräftige Mitarbeiterin.

Willys Dienstfahrzeug hatte nach acht Wiederholungskursen ausgedient, dafür fuhr 1976 das erste Auto im Bleihof vor. 1980 schaffte Willy einen zweiten Traktor an. 1981 wurde ein grosser Güllekasten gebaut und der Wagenschopf nach Süden erweitert. Der Fahrzeugbestand hatte diesen Anbau nötig gemacht.

Ein markanter Umschwung in der Landwirtschaft vollzog sich mit der Milchkontingentierung. Da galt es für die Bauern, neue Erwerbsmöglichkeiten zu suchen. Etwa 1973 begann man auf dem Bleihof Erdbeeren anzupflanzen, mehr als zehn bis zwölf Aren waren es aber nie. Auch wird seither Futtermais für die Kühe angebaut.

Die Spezialkultur Erdbeeren wurde 1987 durch etwas ganz anderes abgelöst: die Produktion von Bruteiern. Dem Besucher des Bleihofs fiel in den 90er-Jahren zuerst ein einfaches Holzgebäude von etwa

Abb.31 und 32: Besuch von Alice, vermutlich 1950. Die beiden Fotos von diesem Tag zeigen links die acht Geschwister Amalie, Emil, Hermine, Ernst, Alice, Hans, Frieda und Willy vereinigt sowie rechts die «Amerikanerin» Alice inmitten ihrer Brüder Hans, Ernst, Emil und Willy (jeweils von links).



10 m auf 25 m Ausdehnung auf. Darin legten rund 2000 Hühner, betreut von 180 Zuchthähnen, im Laufe eines Jahres ungefähr eine halbe Million Bruteier. Diese wurden zunächst in einem Kühlraum gelagert, wöchentlich einmal abgeholt und in die Brüterei gebracht. Der ganze Tierbestand wurde jährlich einmal vollständig ausgewechselt; die Hühner endeten im Suppentopf. Man musste den Stall bei dieser Prozedur ausräumen, reinigen und desinfizieren, was etwa drei Wochen dauerte. Die Tiere brauchten in einem Jahr etwa 90 Tonnen Futter. Die Arbeit mit den Hühnern wurde von Vreni besorgt. Sie wendete dafür jährlich etwa tausend Arbeitsstunden auf. Zuverlässigkeit, strikte Ordnung und das Befolgen der hygienischen Vorschriften waren wichtige Voraussetzungen für diese Tätigkeit, aus welcher ein rechter Zustupf zum anderen Erwerb resultierte.

Ein wichtiger Modernisierungsschritt auf dem Bleihof – dabei waren auch gesundheitliche Gründe im Spiel – war die Anschaffung einer Rohrmelkanlage im Jahre 1993. Damit floss die Milch von der Kuh direkt in die Kanne, was dem Bauern das Tragen der gefüllten Kessel ersparte. Zuletzt standen 15 Kühe im Stall.

Auch im Wohnhaus hielt in den letzten Jahrzehnten manche Neuerung Einzug. 1963 stellte man im Hausgang den ersten Kühlschrank auf. 1971

wurde die Zentralheizung eingebaut, gleichzeitig gab es einen elektrischen Kochherd, gut 50 Jahre nach der ersten Glühbirne im Bleihof! Nachdem ebenfalls 1971 das Schlafzimmer im Hochparterre renoviert worden war, kam 1975 die Stube an die Reihe, hier entfernte man den Kachelofen. 1979 war die Hausgangrenovierung, 1983 die Aussenrenovation und 1991 der Dachstockausbau.

Für die weggezogenen Familienmitglieder blieb der Bleihof immer ein Mittelpunkt, zu welchem gute Verbindungen bestanden. Anfang der 50er-Jahre, vermutlich 1950, gab der Besuch von Alice, die 1932 in den USA geheiratet hatte, den Anlass zu einer ersten Zusammenkunft (im «Lamm», Güttingen).

Etwa zwanzig Jahre später, bei einem weiteren Besuch von Alice, fand das erste Treffen der Verwandten im Bleihof statt. Die Abbildungen zeigen die wiedervereinigte Geschwisterschar.

Die paar Streiflichter, welche diese Chronik auf die Vergangenheit des Bleihofs wirft, sollen uns nicht davon abhalten, in die Zukunft zu blicken. Die Lage der Landwirtschaft ist heute derart ungewiss, dass wir die guten Wünsche, die wir der Familie Rutishauer im Bleihof über die Jahrtausendwende hinaus mitgeben, mit einem festen und konzentrierten Dauendrücken begleiten.

6 Die Rutishauser und die Stäheli vor 1894

6.1 Der Name Rutishauser

Der Familienname Rutishauser hat zweifellos mit dem Weiler Rutishausen etwas zu tun. Unsere Familiennamen sind zum grossen Teil in der Zeit von 1000 bis 1300 entstanden. Offenbar reichten die bis anhin allein üblichen Vornamen zur Identifizierung einer Person nicht mehr aus: Man stellte zu den Vornamen einen Beinamen, gleichsam eine zweite Koordinate. Der Anfang der Aufzählung der Leibeigenen in der Güttinger Verkaufsurkunde von 1359 zeigt, wie das damals gemacht wurde:

«Daz ist der Witzig, Ruodolf, des Witzigen sun, Jacob der Hennowe, Hainrich der Hennowe, aber Hainrich der Hennowe, alle drye von Hevenhoven, Haini, des Hennowers sun von Kesswyle, Hans Lor von Sumbri, Hainrich Rütiman von Buowile, Johans Rütiman von Buowile, Jacob von Ruotershusen, Uolrichs säligen von Ruotershusen wip und vier siner kinde [...]»¹⁷⁴ Da wird es nicht mehr viel gebraucht haben, bis aus dem Jacob von Ruotershusen ein Jacob Ruotershuser wurde. Die Schreibweisen des Namens in den kurz nach 1600 einsetzenden Pfarrbüchern (Tauf-, Ehe- und Sterberegister, von den örtlichen Pfarrern geführt) von Güttingen sehen so aus: «Ruttershuser», «Rutershuser», «Rutershauser».¹⁷⁵ Erst im 19. Jahrhundert wird «Rutishauser» geschrieben.

Der Ortsname taucht erstmals im Jahre 1282 auf: «Rutershusen», «Ruotershusen».¹⁷⁶ Wie ist dieser Name entstanden? Wie in den echten «-ingen»-Namen stecken in den frühen «-hausen»-Namen altdeutsche Personennamen. In diesem Fall ist es der zweistämmige Vollname Ruodher.¹⁷⁷ Ruod [*hróth] bedeutet «Ruhm» und her [*hari] «im Heer». In den ältesten schriftlichen Dokumenten unserer Gegend, jenen des Klosters St. Gallen, ist der Name «Ruodher» sehr gut belegt.¹⁷⁸ In Urkunden von 716 bis um 900

und auch in den Verbrüderungsbüchern – das waren Listen von Personen, welche die Mönche in ihr Gebet einschlossen – kommt der Name oft vor. Die Stellung oder Funktion der Personen dieses Namens war: Zeuge bei Verträgen, Aussteller einer Urkunde, Zinser, Mönch oder Laie, Käufer, Pächter oder Eigentümer. Die Quellen zeigen eine Streuung des Namens im Gasterland, Zürcher Oberland, Mittelthurgau, um Bregenz-Lindau und im Raum Villingen, Tuttlingen, Donaueschingen, Tengen.¹⁷⁹ In den gleichen Gegenden gab es auch verschiedene Orte, deren Namen sich von einem «Ruodher», offenbar einem jeweils örtlich bedeutenden Mann, herleiteten: «Rothiereshusun», «Rotheri marca», «Rotherisdorf» in Deutschland,¹⁸⁰ «Ruadherreswilare» in der Gegend von Uznach.¹⁸¹

Die Güttinger Urkunde von 1359 nennt auch einen «Ruodi von Ruodershusen von dem hangenden Wile», das heisst von Schocherswil. Es gab also damals schon «Rutishauser» ausserhalb von Rutishausen. In späteren Jahrhunderten, aber noch vor 1800, hatten Rutishauser in 17 Gemeinden des Gebietes Güttingen – Kreuzlingen – Sulgen – Amriswil sowie in Ermatingen das Bürgerrecht.¹⁸²

6.2 Die Rutishauser von Rutishausen

Die Rutishauser auf dem Bleihof sind Bürger von Dünnershaus – genauer von Rutishausen, welches ein Teil der heutigen Ortsgemeinde Dünnershaus ist. Wir

174 TUB, Band 6, S. 2.

175 StATG MF 95.89.53, Band 1.

176 TUB, Band 3, S. 616.

177 Egger, S. 102.

178 Egger, S. 102.

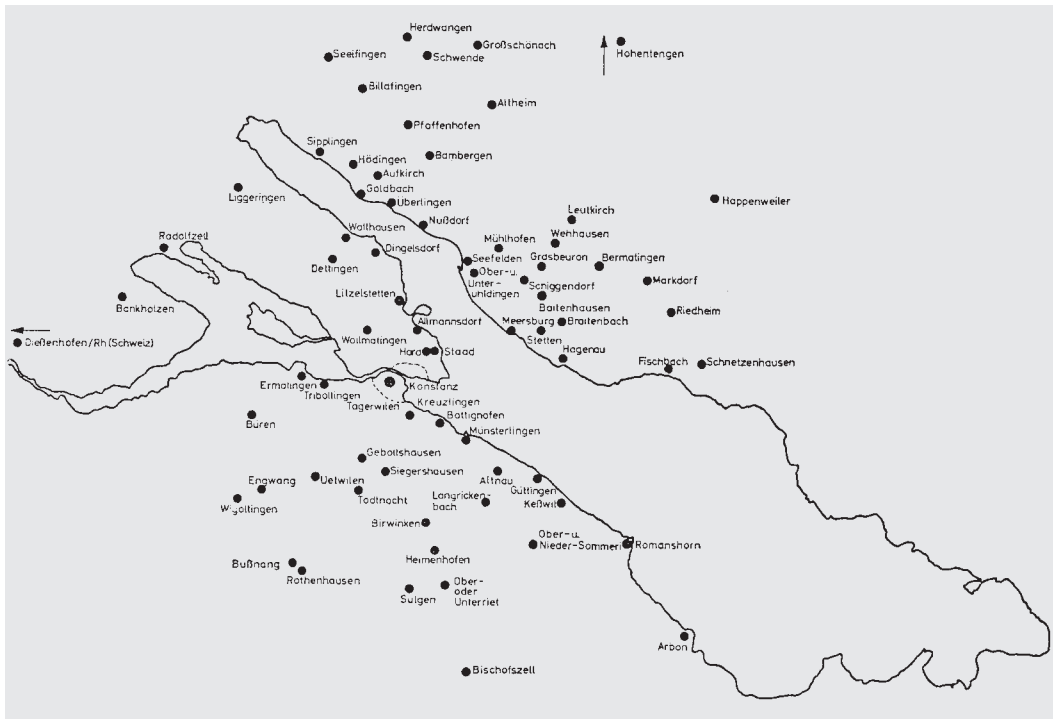
179 Borgolte, Subsidia, S. 589.

180 Förstemann, Band 1, S. 904–905, S. 1462.

181 Chartularium Sangallense, Band 2, S. 195.

182 Familiennamenbuch, Band 4, S. 456.

Abb. 33: Der Besitz des Konstanzer Heiliggeistspitals bis zur ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.



können ihre direkten Vorfahren als Einwohner von Rutishausen bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Bevor wir aber diese «Ahnenreihe» betrachten, blenden wir weiter zurück in die Geschichte des Weilers Rutishausen.

Zugewanderte Alemannen begannen wohl im späten 6. Jahrhundert hier mit Rodungen und mit dem Bestellen der Felder. Die Siedlung geriet dann – etwa im 11./12. Jahrhundert – unter die Fittiche der Freiherren von Güttingen, vermutlich um die gleiche Zeit, als der Freudentalerhof jenseits des Waldes entstand. (Es darf darauf hingewiesen werden, dass Ober-Löwenhaus, Rutishausen und Dünnershaus immer zur Kirchgemeinde Güttingen gehört haben, was wohl eine alte Bindung an Güttingen belegt.) Rudolf

von Güttingen verkaufte im Jahre 1286 seinen Hof zu Rutishausen dem Spital der Dürftigen in Konstanz;¹⁸³ dieses Spital ist bekannter unter dem Namen Heiliggeistspital. Es war eine bürgerliche Gründung aus den Jahren um 1225; es nahm sich der Leute an, die zu einem sozialen Problem werden konnten: «Alte und kranke Menschen und Waisenkinder waren zu versorgen, Kaufleute und Pilger, Bettler und fahrendes Volk zogen durch die Stadt und hielten sich mehr oder weniger lang in ihr auf.»¹⁸⁴ Das Spital kam früh zu ansehnlichen Besitzungen.

183 TUB, Band 7, S. 818ff.

184 Maurer, Band 1, S. 126.

Im Jahre 1572 ersetzte das Heiliggeistspital einen 120-jährigen Erblehensbrief durch Neuverleihung des Henauer- oder Ruottershuser-Hofs an Conrad Ruttershuser in Ruttershusen als Trager und an die Mithaften (Teilinhaber des Hofs) Junghans Ruottershuser, Cunli (?) Nüwenhuser, Wendeli Nüwenhuser, Jacob Nüwenhusers Witwe und Wendeli Schwägler.¹⁸⁵ Dieser Lehenshof bestand aus sechs Wohnhäusern, 29 Juchart Ackerland, 9½ Juchart Wiesen und 9 Juchart Wald; er dürfte den ganzen damaligen Weiler Rutishausen umfasst haben. Er ernährte sechs Familien. Der jährliche Zins betrug 6 Mütt Kernen, 1½ Malter Hafer (also je 723,6 l Kernen und Hafer), 1 Pfund und 4 Schilling Heugeld, 2 Hühner und 50 Eier. Der Trager Conrad Ruttershuser musste die Abgaben bei den Mithaften einsammeln und gesamthaft ins Spital nach Konstanz «tragen». Als Trager war er der Mittelsmann zwischen dem Spital und den Mithaften; er war für das Spital der verantwortliche Inhaber des Lehenshofs.

Dieser Conrad Ruttershuser, der 1572 etwa 30 bis 40 Jahre alt gewesen sein dürfte, ist der erste schriftlich erwähnte Rutishauser der vorhin genannten «Ahnenreihe». Wir dürfen aber annehmen, dass der 1572 erneuerte Lehensbrief auf Briefen seiner hier sesshaften Vorfahren beruhte, dass die «Rutishauser» also schon lange vorher hier zu Hause waren.

1603 verliehen Pfleger und Meister des Heiliggeistspitals den Henauer- oder Ruotterschausser-Hof dem Benedict Ruotterschausser von Ruotterschaussen als Trager und seinen Mithaften.¹⁸⁶ Ein Zusatz von 1629 bestimmte, dass nach dessen Tod sein Sohn Conrad Trager sein solle. Und dieser Conrad erscheint im ersten Bevölkerungsverzeichnis von 1634 als Hausvater der einzigen in Rutishausen erwähnten Rutishauser-Familie.¹⁸⁷

Betrachten wir die Einträge in den reformierten Bevölkerungsverzeichnissen Güttingen von 1634, 1637, 1640, 1643, 1646 und 1649 (nachher klafft eine Lücke bis 1670), um diese Familie etwas näher

kennenzulernen.¹⁸⁸ Die Bevölkerung ist in diesen Verzeichnissen familienweise erfasst. Die Schreibweise der Namen variiert, weil die Pfarrer – sie kamen aus Zürich – die Einträge aufgrund mündlicher Auskünfte vornahmen. So hörte jeder neue Pfarrer die ihm mitgeteilten Namen wohl etwas anders als sein Vorgänger; und zudem gab es ja noch keine genormte Rechtschreibung. Die Frauen behielten auch nach der Heirat ihren eigenen Familiennamen; diesem hängte man oft die Endung -in an. Die Zahlen hinter den Namen bedeuten das Alter; man sieht, die Pfarrer haben nicht immer genau gerechnet, oder man gab das Alter unpräzise an. Die Zahlen in Klammern geben die fortlaufende Nummerierung der Generationen an. Conrad um 1572 gehört zur Generation (1). Es sei noch erwähnt, dass 1611 und 1629 zwei verheerende Pestzüge die Ostschweiz heimsuchten; 1611 soll die Seuche etwa die Hälfte der thurgauischen Bevölkerung hinweggerafft haben,¹⁸⁹ die Pest von 1629 war nicht mehr so schlimm. «Der häufige Gebrauch der über den Bäckeröfen angebrachten Dunstbäder und die Reinlichkeit der Leinwandkleidung hielten die Ansammlung ansteckender Stoffe vom Leibe fern, so dass die Pest und andere solche Krankheiten mehr und mehr sich verloren, mit Ausnahme der Pocken und der Ruhr, die kaum ein Jahrzehnd vorübergehen liessen, ohne einzelne Gegenden heimzusuchen.»¹⁹⁰

185 StATG 7'29'2, 282 b), 7, 11.11.1572.

186 StATG 7'29'2, 282 c), 10, 23.5.1603.

187 StATG o. Sign. Bevölkerungsverzeichnis Güttingen 1634 (StAZH E II 212, S. 669).

188 StATG o. Sign. Bevölkerungsverzeichnisse Güttingen 1634, 1637, 1640, 1643, 1646, 1649, 1670 (StAZH E II 212, S. 669; E II 216, S. 515; E II 218 a, S. 721; E II 220 a; S. 678; E II 222, S. 858; E II 223 b, S. 370; 1670, E II 229 a, S. 576).

189 Pupikofer, Band 2, S. 522.

190 Pupikofer, Band 2, S. 523–524.

Die Familie des Konrad und der Verena Rutishuser in Rutishausen:

Nr.	Eltern	Kinder	Dienstleute
1634 ¹⁹¹			
(3)	Conrad Ruttershuser Verena Ruttershuserin	Benedict Hans Cathrina (?)	ein Knecht, Name nicht lesbar eine Magd: Wäberin (?)
1637			
(3)	Cunradt Ruetershuser Verena Ruetershuserin	Benedict* ¹⁹² Hans*	Wendely Keller* Anna Wäberin*
1640			
(3)	Cunradt Ruetershuser Verena Ruetershuseri		Cunradt Wyler 19 Hans Kraiss 15 Lisbeth Ruetershuser 17
	Benedict Ruetershuser Susanna Klahreri	Cunradt 1 ½ Jacob	
(4)	Hans Reutershuser Anna Kölpin		
1643			
(3)	Cunradt Ruotershuser Verena Ruotershuser		Verena Schübin 9
	Benedict Ruotershuser Susanna Klaarerin	Cunradt 4 ½ Anna 2	Anna Frikin 19 Hans Ruotershuser 15
(4)	Hans Ruotershuser Anna Kölpin	Hans Cunradt 1 ½ Hans Jacob	Hans Oschwald 17 Benedict Kreis 10
1646			
(3)	Verena Ruotershuserin, vidua filius: Benedict Ruotershuser Susanna Klahrerin	Cunradt 4 ½ Anna 3	Hans Ruotershuser 20 Verena Schüebin
(4)	Hans Ruotershuser Anna Kölpin	Hans Cunradt 4 ½ Hans Jacob 3	Benedict Kreis 13 Hans Ludi Spillmann 18
1649			
	Rutershusen		
(3)	Verena Rutershuserin, Conradt Rutershusers sel. Witwe		
(4)	Hans Rutershuser Anna Kölpin	Hans Conrad 6 ½ Hans Jacob 5 ½ Ursel 3 ½ Anneli	Hans Ludwig Spillmann 20 Engel Gutmännin 21
	Benedict Rutershuser Susanna Klahrerin	Conrad 9 ½ Anna 7 ½	Hans Rutishuser 23 Anna Gutmännin 27

Der Eintrag für die Familie im Jahr 1640 lässt vermuten, dass Benedict etwa 1637 geheiratet hat. Schliessen wir aus der Anordnung der Namen, dass Benedict der älteste Sohn von Conrad und Verena (3) war, dann dürften diese beiden letzteren um 1615 geheiratet haben; sie mögen etwa um 1585/90 geboren sein.

Die Verzeichnisse 1640 und 1643 zeigen das Entstehen und Wachsen der Familien des Benedict und des Hans. Interessant sind die Angaben zu den Dienstboten. Diese sind sehr jung. Offenbar gaben einzelne Familien Kinder früh weg; das dürfte sie entlastet haben, während andere Familien froh um diese Arbeitskräfte waren. Die Namen der Dienstleute lassen vermuten, dass sie aus nahen Dörfern stammten – etwa die Oswald aus Sommeri. Meist blieben die Dienste einige Jahre, und manchmal wurden sie von Geschwistern oder näheren Verwandten abgelöst.

Zwischen 1640 und 1643 haben die Eltern Rutishauser (3) offenbar das Regiment ihren Söhnen übergeben, sie haben nur noch ein neunjähriges Mädchen als Hilfe. Die Dienste sind nun in den Familien des Benedict und des Hans (4). 1646 ist die Verena Witwe. Der Pfarrer führt gleich ihren ältesten (?) Sohn an, in dessen Haushalt sie nun wohl wohnt.

Diese Bevölkerungsverzeichnisse sowie die Tauf-, Ehe- und Totenregister erlauben die Fortführung der direkten Linie dieser Rutishauser. Dass die Pfarrer diese Familien immer schön nacheinander aufnotierten, heisst wohl, dass sie nahe beieinander wohnten, vielleicht im gleichen Haus.

6.3 Die letzten Rutishauser dieser Linie in Rutishausern

Zur Zeit der grossen Umwälzungen um 1800 bahnte sich auch bei den Rutishausern ein tiefgreifender Wandel an.

Anna Ursula Rutishauser, eine Tochter von Abraham Rutishauser (8) und Anna Maria Engeli, heiratete 1813 den Hans Jacob Hungerbühler in Köpplishaus bei Amriswil. Eine Tochter dieses Ehepaares, Dorothea Hungerbühler, wurde 1838 die Frau des Johannes Rutishauser (10), welcher nach Köpplishaus zog und dort im mittleren Dorf das Haus seines Schwiegervaters übernahm.¹⁹³ Er baute 1844 eine Scheune im Ausserdorf, an der Landstrasse nach St. Gallen.¹⁹⁴ Sein Sohn Johannes (11) besass im Ausserdorf auch ein Wohnhaus. Das wurde das Elternhaus von Emil, der dann 1894 den Bleihof kaufte, und von Johannes, der nach 1925 den ganzen Betrieb (die Rutishauser in Köpplishaus waren Landwirte, vermutlich handelten sie noch mit Futter oder Vieh) dem Viehhändler Fritz Schönholzer verkaufte.¹⁹⁵

Doch kehren wir nach Rutishauser zurück! Johannes Rutishauser (9) erscheint im Brandassekuranzkataster 1808 der Gemeinde Langrickenbach als Besitzer des Hauses Nr. 16 im Hinterdorf zu Rutishauser.¹⁹⁶ Sein Sohn Ulrich, ein Bruder von Johannes (10), besitzt laut Kataster 1852 «die alte Nummer 16, ist jetzt Nr. 5».¹⁹⁷ Dieser Ulrich Rutishauser (1815–1890), der letzte Rutishauser dieser Linie in Rutishausern, verkaufte das Haus 1874, da er keinen männlichen Erben hatte, dem Konrad Schoop von Wylen-Egnach, seinem zukünftigen Schwiegersohn, dessen Nachkommen heute noch auf diesem Hof wohnen.¹⁹⁸

191 Diese Eintragungen sind nur schwer oder kaum lesbar.

192 * = «Kommunikantes» (= zum Abendmahl zugelassen, also konfirmiert).

193 StATG 4'272'31 Brandassekuranzkataster Amriswil 1808.

194 StATG 4'272'31 Brandassekuranzkataster Amriswil 1808.

195 StATG 4'272'39 Brandassekuranzkataster Amriswil 1925.

196 StATG 4'272'246 Brandassekuranzkataster Langrickenbach 1808.

197 StATG 4'272'246 Brandassekuranzkataster Langrickenbach 1808.

198 StATG 5'9 prov. Signatur 2/34, S. 311.

**Abb. 34: Das Wohnhaus der Rutishauser in Rutishausen. 1994 im Besitz von Theophil Schoop, einem Ur-
 enkel jenes Konrad Schoop, der 1874 das Haus von Hans
 Ulrich Rutishauser gekauft und seine Tochter geheiratet
 hatte.**



Von diesem alten Rutishauser-Hof in Rutishausen führt ein Weg durch den Güttinger Wald direkt zum etwa anderthalb Kilometer entfernten Bleihof!

Sehr interessant sind verschiedene Punkte des Kaufvertrags:

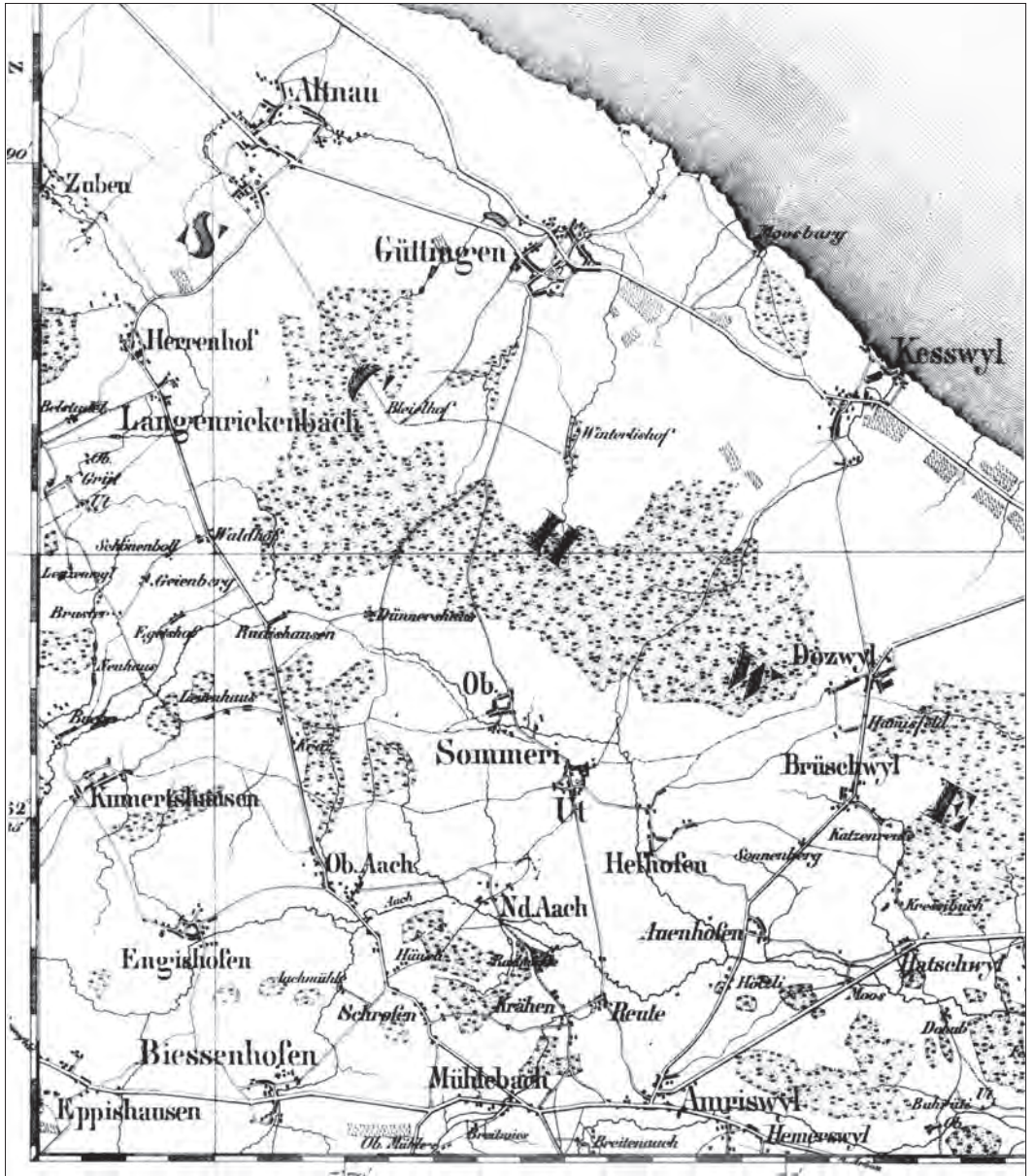
Ulrich Rutishauser, Fruchthändler, verkauft an Konrad Schoop von Wylen-Egnach am 24. Juni 1874:

- Haus und Scheune Nr. 53, versichert für 3600 Franken
- je 7 Stück Acker, Wiesland und Wald
- an Fahrnissen: sämtliche Mobilien in Haus und Scheune, die Feldgerätschaften, das Vieh (2 Stück) nebst Futter und Stroh

Vom Verkäufer werden vorbehalten:

- im Keller: 6 Fässer
- in der Wohnstube: 1 harthölzerner Tisch, 2 Sessel, 1 Mostkrug, 4 Gläser, Bücher, 1 Fotografie der Ilge in Bischofszell
- in der Nebenstube: 1 zweischläfrige, tannene Bettstatt samt Bett, 1 harter Sessel
- in der oberen Kammer: 1 vollständig aufgerichtetes zweischläfriges Bett samt tannener Bettstatt, 1 kleiner tannener Tisch, 1 zweitüriger tannener Kasten
- in der oberen Nebenstube: 1 tannener Trog, 2 Branntweinflaschen
- in der Oberstube: 1 tannener zweitüriger Kasten

Abb.35: Aus dem Topografischen Atlas über das Grossherzogtum Baden von 1838/1849 (1:50000): das Gebiet des Seerückens zwischen Güttingen und Amriswil.



- in der Vordiele: 1 Dezimalwaage samt Gewicht
- in der Oberdiele: der vorhandene aufgeschüttete Haber und sämtliche Fruchtsäcke
- im Tenn: zwei in Eisen gebundene Fruchtstanden
- in der Küche: 1 ältere Kupferpfanne samt Deckel, nebst 2 Tellern, 1 Schüssel, 2 Becken, 1 Schaumkelle

Der Kaufpreis beträgt 9500 Franken.

Der Verkäufer behält sich auf Lebzeiten das Hausrecht vor. Ferner verpflichtet sich der Käufer, den Verkäufer unentgeltlich sowohl in gesunden wie in kranken Tagen zu pflegen und zu ernähren. Falls das Zusammenleben gestört würde und die beiden Kontrahenten uneins werden sollten, so hätte der Käufer, insofern der Verkäufer aus dem Hause wegzieht, demselben eine alljährliche Entschädigung für verlorenes Hausrecht und verlorenen Unterhalt eine Summe von 300 Franken in halbjährlichen Raten, also je 150 Franken, zu bezahlen. Die beiden jüngeren Töchter des Verkäufers, Frieda und Babette, haben Hausrecht während ihres ledigen Standes, und Frieda hat das Recht, die Nebenstube für sich zur Benutzung zu beanspruchen. Fällt diese Begünstigung für Frieda weg, so geht das Recht der Beanspruchung zur freien Benutzung auf den Verkäufer über, und zwar auf Lebzeiten. Der Kaufantritt findet mit Jakobi 1874 statt.

Einen Monat nach dem Kauf heiratete Konrad Schoop die Katharina Elisabeth Rutishauser, die älteste Tochter des Verkäufers. Die Familie Rutishauser konnte also in ihrem angestammten Haus bleiben. Die jüngeren Schwestern Babette und Frieda heirateten 1875, respektive 1877. Hans Ulrich Rutishauser starb 1890. Er wohnte also noch 16 Jahre mit der Familie seines Schwiegersohnes Schoop zusammen. Mit ihm erlosch diese Linie der Rutishauser in Rutishauser; doch vier Jahre später sollte jenseits des Waldes Emil, ein Enkel seines Bruders Johannes, den Bleihof übernehmen.

Die direkte Reihe von Conrad Ruttershuser 1572 bis Emil Rutishauser 1894 sieht so aus:¹⁹⁹

Nr.	Name	Geburts- (*) und Todesdatum (†)
(1)	Conrad Ruttershuser	1572 erwähnt
(2)	Benedict Ruoterschauser	1603 erwähnt
(3)	Hans Conrad Ruttershuser ⊙ Verena Ruttershuseri von Leuwenhaus	†15.10.1643 †26.8.1658
(4)	Hans Rutershuser ⊙ 19.4.1640 Anna Kölpin von Güttingen	*vor 1618 †23.7.1653
(5)	Hans Jacob Rutershuser ⊙ 4.8.1673 Anna Schneider von Ober-Sommeri	*15.3.1643 *1643 †17.4.1688
(6)	Hans Jacob Rutershuser ⊙ Margret Wildi aus dem Toggenburg	*27.1.1680 †6.2.1742 *1671 †12.6.1735
(7)	Abraham Rutershauser Vorgesetzter ⊙ 5.6.1736 Maria Keller von Oberaach	*17.5.1711 †4.4.1770

¹⁹⁹ Die Zahlen in Klammern nummerieren die Generationen fortlaufend. Fehlenden Daten wurde wegen allzu grossem Aufwand nicht mehr nachgespürt.

Nr.	Name	Geburts- (*) und Todesdatum (†)
(8)	Abraham Rutershauer	*18.11.1743 †28.4.1817
	∞ 25.6.1776 Anna Maria Engeli	*14.11.1749 †18.11.1807
(9)	Johannes Rutershauer	*14.1.1781 †21.1.1848
	∞ 6.10.1812 Anna Elisabeth Andres	*16.8.1778 †20.2.1846
(10)	Johannes Rutershauer	*16.9.1813 †24.6.1885
	∞ 27.2.1838 Dorothea Hungerbühler in Köpplishaus	*23.7.1813 †24.2.1880
(11)	Johannes Rutishauer	*3.10.1841 †20.12.1914
	∞ 1. Ehe 8.9.1868 Susanna Amalie Merz	*2.5.1841 †7.5.1872
	Kinder:	
	Johannes	*26.9.1869
(12) Emil		*9.11.1870
	Elisabeth Amalie	*14.4.1872
	∞ 2. Ehe 17.3.1879 Elise Baer, Langrickenbach	
	Kinder:	
	Elise	*1880 † 22.3.1880
	Ida	*15.4.1881
	∞ 9.3.1908 Albert Häberli, Andwil	
	Jakob	* 8.4.1884
	∞ 21.10.1913 Ida Früh	

Nr.	Name	Geburts- (*) und Todesdatum (†)
	Elise	*1887
	∞ 6.8.1906 Konrad Oswald, Mattwil	
Werfen wir einen Blick zurück in die Generation (10). Der oben genannte Johannes verliess Rutishausen und zog nach Köpplishaus; hier seine Familie:		
Nr.	Name	Geburts- (*) und Todesdatum (†)
(10)	Johannes Rutershauer	1813–1885
	∞ Dorothea Hungerbühler	1813–1880
	Kinder:	
	Johann Konrad	*22.11.1838 †10.12.1838
	Anna Elisabeth	*22.11.1838 † 9.12.1838
	Susanne	*1840 †1840
(11)	Johannes	*3.10.1841
	Susanne	*13.6.1845
	Johann Jakob	*16.12.1848 †15.5.1849
	ein ½ Stund alt gewordenes Töchterlein	*16.9.1850 †1850
	August	*7.8.1853 (auch früh gestorben)

Hans Ulrich, der Bruder von Johannes (10), blieb in Rutishausen. Dies war die letzte Rutishauer-Familie dieser Linie in Rutishausen.

Nr.	Name	Geburts- (*) und Todesdatum (†)
(10)	Hans Ulrich Rutershauer	*10.4.1815 †20.3.1890
	∞ 21.1.1847 Anna Barbara Engeli, Graltshausen	*20.5.1821 †19.12.1871

Nr.	Name	Geburts- (*) und Todesdatum (†)
	Kinder:	
	Katharina Elisabeth	*18.2.1849 †17.9.1894
	∞ 28.7.1874 Konrad Schoop von Dozwil	
	Barbara	*29.5.1851
	∞ 14.9.1875 Jakob Meier, Scherzingen	
	Frieda	*4.10.1856
	∞ 8.2.1877 Albert Frei, Langrickenbach	
	ein tot geborenes Söhnlein	*29.6.1866

6.4 Zu den Stäheli von Niederaach

Es ist wohl angebracht, auch der Herkunft der Frau des Emil Rutishauser, der Frieda Rutishauser geborenen Stäheli, die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Die Stäheli sind, ähnlich wie die Rutishauser, ein im Oberthurgau weit verbreitetes Geschlecht.

Die direkten Vorfahren der Frieda Stäheli (1865–1943) sind bis gegen 1600 in Niederaach nachzuweisen. Wie die Rutishauser in Rutishausen, bildeten diese Stäheli in Niederaach während Jahrhunderten in direkter Nachfolge eine Kette von Familien, welche sehr wahrscheinlich immer den gleichen Hof bewirtschafteten. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Verhältnisse ähnlich waren wie in Rutishausen, denn auch hier schienen recht stabile Beziehungen einer Familie zu einem bestimmten Hof bestanden zu haben. Ob dies tatsächlich der Fall war, konnte aber nicht untersucht werden.

Als Quellen für das Zusammenstellen der direkten Linie von etwa 1600 bis 1894 dienen die Bevölkerungsverzeichnisse und die Pfarrbücher der Evangelischen Kirchgemeinde Sommeri-Amriswil im StATG.²⁰⁰

Nr.	Name	Geburts- (*) und Todesdatum (†)
(1)	Hans Steheli ∞ Barbara Egmanin	† vor 1634
(2)	Jacob Steheli ∞ Anna Hungerbühler	*circa 1630 (oder 1620) *circa 1633 (oder 1623)
(3)	Jörg Steheli ∞ 22.9.1689 Barbara Rutershauser von Kümmerthausen	*circa 1668
(4)	Hans Georg Stäheli ∞ 11.1.1728 Susanna Schlahinhausen	*8.7.1694 *10.12.1699
(5)	Hans Georg Stäheli Richter ∞ 1. Ehe 12.5.1757 Barbara Huber ∞ 2. Ehe 29.8.1761 Susanne Straub	*4.9.1733
(6)	Johannes Stäheli ∞ 27.1.1791 Anna Magdalena Oswald	*23.1.1763 *7.10.1764
(7)	Hans Jacob Stäheli ∞ 24.9.1822 Catharina Zöllig	*15.9.1796 *19.5.1802

200 StATG MF 958959 Bände 1 und 2; MF 958961 Band 6; MF 958962 Bände 1, 2 und 4; MF 958963 Band 1, S. 200, Band 2, S. 438 und S. 467; MF 958966; StATG o. Sign. Bevölkerungsverzeichnisse Evangelische Kirchgemeinde Sommeri-Amriswil 1634, 1643, 1670, 1676 (StAZH E II 212, S. 609; E II 220a, S. 591; E II 229a, S. 450; E II 252, S. 231).

Abb. 36: Zur Feier der Silbernen Hochzeit von Emil und Frieda liess sich die Familie Rutishauser-Stäheli im Jahre 1919 von einem Fotografen porträtieren. Von links: Frieda, Willy, Mutter Frieda, Hermine, Hans, Ernst, Alice, Emil, Vater Emil, Ida, Martha, Amalie.



Nr.	Name	Geburts- (*) und Todesdatum (†)
(8)	Johann Jakob Stäheli ∞ 16.7.1857 Elisabeth Brüllmann	*7.1.1829 *3.2.1831
(9)	Frieda Stäheli ∞ 16.8.1894 Emil Rutishauser	*9.5.1865

Ein Bruder von Johann Jakob (8) war Johann Georg (*25.1.1833), der Begründer der J. G. Stäheli-Linie in Amriswil. Ein Bruder der Frieda war Alfred Stäheli (*3.4.1867), dessen Nachkommen heute noch in Niederaach leben.

6.5 Die Familie des Emil und der Frieda Rutishauser-Stäheli

Emil Rutishauser	*9.11.1870	†22.1.1949
∞16.8.1894		
Frieda Stäheli	*9.5.1865	† 17.6.1943
(1) Ida	*15.9.1894	† 24.7.1948
(2) Emil	*28.12.1895	† 16.3.1970
(3) Hermine	*19.5.1897	† 22.8.1982
(4) Amalie	*19.8.1898	† 11.4.1991
(5) Ernst	*2.4.1900	† 14.5.1981
(6) Martha	*19.11.1901	† 3.3.1944
(7) Willy	*25.2.1903	† 21.3.1959
(8) Frieda	*14.5.1904	† Juli 1984
(9) Alice	*14.3.1908	† ?
(10) Hans	*22.9.1909	† 13.5.1994

Abb. 37: Der Bleihof auf einer Luftaufnahme von 2009.



7 Nachwort zur Bleihofgeschichte (2010)

Im Jahre 1994, am Jubiläumsfest «100 Jahre Familie Rutishauser auf dem Bleihof», hofften die nahezu vollständig erschienenen, auch aus den USA und aus Südafrika angereisten Nachkommen des Emil Rutishauser und der Frieda Stäheli, dass es noch lange möglich sein werde, sich alle fünf Jahre hier oben auf diesem schönen Platz zu treffen. Bis heute brauchte man sich darüber nicht zu sorgen, obwohl schon in den 1990er-Jahren Anzeichen einer grundlegenden Änderung sich bemerkbar machten. Zwar führten Vreni und Willy den Bleihof in der bisher geschilderten Weise weiter, aber es begann sich abzuzeichnen, dass keines der Kinder dereinst den Hof übernehmen

und weiter bewirtschaften würde. Da kreisten die Gedanken schon um die Frage, wie es wohl weitergehen könnte.

Die Jahrtausendwende brachte eine erste Klärung. Im November 2000 suchte die Landwirtschaftliche Genossenschaft Altnau einen selbstständigen Verkaufsstellenleiter mit dem wöchentlichen Arbeitspensum von sechs Vormittagen, im Frühling und Herbst ganztags. Willy Rutishauser bewarb sich um die Stelle und erhielt sie ohne Umschweife, er war ja den Leuten allseits bestens bekannt. Den Viehbestand von 18 Kühen und einigen Rindern verkaufte er verschiedenen Bauern und das Milchkontingent zwei Nachbarn. Vreni, Willys Frau, fiel die Trennung von den Tieren gar nicht leicht. Denn sie hatte sich gerne

Abb.38: Die Familie Rutishauser-Marolf im Jahre 2009 anlässlich eines grossen Bleihoffestes.



der Kühe angenommen, die Viehzucht lag in ihrer Hand. War eine Kuh stierig, entschied sie darüber, worauf bei der künstlichen Besamung zu achten sei. Aufgrund der Ergebnisse der ständigen Kontrollen sah sie, ob eher die Fleischbildung oder die Milchleistung einer Kuh zu berücksichtigen sei. Nach dem Verkauf empfand es Vreni als kleinen Trost, dass sie sich immerhin bei ihren Nachbarn über das Wohlbefinden der weggegebenen Tiere vergewissern konnte.

Willy trat zu Beginn des Jahres 2001 die neue Stelle bei der Landi Altnau an. Daneben bewirtschaftet er nach wie vor den Hof mit den dazugehörigen Wiesen- und Waldparzellen. Für das Heu findet er stets Käufer aus der näheren Umgebung. Von Mai bis November betreut Willy auch die 10 bis 15 Rinder

eines Bauern aus Sommeri, die jeweils den Sommer und den Herbst auf dem Bleihof verbringen. Den Streuobstbau, also den Hochstamm-Obstbau auf Naturwiesen, pflegt er weiterhin. Die Anwesenheit der Tobi Seeobst AG und des Versuchsbetriebs Obstbau LBBZ Arenenberg in Güttingen weist deutlich auf die ökologische und volkswirtschaftliche Bedeutung eines zeitgemässen Obstbaus hin. Wer heute von Rutishauser her kommend aus dem Güttingerwald tritt, freut sich am Ausblick auf den Bodensee ebenso wie an den unmittelbar vor ihm liegenden, von Waldbäumen gesäumten und mit Obstbäumen bestandenen Wiesen.

Nachdem Vreni seit 15 Jahren etwa eine halbe Million Bruteier jährlich abgeliefert hatte, beschied

ihr der Unternehmer 2003 ultimativ, wenn sie die Hühnerhaltung behalten wolle, müsse sie auf Bio-Produktion umstellen. Die dazu erforderlichen hohen Investitionen – Umbau des Hühnerstalles und Anlegen grosser Auslaufflächen – kamen aber vor allem deshalb nicht in Frage, weil in der Familie nun mit Sicherheit keine Jungbäuerin und kein Jungbauer heranwachsen. Auch litt Vreni infolge des Staubes im Stall zunehmend an Asthma. So beschlossen Vreni und Willy, die Hühnerhaltung ganz aufzugeben und sich damit etwas mehr Freizeit zu gönnen. Doch recht bald schaute sie sich nach einer neuen Arbeit um. Seit Juli 2005 arbeitet sie zwei Tage pro Woche in einer Molkerei in Bischofszell, wohin sie ihre bereits dort angestellte Schwägerin gelockt hat.

Auch in der Familie hatte sich während des tiefgreifenden beruflich-betrieblichen Wandels einiges geändert. Willys Mutter Anna verbrachte die letzten Lebensjahre in Ennetbühl bei Nesslau, ihrer Heimat im oberen Toggenburg. Sie starb dort am 5. Januar 2007.

Vreni und Willy Rutishauser-Marolf sahen ihre vier Kinder, denen sie grundsolide Ausbildungen ermöglichten, in die eigenen, neuen Lebenswelten hineinwachsen.

Stephan, 1973, absolvierte die Lehre als Schreiner und dann die Ausbildung zum Schreinermeister. Er hat nun zwei Lehraufträge an Berufsschulen.

Beat, 1975, schloss nach dem Besuch der Kantonsschule Kreuzlingen das Studium an der Hochschule St.Gallen mit dem lic. oec. ab.

Helen, 1979, wurde nach der KV-Lehre bei der Stadtpolizei Winterthur zur Polizistin ausgebildet und ist heute dort im Jugendienst tätig.

Alex, 1980, durchlief das Lehrerseminar Kreuzlingen und genoss darauf an der Pädagogischen Hochschule St.Gallen die Ausbildung zum Sekundarlehrer.

Die Eltern haben sich, im Rahmen der Möglichkeiten angesichts der schwierigen Lage der Landwirt-

schaft, rechtzeitig so eingerichtet, dass sie auf dem Bleihof leben und ihr Land noch bewirtschaften können. Und ihre Verwandten, die Nachkommen des Emil Rutishauser und der Frieda Stäheli, die 1894 die Ära Rutishauser auf dem Bleihof eröffnet hatten, können sich keinen schöneren Ort für ihre Zusammenkünfte vorstellen.

Anhang

Flächenmasse			
1 Juchart Ackerland:	34 a	1 Vierling:	8,5 a
1 Mannsmad Wiesland:	35 a		
1 Manngrab Reben:	3–4 a oder 400 Rebstöcke		
1 Quadratfuss:	0,0923 m ²		
1 Fuss oder Schuh:	0,30379 m	(altes Nürnberger Mass, vor 1836)	
Getreidemasse (Hohlmasse!)			
		glatte Frucht:	rauhe Frucht:
1 altes Konstanzer Viertel (vor 1836):		28,33 l	30,15 l
1 Malter = 4 Mütt		482,40 l	
1 Mütt = 4 Viertel			120,60 l
1 Viertel = 4 Vierlinge			30,15 l
Geld			
1 Gulden (fl) = 60 Kreuzer (x)			
1850 wurde der Gulden durch den Franken abgelöst:			
33 fl = 70 Franken	1 fl = 2.12 Franken		

Quellen und Literatur

Nicht publizierte Schriftquellen

1. Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld (StATG)

- 0'32'1 Landvogtei und Landgrafschaft: Malefizgericht: Urteilbuch
- 4'272'31–36 Departemente: Bau und Versicherungen: Brandschaden und Versicherung: Kantonale Brandassekuranz: Schatzungsprotokolle Amriswil 1808–1897 (für Köpplishaus)
- 4'272'246–248 Departemente: Bau und Versicherungen: Brandschaden und Versicherung: Kantonale Brandassekuranz: Schatzungsprotokolle Langrickenbach 1808–1895 (für Rutishausen)
- 5'9 prov. Sign. 2 Bezirke und Kreise: Grundbuchämter: Kaufprotokolle Kreis Altnau, Band 34 (1872–1875) und Band 37 (1883–1888)
- 7'10'73, 81/82 Fremde ältere Archive: Bischof von Konstanz: Hauptarchiv und Ämter: Bischöfliches Hauptarchiv: Güttingen
- 7'15'32 A–C Fremde ältere Archive: Bischof von Konstanz: Hauptarchiv und Ämter: Bischöfliches Amt Güttingen: Grundzins-Urbar von Güttingen 1744
- 7'29'2 Fremde ältere Archive: Bischof von Konstanz: Domkapital und Stifte: Spitäler: Waldhof/Ruetishauen 1286–1832
- 7'32'231 Fremde ältere Archive: Thurgauische Stifte und Komtureien: Kreuzlingen: Stiftsarchiv: Zehnturbar von Güttingen von 1692
- MF 958953/59 Mikrofilm: Zivilstandsregister der Evangelischen Kirchgemeinde Güttingen (17.–19. Jahrhundert)
- MF 958961–63/66 Mikrofilm: Zivilstandsregister der Evangelischen Kirchgemeinde Sommeri-Amriswil (18.–19. Jahrhundert)
- o. Sign. Bevölkerungsverzeichnisse der thurgauischen Gemeinden 1634–18. Jahrhundert; Bände Evangelische Kirchgemeinde Güttingen und Evangelische Kirchgemeinde Sommeri-Amriswil (Originale im StAZH: E II 212, 216, 218a, 220a, 222, 223b, 229a, 252)

2. Badisches Generallandesarchiv, Karlsruhe (GLA)

- GLA 67/537 Lehensurkunden 1640–1748
- GLA 67/552 Lehensurkunden 1628–1643
- GLA 67/555 Lehensurkunden 1645–1662
- GLA 67/557 Lehensurkunden 1690–1704
- GLA 67/558 Verzeichnis der Lehen 1705–1723
- GLA 67/562 Güterbeschreibungen 1294–1807
- GLA 67/583 Verzeichnis der Lehen 1776–1804
- GLA 67/1767 Güttingen, allgemeine Akten
- GLA 82/1996–2012 Güttinger Akten

3. Archiv der Gemeinde Güttingen, Güttingen (GAG)

- o. Sign. Grundzins und Zehntbeschreibung 1802
- o. Sign. Grundzins- und Zehntablösung 1805
- o. Sign. Besitzstand- und Steuerregister 1894–1938

4. Grundbuchamt Altnau, Altnau

o. Sign. Kataster der Gemeinde Güttingen, 19. Jahrhundert

5. Bürgerarchiv Weinfelden, Weinfelden

o. Sign. Schachtel «Boltshauser, Chronik und Tagebücher»: Hans Heinrich Boltshauser, Schuldiener im Ottenberg: Jahreschroniken 1765–1803.

Publizierte Schriftquellen und Literatur

- Abel Abel, Wilhelm: Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart 1978.
- Agrar-Statistik Die Thurgauische Agrar-Statistik für das Jahr 1890 nebst einem Überblick der früheren Ermittlungen über die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Kantons, Frauenfeld 1894.
- Bader Bader, Karl Siegfried: Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes, 3 Bände, Wien/Köln/Graz 1973.
- Bandle Bandle, Oskar: Zur Schichtung der thurgauischen Ortsnamen, in: Paul Zinsli u. a. (Hrsg.): Sprachleben der Schweiz, Bern 1963.
- Baumann Baumann, Werner: Bauernstand und Bürgerblock. Ernst Laur und der Schweizerische Bauernverband 1897–1918, Zürich 1993.
- Borgolte, Alemannien Borgolte, Michael: Geschichte der Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit, Sigmaringen 1984.
- Borgolte, Subsidia Borgolte, Michael (Hrsg.): Subsidia Sangallensia I. Materialien und Untersuchungen zu den Verbrüderungsbüchern und den älteren Urkunden des Stiftsarchivs St. Gallen, St. Gallen 1986.
- Brockner Brockner, Manfred: Arbeit und Eigentum, Darmstadt 1992.
- Brugger, Geschichte Brugger, Hans: Geschichte der thurgauischen Landwirtschaft von 1835 bis 1935, Frauenfeld 1935.
- Brugger, Landwirtschaft Brugger, Hans: Landwirtschaft, in: Schoop, Albert (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte des Kantons Thurgau, Weinfelden 1971.
- Brülisauer Brülisauer, Josef u. a.: Repertorium schweizerischer Quellen im Generallandesarchiv Karlsruhe, 4 Bände, Zürich 1981–1990.

Bütler	Bütler, Pl.: Die Freiherren von Güttingen, in TB 56, 1916.
Chartularium Sangallense	Chartularium Sangallense, 8 Bände, St. Gallen 1983–.
Denkmalpflege, Hinweisinventar	Denkmalpflege und Inventarisierung der Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau: Hinweisinventar alter Bauten und Ortsbilder im Kanton Thurgau, Band Güttingen, Frauenfeld 1980.
Dierauer	Dierauer, Johannes: Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, 6 Bände, Gotha 1912.
EA	Amtliche Sammlung der älteren Eidgenössischen Abschiede, 22 Bände, Luzern/Basel/Zürich 1856–1886.
Egger-Perler	Egger-Perler, Philipp: Namenssichtung und Besiedlungschronologie zwischen Konstanz und St.Gallen. Ein kontinuierungskritischer Beitrag der Toponomastik zur Siedlungsgeschichte des Frühmittelalters, in: TB 128, 1992.
Engeli	Engeli, J.: Die Quellen des Kantons Thurgau, in: Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, 20. Heft, Frauenfeld 1913.
Familiennamenbuch	Familiennamenbuch der Schweiz, bearbeitet im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung von der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Familiennamen, 3 Bände, Zürich 1989.
Förstemann	Förstemann, Ernst Wilhelm: Altdeutsches Namenbuch, 3 Bände, Hildesheim 1966 (Nachdruck).
Freyenmuth	Freyenmuth, Johann Conrad: Beitrag zur Beleuchtung und Würdigung der Schulversicherungs-Anstalten des Kantons Thurgau, Frauenfeld 1830.
Furrer	Furrer, Alfred (Hrsg.): Volkswirtschafts-Lexikon der Schweiz, 4 Bände, Bern 1885–1892.
Giedion	Giedion, Sigfried: Die Herrschaft der Mechanisierung, Zürich 1982.
Grimm	Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854–1954; zitiert nach der Ausgabe München 1984, 33 Bände.
Gurjewitsch	Gurjewitsch, Aron J.: Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen, Dresden 1978.
Handbuch Volkswirtschaft	Handbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, 2 Bände, Bern 1955.
Hauser	Hauser, Albert: Schweizerische Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Zürich 1961.

Historisches Lexikon der Schweiz	Dubler, Anne-Marie: «Leihe», in: Historisches Lexikon der Schweiz, Band 7, Basel 2008, S. 755–758. Dubler, Anne-Marie: «Masse und Gewichte», in Historisches Lexikon der Schweiz, www.hls-dns-dss.ch. Schnyder, Albert; Ineichen, Andreas: «Dreifelderwirtschaft», in: Historisches Lexikon der Schweiz, Band 3, Basel 2004.
Idiotikon	Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Band 1ff., Frauenfeld 1881ff.
Im Hof	Im Hof, Ulrich, u.a.: Geschichte der Schweiz und der Schweizer, 3 Bände, Basel 1982.
Kaufmann	Kaufmann, Bruno: Göttingen TG, «Grauer Stein». Bearbeitung der menschlichen Skelettreste aus den Grabungen 1927, 1966 und 1973, in: Anthropologische Beiträge II, hrsg. vom Anthropologischen Forschungsinstitut Aesch und von der Anthropologischen Gesellschaft Basel, Aesch 1989.
Knoepfli	Knoepfli, Albert: Die Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau, Band 3, Der Bezirk Bischofszell, Basel 1962.
Kuhn	Kuhn, Elmar (Hrsg.): Die Bischöfe von Konstanz, 2 Bände, Friedrichshafen 1988.
Laur	Laur, Ernst: Der Schweizer Bauer, seine Heimat und sein Werk, Bern 1947.
Leisi	Leisi, Ernst: Geschichte von Amriswil und Umgebung, Frauenfeld 1957.
Lexikon des Mittelalters	Diestelkamp, B.: «Lehen, -swesen; Lehnrecht», in: Lexikon des Mittelalters, Band 5, München 2002, Spalte 1807.
Maurer	Maurer, Helmut: Geschichte der Stadt Konstanz, 2 Bände, Konstanz 1989.
Menolfi	Menolfi, Ernest: Sanktgallische Untertanen im Thurgau. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung über die Herrschaft Bürglen (TG) im 17. und 18. Jahrhundert, St. Gallen 1980.
Meyer, Bruno	Meyer, Bruno: Das Lehen in Recht und Staat des Mittelalters, in: Zeitschrift für Schweizerische Geschichte, 26. Jg. Heft 2, 1946.
Meyer, Werner	Meyer, Werner: Die Anfänge der Eidgenossenschaft, Zürich 1991.
Müller, Anneliese	Müller, Anneliese: Hochstift Konstanz, in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen I, zu Karte VI 8, Stuttgart 1972–1988.

Müller, Erich	Müller, Erich: Die Vergletscherung des Kantons Thurgau während der wichtigsten Phasen der letzten Eiszeit, in: Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, Band 43/1979, Frauenfeld 1979, S. 47–73.
Müller/Litscher	Müller, Hansueli; Litscher, Hans: Güttingen Thurgau, Güttingen 1999.
Müller, Susanna	Müller, Susanna: «Das fleissige Hausmütterchen»: ein Führer durch das praktische Leben für Frauen und erwachsene Töchter, Zürich 1916 (18. Auflage).
Niederstätter	Niederstätter, Alois: Ante Portas. Herrscherbesuche am Bodensee 839–1507, Konstanz 1993.
OL	Der ostschweizerische Landwirt (früher «Thurgauer Blätter für Landwirtschaft»). Obligatorisches Organ des Thurgauischen Landwirtschaftlichen Kantonalverbandes, Bände 1920 und 1930.
Peyer	Peyer, Hans: Frühes und hohes Mittelalter, in: Handbuch der Schweizer Geschichte, Band 1, Zürich 1972.
Pfister	Pfister, Christian: Das Klima der Schweiz von 1525–1860 und seine Bedeutung in der Geschichte von Bevölkerung und Landwirtschaft, 2 Bände, Bern 1984.
Pupikofer, Gemälde	Pupikofer, Johann Adam: Der Kanton Thurgau. Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz, St. Gallen/Bern 1837.
Pupikofer, Geschichte	Pupikofer, Johann Adam: Geschichte des Thurgaus, 2 Bände, Frauenfeld 1886–1889 (zweite Auflage).
Reichesberg	Reichesberg, Naum (Hrsg.): Handwörterbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, 3 Bände, Bern 1903–1911.
Sablonier	Sablonier, Roger: Adel im Wandel. Untersuchungen zur sozialen Situation des ostschweizerischen Adels um 1300, Göttingen 1979.
Schoop	Schoop, Albert: Geschichte des Kantons Thurgau, 3 Bände, Frauenfeld 1987–1994.
Schwarz	Schwarz, René: Zur Geschichte der thurgauischen Volksschule, Schulblatt Nr. 11, November 1983, Frauenfeld 1983.
Sieglerschmidt	Sieglerschmidt, Jörn: Masse, Gewichte und Währungen am westlichen und nördlichen Bodensee um 1800, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 105. Heft, Friedrichshafen 1987. S. 75–91.

Stark	Stark, Jakob: Zehnten statt Steuern. Das Scheitern der Ablösung von Zehnten und Grundzinsen in der Helvetik: eine Analyse des Vollzugs der Grundlasten- und Steuergesetze am Beispiel des Kantons Thurgau, Zürich 1993.
TB	Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Bde. 1–124, Frauenfeld 1861–1987; Thurgauer Beiträge zur Geschichte, Bd. 125 ff., Frauenfeld 1988 ff.
TBL	Thurgauer Blätter für Landwirtschaft. Organ des thurgauischen landwirtschaftlichen Vereins, Bände 1894 und 1895.
Topographischer Atlas	Topographischer Atlas über das Grossherzogtum Baden, 1838–1849 (1:50 000) auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Leopold, Section XII, Blatt 7: Meersburg.
Trächsel	Trächsel, Manfred: Die Hochäcker der Nordostschweiz, Dissertation Zürich 1962.
TUB	Thurgauisches Urkundenbuch, 8 Bände, Frauenfeld 1917–1967.
Zingg	Zingg, Ulrich: Die Masse und Gewichte im Thurgau vor und nach 1836, in: TB 83, 1947.

Auskunftspersonen

Hans Rutishauser, Tuttwil, †1994
Anna Rutishauser-Bohl, Ennetbühl, †2007
Marga Obrecht-Hungerbühler, Amriswil, †2008
Kurt Eberli, Schwanden
Nelly Oertle, Flawil
Max Oertle, Rüslikon
Willy und Vreni Rutishauser-Marolf, Bleihof, Güttingen
Paul Vogt, Güttingen
Jakob Straub, Güttingen
Ruedi Müller, Waldegg, Güttingen
Hans Litscher, Gemeindeschreiber, Güttingen
Hansjörg Widmer, Notar, Altnau
Christian Haueter, Zivilstandsamt Langrickenbach
Theophil Schoop, Rutishauser

Louis Hürlimann
Wittershausen

Inhaltsverzeichnis

121	Vorwort	146	6.7	Der Hof Schwager, «Bauer»
122	1 Kurzporträt des Weilers	147	6.7.1	Wohnhaus und Scheune bis um 1870
123	2 Frühmittelalterliche Geschichtszeugen	147	6.7.2	Haus: Umbauten und Renovationen seit 1900
124	3 Die erste urkundliche Erwähnung im Jahre 894	149	6.7.3	Ökonomiegebäude im 20. Jahrhundert
125	3.1 Verwandte Ortsnamen	150	6.7.4	Der Landwirtschaftsbetrieb
126	4 Die Tänikoner Klosterzeit	151	6.8	Der mittlere Hof, ehemals Lanz
126	4.1 Lehen und Zehnten	152	6.9	Der untere Hof, ehemals Beer
126	4.2 Das Dreizelgensystem	153	6.10	Benachbarte Höfe
127	4.3 Der Lehensrevers – eine Art Pachtvertrag	153	6.10.1	Blumenau
127	4.4 Der Lehensrevers für Karl Engeler von 1788	153	6.10.2	Wiesental
130	4.5 Der Staat als Zehntenbezüger	154	6.10.3	Waldegg
131	4.6 Wittershausen unter dem Krummstab	154	6.10.4	Bildacker
133	4.7 Die Familie Stadler	154	6.10.5	Waldhof
134	4.8 Klostervogt Joachim Gründer in Wittershausen	154	7 Die Familien Schwager	
135	4.9 Der Hof Hülschbach/Hillisbach	154	7.1	Name, Wappen und Herkunft
136	4.10 Wittershauser Leibeigene	156	7.2	Die Illtishauser Schwager
136	4.11 Die Fernstrasse über den Tuttwilerberg	157	7.3	Die Wittershauser Schwager
138	5 Vom Lehenshof zum Eigentum	157	7.3.1	Schwager auf dem Lehenshof, die Linie «Bauer»
141	6 Der Weiler in den letzten 150 Jahren	158	7.3.2	Schwager auf den Eigenhöfen, die Linie «Haneslis»
141	6.1 Einwohner und Haushalte	159	7.4	Die Guntershauser Schwager
141	6.2 Der Weinbau	160	8 Engelbert Schwager-Müller (1893–1979), Vorsteher und Bezirksrichter	
141	6.3 Vom Dreizelgensystem zur Milchwirtschaft	162	9 Wittershausen in Beschrieben und auf Karten	
143	6.4 Strassen	165	10 Siedlungs- und Flurnamen in und um Wittershausen	
144	6.5 Elektrisch	165	10.1	Siedlungsnamen
145	6.6 Wasser	166	10.2	Flurnamen
		171	11 Der Streit um die kirchliche Zugehörigkeit 1812–1886	

172	12	Jubiläum «1100 Jahre Wittershausen» 1994
173	13	Deutsche Wittershausen
173	13.1	Wittershausen im Landkreis Rottweil
174	13.2	Wittershausen im Landkreis Bad Kissingen
175	14	Zeittafel
177	Anhang	
177		Münzen, Masse und Gewichte
178	Quellen und Literatur	
178		Nicht publizierte Schriftquellen
180		Publizierte Schriftquellen und Literatur

Vorwort

Anlass zur Geschichte der uralten bäuerlichen Siedlung Wittershausen am Westabhang des Tuttwilerbergs gibt ein Zufall. Bei der Beschäftigung mit der Vergangenheit der Ortschaft Ettenhausen wird mir bewusst, über welche reichhaltige und eigenständige Geschichte der vergleichbare Weiler Ittishausen verfügt. Dessen Hauptgeschlecht ist generationenlang die Familie Schwager. Weil die Wittershauser Schwager von Ittishausen stammen und Rudolf Schwager-Lehner zahlreiche historische Hof-Dokumente hütet, die einzigartig sind, ergab sich der Entschluss fast von selbst, Wissenswertes über das frühere und heutige Wittershausen zusammenzutragen. Wittershausen und Ittishausen, beide in der Gemeinde Aadorf gelegen, sind schöne Beispiele, dass nicht nur Städte und Dörfer, Burgen und Schlösser, Kirchen und Kapellen, sondern auch bäuerliche Siedlungen eine gut dokumentierte Vergangenheit aufweisen.

Diese Arbeit versteht sich als Geschichte des Weilers Wittershausen und Umgebung. Sie ist weder eine Familiengeschichte der Schwager noch eine umfassende Chronik der Landwirtschaftsbetriebe. Aufgrund der Quellenlage sowie der Hof- und Familientradition steht der Schwagerhof im Vordergrund. Eine erste Auflage erschien im Jahre 2000 als Manuskriptdruck. Für die vorliegende Fassung wurde der Text überarbeitet und mit Fussnoten versehen.

Mein verbindlicher Dank geht an das Personal des Staatsarchivs Thurgau und der Thurgauer Kantonsbibliothek für die Bereitstellung von Archivalien und Literatur. Besonders herzlich danke ich Rosalie Schwager, Hedi und Rudolf Schwager-Lehner sowie Monika und Friedrich Schwager-Frei. Sie stellten mir ihre Unterlagen aller Art zur Verfügung und halfen mir mit ihren beeindruckenden Orts- und Geschichtskennntnissen in vielen Kleinigkeiten weiter.

Louis Hürlimann

1 Kurzporträt des Weilers

Der alte Weiler Wittershausen liegt vom Dorfkern Guntershausen aus gesehen nordöstlich an der Grenze zur Gemeinde Wängi auf einem Moränenwall am Fusse des Westabhangs des Tuttwilerbergs. Das historische Wittershausen umfasst das gesamte Gebiet Waldegg–Blumenau–Wiesental–Bildacker bis und mit dem Waldhof. Diese heute nicht mehr zum eigentlichen Wittershausen zählenden Höfe entstehen erst im 20. Jahrhundert. Die zum jetzigen Wittershausen gehörenden Wohnhäuser ohne Landwirtschaftsbetriebe sind jüngeren Datums: Benedikt Beer erbaut sein Haus 1957 im Berg, Paul Rutz-Schwager erwirbt 1967 eine Parzelle im Stich und erstellt ein Wohnhaus mit Park. Der historische Hof, zurzeit Pius Schwager-Hollenstein, liegt auf 573 Metern über Meer. Dank der nach Südwesten ausgerichteten Exposition ist der Weiler sehr gut besonnt. Die panoramaartige Rundschau reicht vom Hacken- über den Hasel- und Schauenberg bis zu den Anhöhen um Ettenhausen-Aadorf-Elgg und weit ins Eulachtal hinunter. Die leicht geneigte Lage der landwirtschaftlichen Nutzflächen mit kaum Bodenfrösten bietet günstige Voraussetzungen für Obstbau. Die Landschaft ist das Ergebnis der Kalt- und Warmzeiten, die in stetigem Wechsel und mit verschiedenen Ablagerungen das Klima der letzten 2,5 Mio. Jahre prägten. Den Untergrund bildet aus den Alpen angeschwemmtes Gestein. Je nach Druck entstand daraus Mergel, Sandstein oder Nagelfluh. Geologisch liegt der Weiler Wittershausen am Fusse des westlichen Steilrandes des Tuttwiler Molasseplateaus. Die rund 50 Meter hohe Geländestufe zwischen dem Moränenwall und dem Plateau weist Gehängeschutt auf und ist quellenreich. Die vorstossenden Gletscher hobeln Täler aus, und aus abgelagertem Schutt entstehen die heutigen Hügel. Landschaftsbestimmend sind einerseits die Moränen-Kammlinien im Vogelherd/Blumenau und in Wittershausen selbst, andererseits die drei unterschiedlich

grossen und hohen rundlichen Geländeerhöhungen zwischen dem Bildacker und dem alten Dorfteil Guntershausen. Der von Krillberg her kommende Löörbach durchfliesst das Tal mit dem Namen Rütistall, wird vor Wittershausen nach Süden abgewiesen und zwingt sich gegen Westen zwischen dem Fuss der Wittershauser Moräne und der nördlichsten Geländeerhöhung Alti Räbe hindurch. Seit 1958 ist dieses Gewässer in der Grueb im Interesse einer rationelleren Bewirtschaftung eingedolt.¹

Nordöstlich von Wittershausen verläuft die Gemeinde- (Aadorf/Wängi), Kreis- (Aadorf/Münchwilen) und Bezirksgrenze (Frauenfeld/Münchwilen). Laut Ortsplanung 2003 liegt der Weiler in der Landwirtschaftszone und das Areal beim mittleren Hof beidseits der Strasse in der «Archäologischen Interessenzzone». Gemäss Hinweisinventar des Kantons Thurgau ist das ehemalige Lehenshaus als «wertvoll» eingestuft. Die übrigen Gebäude gelten als in der «Gesamtform erhaltenswert».² In der Ortsplanung 2003, Schutzplan Kulturobjekte, sind das Wohnhaus (Gebäudeversicherungs-Nr. 189) und der zentrale Teil der Scheune (Gebäudeversicherungs-Nr. 190), die beide aus der Klosterzeit stammen, als Kulturschutzobjekte aufgeführt (Schutzplan Nr. 4.4 und 4.5). Bezüglich Verkehr ist der Weiler nach drei Seiten erschlossen. Strassen führen nach Guntershausen, Tuttwil und Aadorf/Wängi. Dass die Verbindung Aadorf–Tuttwil Staatsstrasse ist und einen entsprechenden Ausbaustandard aufweist, erklärt sich historisch. Denn auf dieser Überlandstrasse wickelte sich bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts der Fernverkehr zwischen Winterthur und Wil ab.

-
- 1 Geologie erleben, S. 13. Vergleiche auch: Geologie des Kantons Thurgau. Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, Band 55, 1999, und Knoepfli, S. 1–5.
 - 2 Hinweisinventar Thurgau, Band IV, Abschnitte Wittershausen, Blumenau, Wiesental und Bildacker.

Wittershausen bezieht das Wasser von Tuttwil, den Strom und die Post von Aadorf. Auch im Telefonbuch sind die Wittershauser unter Aadorf eingetragen. Kirchlich und schulisch gehört der Weiler zur Katholischen Kirchgemeinde Tänikon (seit 1886, vorher fast 1000 Jahre Aadorf) bzw. zur Primarschule Guntershausen (seit 1862, vorher ebenfalls Aadorf). Die evangelischen Einwohner sind seit jeher der Evangelischen Kirchgemeinde Aadorf-Aawangen angeschlossen.

Im 20. Jahrhundert war auch in Wittershausen und Umgebung die Milchwirtschaft der deutlich dominierende Betriebszweig. Der Schwagerhof war einer der stattlichsten und weit und breit für die Viehzucht bekannt. Die Milchwirtschaft verschwand weitgehend zugunsten anderer Betriebszweige, die Milchsammlung Wiesental gibt es nicht mehr, und einige Betriebe gingen eine Betriebsgemeinschaft ein. Milch produziert wird einzig noch auf dem Waldhof sowie von der Betriebsgemeinschaft Bildacker/Blumenuau.

2 Frühmittelalterliche Geschichtszeugen

Aufgrund von zahlreichen Grabungsfunden dürfte die Gegend Elgg/Aadorf und deren nähere Umgebung in der späten Bronzezeit, das heisst in der Zeit von 2000 bis etwa 180 vor Christus, bewohnt gewesen sein. Die Besiedlung durch die Alemannen, die sogenannte alemannische Landnahme, erfolgt vom sechsten bis zum achten Jahrhundert nach Christus. Für das Gebiet Aadorf–Wittershausen geben zwei archäologische Fundstellen über diese frühmittelalterliche Epoche Auskunft. Im November 1936 kommen 100 Meter östlich der Waldegg bzw. nördlich des alleinstehenden Hauses (an der Strasse nach Wängi) bei der Öffnung einer neuen Kiesgrube menschliche Knochen und Eisengegenstände zum Vorschein. Die Fundstelle liegt unterhalb der Wasser-

scheide zwischen Murg und Lützelurg nördlich der Staatsstrasse von Aadorf nach Wängi. Ende 1936 führt der Kantonsarchäologe eine Notgrabung durch, wobei nur ein kleiner Randteil des Friedhofs ausgegraben werden kann. Elf Gräber waren bereits der Kiesausbeute zum Opfer gefallen. Immerhin hatte man die Grabbeigaben beiseite gelegt. Von 13 weiteren Gräbern erweisen sich mehrere als von Räufern ausgeplündert und schwer beschädigt. Solche Graberschändungen scheinen zum Teil sich noch zur Belegungszeit ereignet zu haben. Die teilweise schlecht erhaltenen und unvollständigen Skelette von 20 Männer- und nur drei Frauengräbern sowie die Gebeine eines Kindes lassen einige Schlüsse ziehen. In der erfassten Randzone sind die Toten in regelloser, weiter Streuung, aber schon mit nach Osten gerichtetem Antlitz bestattet worden. Unter den Beigaben finden sich Kurz- und Langschwerter mit Scheidestücken, eine Lanzenspitze, eiserne Gürtelschnallen, ein Bronzering und aus dem Kindergrab ein Ohrring sowie Glasflusperlen. Die Auswertung der Funde ergibt, dass dieser Friedhof im 7. Jahrhundert angelegt wurde.³

Der zweite frühmittelalterliche Fund datiert von 1942: «Ein aufmerksamer Sekundarschüler» (Thurgauer Zeitung) – es handelt sich um Rudolf Schwager – überbringt seinem Lehrer Albert Knoepfli in Aadorf ein eisernes Schwert, ein Messer und Knochen, die alle beim Aushub für die neue Strasse bei einem Skelett gefunden worden waren. Diese Fundstelle liegt zwischen den Betonsilos des Hofes Schwager und der Liegenschaft Lanz (jetzt Haus Hedi und Rudolf Schwager-Lehner). Die Untersuchung im Thurgauer Museum ergibt einwandfrei, dass es sich um alemannische Gegenstände aus dem Frühmittelalter (6. bis 8. Jahrhundert) handelt. Dieser Fund deutet auf ein Gräberfeld hin, denn in den seltensten Fällen liegt ein alemannisches Grab allein. Die Alemannen begruben ihre

3 Keller-Tarnuzzer, Gräberfeld.

Toten in eigentlichen Friedhöfen, wobei es sich in Wittershausen nur um ein kleines Gräberfeld handeln könnte.⁴

Die Ortschaften mit der Endung «-hausen» sind spätere Siedlungsgründungen als die «-ingen»- und «-heim»-Orte. Die ersten Alemannen liessen sich mit Vorliebe an grösseren Wasserläufen nieder, während die späteren Siedler sich mehr abseits halten mussten, dafür aber oft die besseren Ackerböden vorfanden. Mit dieser Erkenntnis stimmt auch dieser Fund gut überein, der frühestens in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts oder später – etwa 650 bis 750 – zu datieren ist. Der naheliegende Schluss, auf diesen zwei Friedhöfen seien vor allem Wittershauser Einwohner bestattet worden, wäre indes voreilig und vermutlich falsch. Diese Friedhöfe wurden im 8. Jahrhundert noch belegt und dienten aufgrund der Gräberanzahl der Bestattung von Toten aus einem grösseren Einzugsgebiet. Ein bereits 1840 in der Literatur erwähnter Fund von fünf bronzezeitlichen Dolchen in den Bachwiesen sowie die Funde von 1936 und 1942 deuten auf eine abgegangene Frühsiedlung in urgeschichtlicher Zeit im Gebiet gegen Wängi. Laut neueren Untersuchungen geben die Alemannen gerade in dieser Zeit die bis dahin üblichen Reihengräberfelder auf und bestatten ihre Toten bei der Kirche und nicht mehr an Grabhügeln. Die einige Zeit vor dem Jahre 886 errichtete Kirche in Aadorf zieht den Bestattungsort nach sich. Ähnlich verläuft die Entwicklung im benachbarten Elgg, wo die spätere Kirche ebenfalls in ziemlicher Distanz zum früheren Friedhof im Ettenbüel (nördlich der Bahnlinie) liegt.⁵

Gemäss Ortsplanung, Verzeichnis der Schutzgegenstände, unterliegt diese archäologische Fundstelle in Wittershausen angemessenen Schutzmassnahmen. Möglich sind die normale landwirtschaftliche Nutzung und wissenschaftliche Untersuchungen der Gräberfelder. Dagegen sind Geländeveränderungen wie zum Beispiel Auffüllungen und Abgrabungen verboten.

3 Die erste urkundliche Erwähnung im Jahre 894

Wittershausen ist vermutlich um 700 besiedelt. Erwähnt wird es indes schriftlich erstmals in einer in Aadorf am 10. Januar 894 ausgestellten Urkunde.⁶ Im Linzgau, einem Hügelland im südwestlichen Oberschwaben nördlich von Meersburg, gibt es seit dem Frühmittelalter die Adelsfamilie der Udalrichinger, die Nachfahren eines alten alemannischen Herzogsgeschlechts sind. Diese Grafen von Linzgau verfügen im Thurgau über Zehntenrechte und Streugüter vor allem im Gebiet der Lützelburg, so in Aadorf, Wittershausen, Bichelsee und Bewangen. Über die damals bereits bestehende Aadorfer St. Alexanderkirche steht ihnen herrschaftlich freie Gewalt zu. Da Graf Udalrich oder Ulrich IV. diese Kirche als Grablege seiner Familie ausersehen hat, stiftet er zu seinem Seelenheil ein kleines Kloster, das freilich nicht lange Bestand hat.⁷ Die Urkunde lautet auszugsweise:

«Im Namen Gottes. Ich Ulrich, Graf von Gottes Gnaden, übergebe bei der trügerischen Unbeständigkeit der Zeit dem in Aadorf gelegenen Kloster mein ganzes Besitztum, das ich zur Zeit in Bichelsee (Pichelense) habe: Häuser und übrige Gebäulichkeiten, Äcker, Wiesen, Waldungen, Weiden, Wasser und Wasserflüsse, Bebautes und Unbebautes, Bewegliches und Unbewegliches, Leibeigene, Zugtiere,

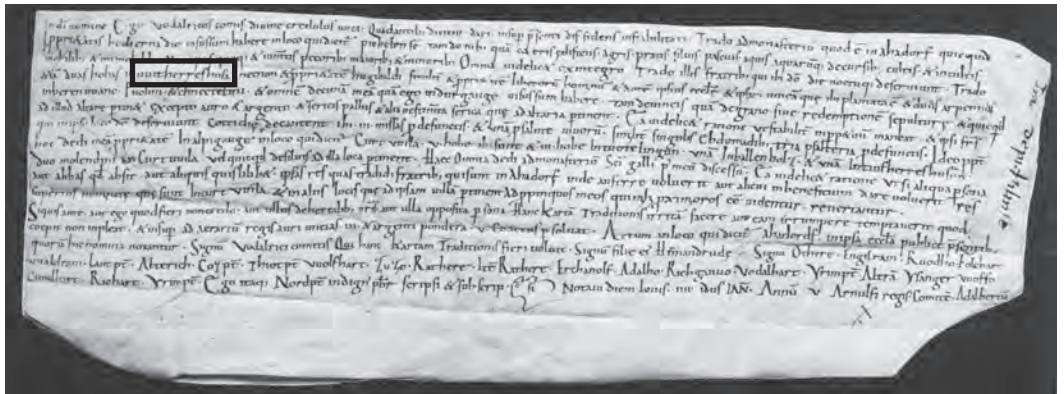
4 Keller-Tarnuzzer, Quellen.

5 NZZ Nr. 63 vom 15. März 2000, S. 68. Zur Ur- und Frühgeschichte von Aadorf, Elgg und Umgebung, vergleiche Knoepfli, S. 6–14.

6 Original im Stiftsarchiv St. Gallen, Urkunde IV 407. Abdruck: TUB, Band 1, Nr. 145, S. 171–173. Foto der Urkunde in: Knoepfli, S. 19 oben, und 1100 Jahre Bichelsee, S. 3. Teilweise Übersetzung und Erläuterungen bei Nater, Aadorf, S. 53–56.

7 Knoepfli, S. 15–21. Zum Kloster Aadorf siehe Meyer-Marthaler, Elisabeth: Zur Geschichte der Propstei Aadorf, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, Band 63 (1969), S. 209–220.

Abb. 39: Urkunde vom 10. Januar 894, in der Wittershausen erstmals erwähnt wird. «Witherreshusa» ist eingerahmt.



Gross- und Kleinvieh, nichts ausgenommen, an die Brüder, die daselbst Gott Tag und Nacht dienen. Ferner übertrage ich ihnen zwei Huben und den Hof des Hugibald zu Wittershausen (Witherreshusa), die Güter der freien Leute und einen der Kirche in Aadorf pflichtigen Weingarten, ferner die zwei Jucharten, die zu Bewangen dem Pualin und dem Chnectlin gehören, und schliesslich alle Korn- und Weinzehnten, die dem Grafen aus dem Thurgau zukommen.»

Mit der Aufsicht über diese Vergabung betraut der weit entfernt wohnhafte Graf das Kloster St. Gallen. Aus dieser Obhut wird später aber allmählich ein Eigentum, indem das Kloster St. Gallen alle Übertragungsobjekte einschliesslich Wittershausen vollständig an sich zieht.

Der Wittershausen betreffende Teil lautet im lateinischen Original: «Trado etiam duas hobas in Witherreshusa nec non et proprietatem Hugibaldi; similiter et proprietatem liberorum hominum et dotem ipsius ecclesie et ipsam vineam, que ibi plantata est.» Was bedeutet der Weilernamen «Witherreshusa»? Er ist zusammengesetzt aus dem Personennamen «Witheri» und «hûsa», was «bei den Häusern des Witheri» bedeutet. «Withari», «Witheri» ist ein zweigliedriger germanischer Personennamen mit den Elementen «Witu», «Wit» zu althochdeutsch «witu»,

was Holz bedeutet, und «Hari», «Heri» mit der Bedeutung «Heer, Volk».⁸ Spätere Nennungen sind zum Beispiel 1361 «Wittershusen», 1462 «Witterschusen», 1468 «Wintershusen», 1519 «Witterschusen», 1544 «Wyterschusen» und «Witterschusen», 1559 und 1575 «Witterschusen», 1577 «Wirterschusen», 1691 «Wittschusser Hoff» und 1765 «Wittershausen».

Eine Hube (oder Manse) ist ein altes Flächenmass von zirka 40 Jucharten, ursprünglich indes eine bäuerliche Siedlung mit Hofstatt, Ackerland und Allmendnutzung. Die Erwähnung des Weingartens – lateinisch «vineam» – ist in zweifacher Hinsicht aufschlussreich: Damit ist für das Ende des 9. Jahrhunderts der Weinbau in Wittershausen nachgewiesen, und diese urkundliche Erwähnung ist die älteste Nachricht für das Rebhandwerk in der Gemeinde Aadorf.

3.1. Verwandte Ortsnamen

In der Schweiz, in Österreich, Liechtenstein und im Südtirol gibt es keine weitere Wittershausen. In Deutschland findet sich je ein Wittershausen in

8 Thurgauer Namenbuch, Band 1, S. 1408–1409.

Württemberg und Unterfranken. Im Elsass ist die Ortschaft Wittersheim sprachlich mit Wittershausen verwandt.⁹

4 Die Tänikoner Klosterzeit

Nach der Ersterwähnung von Wittershausen im Jahre 894 folgt eine urkundenlose Zeit von über dreieinhalb Jahrhunderten. Das Gleiche gilt beispielsweise für Aadorf, von dem in der fast gleichen Zeit nur ein einziges Mal die Rede ist. Erst mit der Gründung des Klosters Tänikon (1249) werden die Archive wieder auskunftsfreudiger. Bevor auf die geschichtlichen Ereignisse in der 600-jährigen Epoche, in der Wittershausen unter dem Krummstab der Äbtissin steht, eingegangen wird, scheint eine kurze Einführung in das mittelalterliche Lehens- und Dreizelgensystem zweckdienlich.

4.1 Lehen und Zehnten

Das Kloster vergibt seinen Wittershauser Hof – im Weiler gibt es daneben noch Eigenhöfe, die den Bewirtschaftern als Eigentümern gehören – fortan während Jahrhunderten einem Bauer zu Lehen. Ein Hand- oder Schupflehen ist ein Hof, den das Kloster für eine befristete Zeit – drei, selten sechs oder neun Jahre – verleiht. Wie es der Name sagt, kann der Lehensnehmer nach dem Tod der Äbtissin, nach Ablauf der Lehensfrist oder bei Vertragsbruch vom Hof «geschupft» werden. Für das Lehen sind im Lehensbrief oder -revers festgehaltene Taxen zu entrichten, die das Kloster für die Wiesen, Äcker, das Holz (Wald) und allenfalls die Reben im Einzelnen festsetzt. Dazu kommen die verschiedenen Zehnten für Getreide, Heu und Emd, Wein usw. Auf jedem Grundstück liegt ein fester Grund- oder Bodenzins. Dieser ist eine Art Vermögenssteuer, der Zehnten die Einkommenssteuer und

die Schupflehenstaxe der Hypothekarzins. Albert Knoepfli schätzt, dass die Gesamtheit der Zehnten, Zinsen, Steuern und weiterer Abgaben etwa die Hälfte bis zwei Drittel des Ertrages ausmacht. Wenn keine Feldfrüchte wachsen oder Hagel und Unwetter die Ernte zunichte machen, geht das Kloster leer aus. So können auch die Wittershauser in den Jahren 1541 bis 1544 sowie 1551 wegen der vielen Hagelschläge ihren Zins- und Zehntenpflichten nicht nachkommen. Ob in den Revolutionsjahren 1798 und 1799 auch die Lehensbauern von Wittershausen wie andere Zehntenpflichtige die Abgaben der Grundherrschaft verweigern, ist nicht bekannt.¹⁰

4.2 Das Dreizelgensystem

Auch in Wittershausen gilt bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eine fest geregelte Bewirtschaftung in Form der Dreifelderwirtschaft oder des Dreizelgensystems. Grundlage dieser altertümlichen Fruchtfolge bildet der Ackerbau, der hierzulande wie im übrigen Thurgau bis weit nach 1850 viel bedeutsamer ist als der Futterbau verbunden mit Viehhaltung und Obstbau. Das Ackerareal ist in etwa drei gleich grosse Flächen oder eben Zelgen aufgeteilt, wobei jede im dritten Jahr brach liegt. Durch Beweidung und Unterpflügen erhält der Boden etwas Stickstoff und anderen Dünger. Im ersten Jahr wird Wintergetreide angepflanzt, vorwiegend Dinkel; im zweiten Jahr folgt Sommergetreide, vorab Hafer, aber auch Roggen und Gerste. Der Lehensbauer besitzt in jeder Zelge eines oder meistens mehrere kleine Stücke. Für deren Bebauung gilt eine gemeinsam bestimmte Zelgenanbauordnung, der sogenannte Flurzwang. Zum Dreizelgensystem gehört der allgemeine Weidgang, das «Trattrecht». Hiezu dient das Brachfeld als Viehweide;

⁹ Thurgauer Namenbuch, Band 1, S. 1409.

¹⁰ Knoepfli, S. 53; Nater, Tänikon, S. 188.

nach der Ernte kann das wenige Vieh auch auf den anderen Zelgen weiden.

Ausserhalb von Dörfern und Weilern gibt es sogenannte eingeschlossene Höfe. Diese sind eingefriedet und deshalb keinem gemeinsamen Zelgensystem unterworfen: zum Beispiel Huggenberg, Ristal, Rüetschberg, Haselberg und Haggenberg. Die vier Klosterhöfe in Tänikon – das Meier-, Wirtschafts-, Mühle- und Klostergut – gehören zum Guntershauser Bewirtschaftungssystem mit den Zelgen im Hepsach, in der Underlööre und im Schleier («Bergzelgen»).

Nebst den Zelgen mit Flurzwang verfügt der Bauer in Dorf- oder Weilernähe über kleine Grundstücke für die private Nutzung. Typische, zum Teil auch in Wittershausen noch jetzt als Flurnamen gebräuchliche Bezeichnungen dafür sind Krautgarten, Pünt, Einfang oder Ifang und Hanfacker oder -garten.

4.3 Der Lehensrevers – eine Art Pachtvertrag

Von Wittershausen blieben aus der Zeit von 1644 bis 1834 elf Lehenbriefe erhalten. Eigentlich müssten es sehr viele mehr sein. Viele gingen zweifellos verloren, aber sowohl Lehenserneuerungen als auch Verleihungen an neue Inhaber werden sehr oft auf einem alten Revers als kurzer Nachtrag festgehalten (siehe auch Abb. 40). So mussten die zahlreichen Lehenstücke und vielen Lehenbedingungen nicht jedes Mal von Neuem beschrieben werden. Die Lehenbriefe enthalten nebst dem Lehensnehmer, den Abgaben und ausführlichen Bedingungen die Lage und Grösse der Äcker, Wiesen («Heuwachs»), Reben und Waldstücke («Holz»). Die drei Wittershauser Zelgen sind:

- Erste Zelge: «gegen der Grueb», «Bergzelge», «Gruebzelge». Lage: östlich Wittershausen.
- Zweite Zelge: «gegen den Hepsach», «andere Zelge», «Hepsachzelge». Lage: südlich Wittershausen.

- Dritte Zelge: «gegen die Löören», «Underlööre», «Löörezelge». Lage: westlich Wittershausen.¹²

Somit ergibt sich, dass im Hepsach und in der Underlööre die Dreizelgensysteme von Wittershausen und Guntershausen aneinanderstossen oder wohl eher ineinandergreifen.

4.4 Der Lehensrevers für Karl Engeler von 1788

Karl Engeler ist der dritte Vorgänger von Johann Schwager auf dem Wittershauser Lehenshof. Johann Schwager erhält diesen Hof 1834 im gleichen Umfang und zu den gleichen Bedingungen wie seine Vorgänger, und der Brief wird deshalb jeweils nicht erneut abgeschrieben. Im Folgenden wird der sehr ausführliche Lehenbrief auszugsweise wiedergegeben und wo nötig ergänzt. Die Schreibweise entspricht weitgehend der heutigen Schriftsprache. Mit Datum vom 16. Dezember 1788 übergibt das Kloster «den Hof zu Wittershausen, der dem Gotteshaus Tänikon eigentümlich zugehört», an Karl Engeler als Schupflehen wie folgt:

«Wir Maria Katharina Äbtissin, auch Priorin und Konvent, des löblichen Gotteshauses Tänikon, urkunden hiermit, dass wir dem ehrsamem Karl Engeler von Wittershausen, sonst zu Guntershausen, unseren zu Wittershausen gelegenen eigentümlichen Hof und Gut in nachstehender Weise und Form zu einem Schupf- und Handlehen auf die folgenden drei Jahre ausgeliehen und übergeben haben: Wir leihen und übergeben

11 Nater, Tänikon, S. 69 und S. 330–334. Beschriebe dieser Höfe in den Urbarien StATG 7'47'53 und 7'47'123.

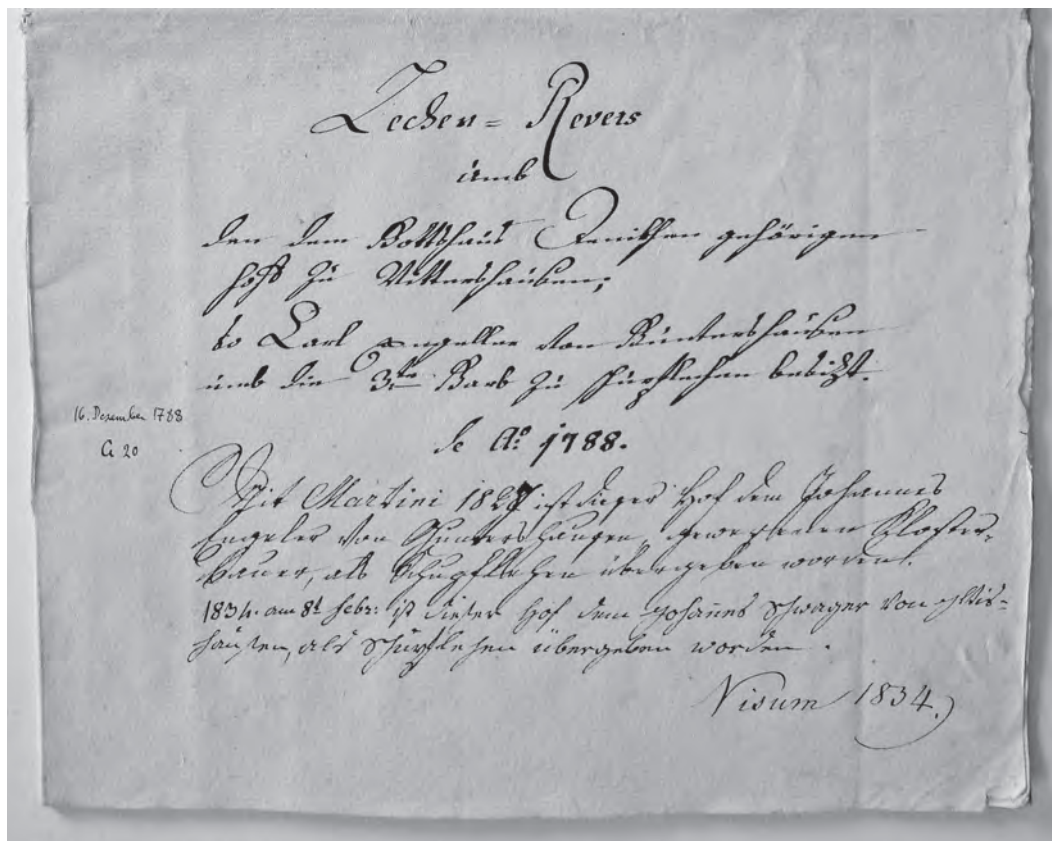
12 StATG 7'47'18. Beschrieb der drei Wittershauser Zelgen zum Beispiel im umfangreichen Lehenvertrag von 1788/1834 (StATG 7'47'18 G 20 und G 21). Wertvolle Ergänzungen zu den Lehenbriefen sind die Urbarien StATG 7'47'53 und 7'47'123 (Wittershausen jeweils S. 47–54, 120 und 146); vgl. auch die Markenbeschriebe 1773–1828 (StATG 7'47'54/7'47'67).

Abb.40: Die Übergabe des Hofes an den jeweils neuen Lehensbauern wurde in den Jahren 1827 und 1834 von der klösterlichen Verwaltung gleich auf die Vorderseite des alten Lehensreverses von 1788 geschrieben (unterer Teil):

«Mit Martini 1827 ist dieser Hof dem Johannes Engeler von Gunterhausen, gewesenen Klosterbauer, als Schupflehen übergeben worden.

1834 am 8ten febr. ist dieser Hof dem Johann Schwager von Ittishauen, als Schupflehen übergeben worden.

Visum 1834.»



also dem selben hiermit und Kraft dieses Briefs, mit Namen unseres Gotteshauses eigentümlichen Hof und Gut, der Wittershauser Hof genannt, darin und dazu nachfolgende Stücke und Güter gehören:

Ein Haus mit einer nächst daran gelegenen Scheune, darin befindet sich oberhalb die sogenannte Zehnten- oder Drittelscheune, dann ein Schopf, mit einem Futter- und Dreschtemm, samt zwei Stallungen und einer Trotte, so alles im Anfang der 1760iger Jahre von Grund auf neu erbaut worden.

Dann ungefähr eine halbe Maad Baumgarten vor den Fenstern des Hauses, zwischen zwei Strassen gelegen.

Item ungefähr eine halbe Maad Baumgarten hinter und neben dem Haus, samt einem Krautgarten darin gelegen.

Mehr ungefähr drei Vierling Baumgarten unter und neben der Scheune gelegen.

Ferner ungefähr ein Juchart Hanfland und Heuwachs in dem Rietle genannt.

An Heuwachs

Ungefähr zwölf Maad die grosse Wies genannt, ist ringsherum mit einem Hag umfassen.

Item ungefähr fünf bis sechs Vierling Heuwachs, vor Zeiten das Schüppen Wiesle, jetzt aber nur Wiesle genannt, dazwischen der Weg nach Tänikon geht.

Mehr zwei Maad, der Einfang in der Schüppen Wies, samt einer Maad Nachtweid, und eine Maad in der Rietwies, dermal wird all dies in dem Riet genannt.

Item eine geringe Maad, das Sezeli genannt, ist auch eingezäunt.

Zwei Maad die nächste Wies, jetzt Rossweid genannt, hinter der Scheune gelegen.

Item ungefähr eine Maad auf dem Riet bei Ifwil.

Es gehört auch noch zu dieses Hofs Gütern ungefähr eine Maad Heuwachs, der Ömli Garten, so dermal Franz Stadler zu Lehen besitzt.

Item ein kleines Stückle Heuwachs, so ein Dreieck ausmacht, bei des Josefs Stadlers Haus gelegen.

An Ackerfeld

Zur ersten Zelg, oder «gegen der Grueb»:

Ungefähr dreissig und ein Juchart Ackerfeld und Holz, in einem Einschlag gelegen, die Grueb genannt.

In diesem Feld besitzen die Stadler von Wittershausen drei Vierling Holz, auch eine halbe Juchart Feld, an des Hauses Baumgarten nach gelegen, samt einem alten Holzbirnen Baum, laut Marken und Kaufbrief datiert 15. Wintermonat 1660.

Dann ungefähr elf bis zwölf Juchart Feld, der Einfang genannt.

Zur zweiten Zelg, «gegen den Hebsach»:

Ungefähr fünf Juchart Acker in dem Hillispach genannt.

Item ungefähr dreizehn Juchart Feld und Ergarten [unbebautes, ödliges Land], vor Zeiten in dem Hillispach Kalberweid, oder in dem äusseren Berg, jetzt aber alles in dem Bühel genannt.

Mehr ungefähr sieben Juchart in dem Süessler, vor Zeiten in dem Bueblisacker genannt.

Item anderthalb Juchart in der Kalberweid.

Fünf Vierling, der Trogacker genannt.

Ungefähr acht bis neun Juchart Feld und Ergarten und Holz neben dem Haus in der Kalberweid, und Ölbrunn genannt.

Ferner besitzt der Lehensmann eine Juchart Feld in dem Hebsach.

Zur dritten Zelg, «gegen die Löören»:

Ungefähr vierzehn bis fünfzehn Juchart Feld in dem Landrichter und Ölbrunn genannt.

Item ungefähr vierzehn Juchart im Eisenthal und Scheyenhag genannt.

Mehr vierhalb Juchart, der Bueblisacker.

Ungefähr sieben Juchart, der Stiglenacker.

Ein Juchart in dem Breitele, jetzt aufgehend Acker genannt.

Ein Juchart genannt das Klingäckerle, oder jetzt auch Fuchsäckerle.

An Reben

Ungefähr dritthalb Juchart Reben ob dem Haus gelegen.

Zwischen und innert dieses Stücks besitzen die Stadler ungefähr eine halb Juchart Reben als Eigentum; auch hat von diesen Reben der Pankraz Stadler noch ein Vierling zu Lehen.

An Holz

Ungefähr zwölf Juchart Holz und Boden, in dem Ölbrunnen genannt.

In diesem Stück besitzen die Stadler auch ein Stücklein als Eigentum.

Item ungefähr zwanzig Juchart Holz und Boden, Gersträuch und Ergarten, im Berg und Hühnerholz genannt, alles bei einander gelegen. Es wird aber dem Bauern für seinen benötigten Hausgebrauch jährlich ein gewisse Portion an Holz vergezeigt, welche er an

dem angewiesenen Ort auf seine Kosten abzuhaufen und nach Haus zu führen hat.

Der Lehensmann hat zu allen Gebäuden, Zäunen, Wasserleitungen, Bäumen usw. Sorge zu tragen. Er darf kein Heu, Stroh und Dung noch anderes, das zur Verbesserung des Hofes dient, verschenken noch verkaufen, auch ohne Erlaubnis des Klosters keine Äcker zu Wiesen und keine Wiesen zu Äckern machen. Er hat wenigstens drei junge Bäume jährlich zu pflanzen.

Lehenszins

Jährlich die dritte Garbe von allen auf dem Hof wachsenden Früchten: von Korn, Hafer, Roggen; des gleichen auch zur Herbstzeit von den aus seinen Lehensreben sich ergebendem Wein den dritten Eimer Wein oder die dritte Mass. Ferner ist dem Kloster jährlich auf Martini zu entrichten (Zehnten): an Heugeld neun Gulden, vier Pfund Wachs, zwei Pfund Flachs, zwölf Pfund Hanf, zwei Stück Hennen, zwei Guggeli und hundert Eier.

Frondienst: Auch hat er zum Nutzen des Gotteshauses zwei Fuhren zu verrichten, oder dafür zwei Gulden an Geld zu bezahlen, auch zu Handen des Klosters ein Juchart Feld über den Sommer zu bebauen.

Der Lehensmann erhält jährlich vom Kloster als Saatgut: an Korn [Dinkel] fünf Malter, an Hafer sechs Mütt ein Viertel, an Roggen drei Viertel. Für das Binden und Dreschen der Garben wird ein Knecht des Klosters zur Hilfe geschickt.

Der Lehensmann hat die Trotte in Ehren zu halten und dafür dem Kloster vom eigenen Wein keinen Drucklohn zu geben; vom übrigen Wein gehört der Druckwein zur Hälfte dem Kloster und zur Hälfte dem Lehensmann.

Das Kloster behält sich das Recht vor, beim Nichtbezahlen der Zinsen und schuldhaftem Verhalten des Lehensmannes das Lehen zu kündigen; nach Ablauf der drei Jahre oder beim Tod der Äbtissin kann das Kloster den Hof frei vergeben.»¹³

Das Lehensrecht mit all den damit verbundenen Abgaben, wenigen Rechten und vielen Pflichten ist sehr kompliziert. Karl Engeler erhält 26 Stück Land zu Lehen, die verstreut zwischen der Löören und dem Hepsach liegen. Marksteine gibt es noch keine. Die Grenzen sind mit Pfählen oder an Bäumen und weiteren auffälligen Punkten markiert. Hinzu kommt, dass in grösseren Grundstücken Dritte kleine Stücke – nach heutigem Sprachgebrauch Enklaven – besitzen. Die Parzellierung gleicht einem kleingemusterten, bunten Flickenteppich. Der Lehensbrief enthält für jedes der über zwei Dutzend Stücke die Anstösser nach den vier Himmelsrichtungen. Dabei gilt in den Lehens- und Kaufbriefen wie auch Grundbüchern bis zum Ende des 19. Jahrhunderts der Sonnenstand: Aufgang (Ost), Mittag (Süd), Niedergang (West) und Mitternacht (Nord). Die bäuerlichen Nachbarn von Karl Engeler sind die drei Stadler Josef, Pankraz und Franz. Demnach ist 1788 von vier Höfen auszugehen. Die Stadler haben sogenannte Eigenhöfe, sind aber trotzdem dem Kloster als ihrer Gerichtsinstanz abgabepflichtig. Dagegen entfällt der Lehenszins, was aber bedeutet, dass sie die Gebäude selbst erbauen und unterhalten müssen.

4.5 Der Staat als Zehntenbezüger

Bei der politischen Umwälzung um 1798 fordern auch die Thurgauer Bauern die Ablösung der Real- oder Grundlasten in Form von Zinsen, Zehnten und anderen Abgaben. Die helvetische Staatsverfassung sieht deren Ablösung vor, aber vorerst ist als Ersatz für die Grundlasten ein durchführbares und gerechtes Steuersystem zu schaffen. Es erstaunt deshalb nicht, dass der schwierige Übergang weit mehr als ein hal-

13 STATG 7'47'18 G 21.

bes Jahrhundert benötigt. Erst ein Gesetz von 1865 erklärt alle Zehnten und Grundzinsen im Thurgau am 1. Januar 1880 als erloschen.

Im Jahre 1836 unterstellt der Kanton Thurgau auch das Frauenkloster Tänikon der staatlichen Verwaltung. Für die bisherigen Lehensbauern bringt dieser Wechsel – aus heutiger Sicht legt damals der Staat seine Hand ohne Wenn und Aber auf die Klostergüter – keinerlei Vorteile. Zum Beispiel liefert 1839 Wittershausen der staatlichen Klosterverwaltung insgesamt 1025 Zehntengarben ab: 45 Roggen-, 660 Korn- (Dinkel) und 320 Hafergarben. Im Gegensatz zu Gunterhausen und Maischhausen hat Wittershausen weder Gerste und Weizen noch Erbsen und Bohnen zu entrichten.¹⁴

Eine Reihe von Zehntenablösungen vollzieht sich in den Jahren 1844 und 1845 auch in Wittershausen; in der Regel haben die Bauern die geschuldeten Summen in sechs Raten zu bezahlen. Nach der Klosteraufhebung 1848 zieht das Finanzdepartement die Zehnten ein. Laut dem «Weinzehnt Bezugs-Rodel für Wittershausen und Gunterhausen pro 1852» ist im Wittershauserberg Jakob Schwager, Schreiner, abgabepflichtig. Franz Stadlers Witwe in Wittershausen besitzt damals Reben im Guntershauserberg.¹⁵ Die Gefällsablösungsverträge vom 13. August 1857 zwischen der Zehntenkorporation Gunterhausen und der Finanzverwaltung des Kantons Thurgau besiegeln das Ende des Zehntenwesens auch in Wittershausen. Damals kaufen sich Franz Stadler junior, Johann Schwager, Weber, und Alois Stadler vom Fruchtzehnten (Korn, Hafer und Roggen) sowie Johann Schwager, Weber, und Alois Stadler vom Weinzehnten los. Die geschuldeten Loskaufsummen sind in zehn Jahresraten zuzüglich Zins zu bezahlen. 1867 bestätigt die Finanzverwaltung die Tilgung dieser Zehntenschulden.¹⁶ Johann Schwager, «Bauer», hat bereits 1840 beim Kauf des klösterlichen Lehenshofs mit der Kaufsumme gleichzeitig die Zehntenverpflichtungen abgelöst.¹⁷

4.6 Wittershausen unter dem Krummstab

Hof und Häuser von Wittershausen gehören seit dem Jahre 1509 – wie Gunterhausen – zur Gerichtsherrschaft oder zum Gerichtsbezirk Tänikon. Das Gericht Tänikon umfasst die Ortschaften und Weiler Aadorf, Ettenhausen, Iltishausen, Gunterhausen, Maischhausen und Wittershausen. In der Gerichtsorganisation stellen die untere Gemeinde (Aadorf) und die obere Gemeinde (die restlichen erwähnten Ortschaften und Weiler) je sechs Richter. Dabei gelten Aadorf, Ettenhausen und Gunterhausen-Maischhausen als drei eigenständige Gemeinden mit eigener Öffnung (Gemeindeordnung). Dagegen gehören Iltishausen und Wittershausen zwar zum Gericht Tänikon, aber zu keiner Gemeinde. Ihre Zuteilung zu Ettenhausen bzw. Gunterhausen beschliesst der Thurgauer Grosse Rat erst 1812, als zahlreiche isolierte Weiler und Einzelhöfe einer Ortsgemeinde angeschlossen werden.¹⁸

Eine zuverlässige Feststellung der Hofbesitzer ermöglichen erst die Grund-, Gebäudeversicherungs- und Steuerbücher. Diese gibt es mit anfänglich grossen Lücken seit etwa 1800. Die voluminösen Grundbücher und Kaufprotokolle des Kreises Matzingen für die Zeit von 1851 bis 1923 liegen im Staatsarchiv, die seitherigen im Grundbuchamt und Notariat des Kreises Aadorf (bis 2000: Kreis Matzingen) im Gemeindezentrum Aadorf. Über die Lehensbauern, Besitzer der Eigenhöfe und mitunter einfach Bewirtschafter in der Klosterzeit geben einerseits die wenigen Urkunden, Akten und Kaufbriefe, andererseits seit 1644 die elf

14 Nater, Tänikon, S. 399–400.

15 OGG-113.

16 OGG-113.

17 STATG 7'47'85; Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager; vgl. auch Nater, Tänikon, S. 394.

18 Dekret über die Berichtigung der Einteilung einfacher Gemeinden vom 28. Januar 1812, in: Tagblatt, Band IX, S. 205–227 (Wittershausen S. 209).

Lehensbriefe Auskunft. Dabei schwillt gegen das Ende dieser langen Zeitspanne das Archivgut an.

Nach der ersten Erwähnung von Wittershausen im Jahre 894 geht die 363-jährige urkundenlose Zeit 1257 zu Ende: Das Kloster St. Gallen übergibt einen Teil der Wittershauser Güter dem Frauenkloster Tänikon, das acht Jahre vorher gegründet worden war. Weiteren Grundbesitz – oder einen Hof – kann Tänikon später erwerben. Im Tänikoner Jahrzeitenbuch unter dem 12. April steht lediglich, die Klosterfrau Anna von Winterthur in Tänikon und eine Anna Eimer hätten 100 Pfund Heller Konstanzer Währung an den Hof Wittershausen gegeben. Demnach kauften diese Frauen den Grundbesitz auf eigene Rechnung und schenkten ihn hernach dem Kloster.¹⁹ Auf diese Wittershauser Zehnten machte 1696 der katholische Pfarrer Dr. Joseph Florian Strohmeier von Aadorf Ansprüche, die er aber nicht durchsetzen konnte.²⁰

Im Jahre 1519 stiftet Heini Zehnder in Wittershausen eine Jahrzeit in Aadorf, wohin der Weiler kirchlich gehört. Um diese Zeit – unmittelbar vor der Reformation – verfügt Tänikon in Wittershausen über den ganzen Hof samt allen Zehnten. Kurze Zeit später kommen diese Zehnten dem Kloster anscheinend wieder abhanden. Denn als Joachim Gründer den Wittershauser Hof besitzt, tauscht dieser 1544 als Tänikoner Klosterverwalter einige Tänikon zustehende Zehnten im Zürcher Gebiet gegen jene von Wittershausen, sodass diese fortan wieder zu Tänikon gehören.²¹

Die erste Äbtissin nach der Reformation, Sophia von Grüt, kauft 1574 den halben Hof des Josef Frei von Wittershausen nebst 12 Jucharten Acker für 1780 Gulden. In den Jahren 1590, 1604 und 1607 ergehen Urteile in einem Brunnenstreit zwischen Wilhelm Frei und Rudi Schüepp einerseits und Dalli Schwager andererseits, alle von Wittershausen. 1620 erwirbt Äbtissin Anna von Wellenberg, die in Tänikon 1617 das Prälatenhaus erbaut hat, von Kleinwilhelm Frei, wohl der Sohn des Wilhelm Frei, zwei Jucharten

Acker für 230 Gulden. Im Jahre 1631 kauft Äbtissin Magdalena Hoppeler die andere Hälfte des Hofes, der damals den «Schüeppen» gehört, um 3600 Gulden und 12 Gulden Trinkgeld (diesen Hof hatte Tänikon 1552 um 2575 Gulden offenbar verkauft). Verkäufer sind die Brüder Hans Adam und Sebastian Schüepp. Gleichzeitig erwirbt Tänikon das Gut von Kleinwilhelm Frei mit Äckern, Wiesen und Anteil an der Trotte um 630 Gulden.²² Ob es sich bei diesen Käufen um die gleichen Liegenschaften handelt, die dem Kloster bereits früher gehörten, ist unklar. Vielleicht war der Tänikoner Besitz zwischenzeitlich, ohne dass es aktenkundig ist, freiwillig oder gezwungenermassen veräussert und nunmehr zurückgekauft worden. Die Familie Frei stammt wie die Schüepp aus Tuttwil und hält sich bis um 1700 auf ihrem Teil. Im Jahre 1646 erhält Hans Stadelmann den Lehenshof. Die Frei und Stadelmann bürgern sich im 17. Jahrhundert von Wittershausen her kommend in Aadorf ein.²³

Die Mehrzahl der Lehensbriefe bezieht sich auf die Zeit nach 1775. Einerseits wechseln die Lehensbauern öfters, andererseits handelt es sich mitunter um Teile eines Hofes oder Einzelparzellen des Klosters, die fallweise an einen Bauer verliehen werden. 1775 hat Leutnant Konrad Ramsperger den Wittershauser Hof zu Lehen; 1780 werden Reben und Ackerfeld im Fohrenberg in Aadorf an Johann und Pankraz Stadler von Wittershausen auf zehn Jahre verliehen. Den klösterlichen Lehenshof hat 1788 Karl Engeler von Guntershausen inne (vgl. Auszug aus diesem Lehensbrief im Abschnitt 4.4). Nach seinem Tode 1820 geht das Lehen an seinen Sohn Alois Engeler über, der bereits 1828 stirbt. Nachfolger wird der Guntershauser

19 Nater, Aadorf, S. 228.

20 Nater, Tänikon, S. 341.

21 Nater, Tänikon, S. 339.

22 StATG 7'47'18; Nater, Aadorf, S. 613–614.

23 Knoepfli, S. 114.

Johann Engeler, der vorher einer der vier Tänikoner Höfe zu Lehen hatte. Ob dieser mit dem Vorgänger verwandt ist, ist nicht bekannt; als er bereits fünf Jahre später stirbt, hinterlässt er seine Frau Maria Anna Hilber mit einem Kleinkind. Im Februar 1834 heiratet Johannes Schwager aus Ittishausen die Witwe und übernimmt den Hof als Schupflehen.²⁴ Damit beginnt die Geschichte der Familie Schwager, «Bauer», in Wittershausen.

Der helvetische Grundkataster von 1801 führt in Wittershausen fünf Haushalte auf:²⁵

1. Karl Engeler, Lehenshof des Klosters Tänikon, mit freistehendem Haus, Stall und Scheune, unter anderem Reben im Wittershauserberg, Wald;
2. Johannes Stadler, mit Haus, Scheune und Stall, unter anderem Reben im Wittershauser- und Guntershauserberg;
3. Anton Schwager, mit Haus, Scheune und Stall, unter anderem Wald;
4. Franz Stadler, mit Haus, Scheune und Stall, unter anderem Reben im Guntershauserberg;
5. Alois Stadlers Witwe, mit Haus, Scheune und Stall, unter anderem Reben im Guntershauserberg.

4.7 Die Familie Stadler

Über 200 Jahre lang bevölkert die Familie Stadler nachgewiesenermassen den Weiler Wittershausen. Noch im Jahre 1801 leben die Stadler auf drei von fünf Wittershauser Höfen. Der Lehensbrief von 1644 für Hannsen Stadler bezieht sich auf den Hof in Wittershausen, bestehend unter anderem aus einem neuen Haus, Scheune und Stall, «alles unter einem Dach», und einem alten Haus. Demnach wurde kurz zuvor ein neuer zusammengebauter Lehenshof errichtet. 1688 leben dort Johannes Stadler mit Frau, Sohn, Schwiegertochter und drei Enkeln, Sebastian Stadler mit drei Kindern, Johann Melchior Stadler mit Frau, ohne Kinder, Johann Wilhelm Stadler mit sieben

und Jakob Stadler mit vier Kindern. Das Geschlecht Frei ist damals durch Konrad Frei mit vier Kindern vertreten. Im Weiler leben demnach sechs Familien. Noch vorhanden sind weitere Lehensbriefe für Melchior Stadler (1700) und Dietrich Stadler (1737). Der Lehensbrief von 1749 für Josef erwähnt – wie jener von 1644 – ein neues Haus, Scheune, Stall, samt Trotte «alles unter einem Dach zu Wittershausen gelegen» und zum gleichen Hof gehörig ein altes Haus mit Wirtschaftsgebäuden.²⁶

Im Jahre 1754 kauft Johann Stadler mehrere Waldparzellen in der Grueb und im Ölbrunnen von Johann Ramsperger von Guntershausen um 56 Gulden und 1772 von Hans Jakob Höppli im Wilhof einen Acker «in des Vogts Nielen» um 50 Gulden. Zwei Jahre später übernimmt er einige Güter vom Wittershauser- und Meierhof (Tänikon) zu Handlehen. Im Jahre 1791 tauscht er mit Franz Stadler etwas Wiesland.²⁷

Der letzte Stadler, der in Wittershausen einen Hausteil besitzt und diesen wohl auch zeitweise bewohnt, ist Lehrer Alois Stadler (1829–?). Dieser heiratet 1855 die Guntershauserin Elisabetha Engeler (1819–?). Die beiden werden 1863 nach einer Notiz des Tänikoner Pfarrers Konrad Kuhn «durch das Bezirksgericht von Tisch und Bett getrennt».²⁸ Elisabeth Stadler-Engeler siedelt mit den zwei Töchtern in ihre Heimatgemeinde Guntershausen über; Lehrer Stadler verkauft seinen Hof 1866 dem Deutschen Cornelius Fürst und verlässt Wittershausen; sein weiteres Schicksal ist nicht bekannt. Damit endet die 200 Jahre dauernde Zeit der Familie Stadler in Wittershausen.

Laut Familiennamenbuch der Schweiz sind Stadler sowohl in Aadorf als auch in Guntershausen be-

24 STATG MF 99 52 77 Pfarrbücher Katholisch Aadorf.

25 STATG 1'95'1.

26 STATG 7'47'18 G 12 und G 13.

27 Nater, Aadorf, S. 614.

28 Pfarreiarchiv Tänikon B 5.8.01: Familienbücher und -register der katholischen Bürger, 18.–20. Jahrhundert.

reits vor dem Jahre 1800 verbürgert.²⁹ Alois Stadler von Wittershausen bürgert sich in Aadorf indessen erst 1820 ein.³⁰

Woher stammen die Stadler, die während zwei Jahrhunderten in Wittershausen die Eigenhöfe besitzen? Beim früheren Namenwarr sind Namenänderungen nicht selten. Deshalb scheint es wahrscheinlich, dass die Stadler ursprünglich Stadelmann heissen und von diesem in Wittershausen bereits 1520 bezeugten Geschlecht abstammen. Stadelmann und Stadler bedeuten das Gleiche: Aufseher über herrschaftliche Scheunen (Stadel).

Stammvater der Aadorfer Stadler ist Meinrad Stadler aus Wittershausen, der der Katholischen Kirchgemeinde Aadorf verschiedene Legate vermacht (Wittershausen gehört kirchlich bis 1886 zu Aadorf).³¹ Sein Sohn Alois lässt sich in Aadorf nieder, bürgert sich dort 1820 ein und wird Ortsvorsteher, Gemeinderat und Gemeindeammann. Beim verheerenden Dorfbrand von 1827 verliert Alois Stadler Hab und Gut, gehört aber aufgrund der Schadenssumme augenscheinlich zu den sehr hablichen Brandgeschädigten.³² Die Familie Stadler verbreitet sich in Aadorf rasch: Die Volkszählung von 1859 führt bereits 24 katholische Stadler auf. Im 19. Jahrhundert bekleiden Nachkommen des Alois Stadler in der Gemeinde Aadorf, im Kreis Matzingen und im Bezirk Frauenfeld öffentliche Ämter; der bekannteste ist Regierungsrat Alois Florian Stadler (1823–1879). Dieser ist der Sohn des erwähnten Alois Stadler und der Cäcilia, geb. Gresser. Der spätere Magistrat besucht die katholische Dorfschule und die Sekundarschule Elgg (jene in Aadorf wird erst 1857 gegründet). In Konstanz und Winterthur bildet er sich zum Kaufmann aus. Rasch wächst er in wichtige politische Ämter hinein: Verfassungsrat, Kantonsrat, Bezirksrichter, Notar des Kreises Matzingen, 1861 Regierungsrat (Vorsteher des Militär- und Polizeidepartements). Bei der ersten Volkswahl des Regierungsrats aufgrund der neuen Kantonsverfassung von 1869 wird er nicht mehr gewählt.

Die Wahl ins Obergericht lehnt er ab, übernimmt aber das Präsidium der katholischen Synode. Daneben dient er seiner Heimat- und Wohngemeinde Aadorf als Kirchen- und Schulvorsteher sowie Pfleger der Primar- und Sekundarschule, sodann ab 1873 bis zum Tode als Kassier der Leih- und Sparkasse Aadorf.

Nebst der politischen schlägt Stadler die militärische Laufbahn ein. Als Leutnant nimmt er 1847 am Sonderbundskrieg teil. Stadler bringt es bis zum Bataillonskommandanten im Range eines Oberstleutnants. Aus der 1848 geschlossenen Ehe mit Anna Maria Acklin von Zug – die er während des Sonderbundskriegs kennen lernt – gehen zwei Töchter und drei Söhne hervor; ein Sohn lässt sich als Arzt in Wil nieder.

Alois Florian Stadler stirbt 56-jährig an einer Blutvergiftung, die er sich durch eine geringfügige Verletzung mit einem Nagel zuzieht. Stadler, dessen Vorfahren von Wittershausen stammen, ist in der Thurgauer Kantongeschichte der erste Regierungsrat aus dem Hinterthurgau und bislang der einzige Magistrat aus dem Gebiet der Politischen Gemeinde Aadorf.³³

4.8 Klostervogt Joachim Gründer in Wittershausen

Als umstrittene Persönlichkeit gilt der Tänikoner Klosterverwalter und Wittershauser Lehensbauer Joachim Gründer. Weil nach 1525 die Äbtissin und die meisten Klosterfrauen sich dem neuen Glauben zuwenden und Tänikon verlassen, sehen sich die sieben regierenden eidgenössischen Orte gezwungen, zum

29 Familiennamenbuch, Band 3, S. 1748.

30 Knoepfli, S. 116.

31 Nater, Aadorf, S. 797.

32 MGA-40: Verzeichnis der Brandgeschädigten (Aadorf 29. Oktober 1827).

33 Lebenslauf mit Bild in: Nater, Aadorf, S. 797–799; vgl. Knoepfli, S. 394 und 396, sowie Salathé, S. 245.

Rechten zu sehen. Sie setzen deshalb 1532 Joachim Gründer als Verwalter des Klosters ein. Er muss die Verhältnisse an seinem Wirkungsort bereits vorher gekannt haben. 1535 erhält er für sich und seine Erben von den eidgenössischen Orten den Wittershauser Hof als Erblehen. Der thurgauische Landvogt muss ihm den Hof «nach Landesbrauch und Gewohnheit» gegen den bisherigen Zins verleihen. Dieser besteht aus elf Mütt Kernen, zwei Malter Haber (Wiler Mass), drei Gulden acht Schilling drei Pfennig in Geld, 100 Eiern und drei Hühnern als Grundsteuer. Der Zehnten fällt an das Kirchengut von Aadorf. (Der Zehnten ist ursprünglich eine kirchliche Abgabe. Weil die Wittershauser bis 1886 zu Katholisch Aadorf gehören, ist der Zehnten dorthin abzuliefern.) Von dem eine halbe Juchart grossen Hanfgarten beim alten Haus und von dem Neugrüt im Ölbrunnen nehmen Aadorf und Tänikon den Zehnten gemeinsam. Statt des Heu- und Emdzehntens zahlt der Hof Wittershausen fünf Kreuzer an das Gut des Geistlichen in Aadorf. Zugleich spricht bei der Lehensverleihung die Tagsatzung den Wunsch aus, dass inskünftig nicht so viel Holz zum Schaden des Klosters verschenkt werde.

Sieben Jahre später, am 19. Juni 1542, kann Gründer den Wittershauser Hof um 415 Gulden kaufen. In der Folge erbaut der Eigentümer auf eigene Kosten ein neues Haus. Die ständigen Rückschläge in den Klosterrechnungen geben bald zu Klagen gegen seine Amtsführung Anlass, ohne dass ihm aber Misswirtschaft oder gar Veruntreuung nachgewiesen werden konnte. Während er in der klösterlichen Geschichtsschreibung schlecht wegkommt, bescheinigt ihm Johann Nater aufgrund der Quellen angesichts der schlimmen Zeitumstände eine gute Verwaltung. Gründer legt ab 1544 ein Urbar an, das heisst ein Inventar aller Güter, Grundzinsen und Zehnten des Klosters. Dieses überaus wichtige, verdienstvolle Dokument ist leider nicht mehr vorhanden.

Die eidgenössischen Orte heben das Amt des Klostervogtes 1545 auf, um wegen der prekären

Finanzlage des Klosters sein Gehalt zu sparen. Gründer zieht hierauf selber auf seinen Hof in Wittershausen. Im Jahre 1551 jedoch verkauft Gründer Haus und Hof um 2350 Gulden an seinen Schwiegersohn von Hinwil, wobei er sich eine Leibrente vorbehält. Der Verkaufsgrund ist nicht bekannt; sicher war er im fortgeschrittenen Alter, nach der Klostertradition verarmte er zusehends. Joachim Gründer führte als Klosterverwalter das folgende Amtswappen: in Gold eine Lilie in Silber über einem Kreuz in Silber.³⁴

4.9 Der Hof Hülschbach/Hillisbach

Dieser wahrscheinlich schon im 15. Jahrhundert abgegangene Hof wird stets als zu Wittershausen gehörig betrachtet. Erstmals erscheint Hillisbach in einer Urkunde von 1257 in der Geschichte. Darin übertragen Abt und Konvent von St. Gallen dem neu gegründeten Zisterzienserinnenkloster Tänikon Besitzungen in Tänikon und Umgebung, unter anderem «dezimas quoque de Hillisbach», das heisst alle Zehnten von Hillisbach.³⁵ In einer weiteren, diesmal deutsch geschriebenen Urkunde von 1319 wird der Hof Hillispach genannt.³⁶ Ein weiteres Mal ist von Hillisbach die Rede, als das Kloster Tänikon im Jahre 1331 den dortigen halben Hof vom Kloster Münsterlingen erwirbt.³⁷ Die um 1720 verfasste Tänikoner Klosterchronik vermerkt: «Hillisbach ligt zuo Wittershusen, ist ein gross Feld, so diser Zeit in Wittershuser Hof gehört, und auch ein Theil in Huob Hof zu Guntershausen.»³⁸

34 Nater, Tänikon, S. 175–178; Nater, Aadorf, S. 416–417; Knoepfli, S. 28–30 (Wappenscheibe mit Amtswappen).

35 TUB, Band III, Nr. 379.

36 TUB, Band IV, Nr. 1267.

37 TUB, Band IV, Nr. 1460; Nater, Tänikon, S. 43 und 63; Zehnder, S. 12–13.

38 KBTG Manuskript Y40, S. 1. Zitiert in: Nater, Tänikon, S. 43.

Wann und weshalb der Hof aufgegeben wird, ist nicht bekannt. Jedoch erinnert der Flurname Hülschbach an die abgegangene Siedlung. Ein Lehensbrief von 1834 führt einen Acker im Hillisbach auf.³⁹ Der Übersichtsplan der Ortsgemeinde Guntershausen von 1961 und die Landeskarte der Schweiz von 1966 enthalten die Bezeichnung «Hülschbach», während auf der Landeskarte von 1972 der neue Name «Waldhof» (1967 erbaut) eingetragen ist.

4.10 Wittershauser Leibeigene

Was bedeutet die Leibeigenschaft, die der Thurgau erst 1795 durch Auskaufssummen abschafft? Die Leibeigenen sind an die Scholle der Herrschaft gebunden. In Bezug auf das Heiraten und die Wohnsitzwechsel über die Herrschaftsgrenzen hinaus praktizieren die Thurgauer Klöster seit 1560 eine gegenseitige Freizügigkeit. Die Leibeigenen müssen ihrer Herrschaft Frondienste leisten, das Fasnachtshuhn und die Herbsthenne als Geflügelzins geben und sind im Todesfall den «Fall» schuldig, das heisst das beste Stück Vieh. Fehlt ein solches, schulden die Erben das beste Gewand. Seit 1525 gilt die Bestimmung, dass sich die Herrschaft anstelle von Vieh oder Kleidern mit der Hälfte der Schatzungssumme zufriedengeben kann.

In Wittershausen steht dem Kloster Tänikon das Fallrecht nur für den eigenen Lehenshof zu. Die übrigen Wittershauser Höfe – wie auch Iltishausen und Maischhausen – unterstehen bezüglich Leibeigenschaft dem Kloster Kreuzlingen. Wittershauser Leibeigene erscheinen nur sehr sporadisch in den Urkunden und Akten. So wird im Jahre 1361 der Leibeigene Cuonrat (Konrad) Koffer von Wittershausen mit seiner Frau und weiteren Familienangehörigen erwähnt.⁴⁰ Das Kloster Kreuzlingen bezieht den «Fall» beim Tod von Leibeigenen nicht direkt, sondern die Erben eines Verstorbenen haben die Schuld der viel näher gelegenen Gerichtsherrschaft Aawangen ab-

zuliefern, die ebenfalls Kreuzlingen gehört. Laut Einkünfte-Verzeichnis der Herrschaft Aawangen von 1772 sind folgende Wittershauser «fällig»: Johannes Stadler, Pankraz Stadler und Josef Stadler, während Lehensbauer Konrad Ramsperger Leibeigener des Klosters Tänikon ist.⁴¹ Im Jahre 1785 bezahlt Franz Stadler in Wittershausen für seinen verstorbenen Vater neun Gulden Fallgeld nach Aawangen bzw. Kreuzlingen.⁴²

4.11 Die Fernstrasse über den Tuttwilerberg

Als wichtigste Verbindung zwischen Zürich–Winterthur und Wil–St. Gallen dient bis nach 1850 die Überlandstrasse von Aadorf-Wittershausen über den Tuttwilerberg nach Oberhofen-Münchwilen. Die Strassen im Untertanengebiet Thurgau sind während der Landvogteizeit in notorisch schlechtem Zustand. Insbesondere in Wittershausen und Oberhofen können die steilen Stellen nur mit Vorspann von Pferden bewältigt werden. Schwere Fuhrwerke mit Lasten bis zu 150 Zentnern benötigen die vereinte Zugkraft von bis zu zwölf Pferden. Diese Vorspannpferde stellen lokale Pferdehalter, so auch solche in Wittershausen, wo der Hof Schwager als Station für den Pferdewechsel und für Vorspannpferde dient. Damit ist gewiss eine Einkommensquelle verbunden, und die von 1825 bis 1851 nachgewiesene, indes sicher länger betriebene Wirtschaft hängt zweifellos mit dem Fernverkehr am Aufstieg zum Tuttwilerberg zusammen.⁴³

Nebst der Tuttwiler Strasse hat die Verbindung von Aadorf zum Bild und von dort direkt nach Ifwil-Eschlikon eine gewisse Bedeutung. Dieser ziemlich gerade Verkehrsweg heisst auf Karten und in Akten

39 StATG 7'47'18 G 21.

40 TUB, Band VI, Nr. 2592, S. 162.

41 StATG 7'32'236, S. 23.

42 Nater, Aadorf, S. 371.

43 StATG 4'364'3/4, 4'364'7 und 4'364'11.

Eschliker oder Fischinger Strasse. Daneben besteht vom Städtchen Elgg über Ettenhausen-Tänikon nach Guntershausen-Eschlikon ein Weg, den jedoch Fuhrwerke nicht befahren können.

Als in den 1780er-Jahren die Strasse über Tuttwil wieder einmal einen bedenklichen Zustand aufweist, wollen die St. Galler Kaufleute und eidgenössische Orte diese Verkehrsachse zugunsten der Linie über Frauenfeld und das Murgtal aufgeben. Es sind die Zürcher, die sich diesen Plänen aufs Schärfste widersetzen und damit den Tuttwiler Fuhrleuten den guten Verdienst weiterhin garantieren. Sie rechnen ihren Mitständen vor, die Strecke Winterthur–Aadorf–Tuttwilerberg–Münchwilen sei 13 000 Fuss (rund 4 Kilometer) oder etwa eine Wegstunde kürzer.⁴⁴ Dabei geht es ihnen vor allem um ihre Zolleinnahmen in Elgg. Strassenzölle werden bis 1848, als die neue Bundesverfassung mit solchen altertümlichen Abgaben aufräumt, ebenfalls in Aadorf und Münchwilen erhoben.

Die eidgenössische Tagsatzung beugt sich dem Druck von Zürich. Der Überlieferung nach hat der einflussreiche Obertuttwiler «Rössli»-Wirt Bommer Gesandte der Kantone bestochen.⁴⁵ 1786 bis 1789 wird die Strasse wesentlich verbessert, und die schlimmsten Steigungen werden ausgemerzt, so auch jene durch die «hohle Gass» in Wittershausen. Während das bisherige Steilstück im Hohen Gericht Tuttwil liegt, kommt die neue gestreckte Strasse mit einer Schleife nach Wittershausen ins Gebiet der Gerichtsherrschaft Tänikon zu liegen. Am 19. Mai 1788 stimmt Tänikon, das zusammen mit Fischingen lieber den Bau einer Strasse von Aadorf direkt nach Eschlikon gesehen hätte, der Verlegung laut «Instrument über die Anlage einer neuen Strasse in des Gotteshaus Tänikon Grubholz ob Wittershausen gelegen, dadurch die alte in Hohen Gerichten liegende Landstrasse ausgewichen worden» mit folgenden Bedingungen zu: Der Bau und Unterhalt der neuen Strasse geht jederzeit und auf immer zulasten der Tuttwiler Gemeinden

(Münchwilen, Oberhofen, Holzmannshaus, Krillberg-Buch-Ragatz, Ober- und Untertuttwil); diese Gemeinden haben dem Kloster für den Strassenboden und neue Zäune sechs Louis d'or in bar zu bezahlen (1 Louis d'or = 11 Gulden; der Betrag entspricht 1852 etwa 140 Franken). Beim Ausbau sind in Guntershausen und Wittenwil 70 Haushaltungen frondienstpflichtig, darunter haben 10 Bauern Fuhrdienste zu leisten. In Aadorf werden 77 Haushalte zu Arbeiten und 9 Bauern zum Fahren herangezogen.⁴⁶

Auf diesen Fernverkehr, das sogenannte Zürich- oder Welschlandfahren, haben sich mehrere Flaviler Fuhrunternehmen verlegt, darunter die Familie Steiger. Ein Mathias Steiger (1771–1822) heiratet 1798 Anna Barbara Bommer, Tochter des «Rössli»-Wirts in Obertuttwil. Steiger erwirbt vom Schwiegervater die Wirtschaft samt Bauerngut, fährt selbst nach Zürich und stellt auch Vorspannpferde. Durch Nachtfahren und Pferdewechsel ist es möglich, Waren an einem Tag von Zürich nach St. Gallen (etwa 90 Kilometer) zu bringen. Täglich passiert Wittershausen auch eine vier- bis sechsspännige Eilfuhr von Basel nach St. Gallen. Von den Söhnen Steigers werden Hans Ulrich (1799–1877) und Mathias (1809–1853) Fuhrleute. Der Erstere bleibt in Tuttwil und heiratet Anna Elisabeth Thalmann, Tochter von Kantonsrat Johann Thalmann. Mathias Steiger zieht es nach Flavil zurück; später verunglückt er auf einer Fahrt nach Genf. Die Gebrüder Ulrich und Otto Steiger, vermutlich Söhne von Hans Ulrich Steiger, verkaufen aus nicht bekannten Gründen das «Rössli» 1890 für 67 500 Franken an drei Wängener Bürger.⁴⁷

Der rege Fernverkehr am Tuttwilerberg findet nach rund 70 Jahren ein jähes Ende: Der Bau der Strasse Frauenfeld–Matzingen–Wil 1841–1847, die

44 EA, Band 8, S. 363–365.

45 Geiger, S. 89.

46 StATG 7'47'18; Knoepfli, S. 325.

47 Hofmann, S. 49.

Eröffnung der Bahnlinie Winterthur–Wil 1855 und die neue Strasse Aadorf–Guntershausen–Eschlikon 1862 lassen die mühsame Tuttwiler Strasse als Überlandverbindung zur Bedeutungslosigkeit herabsinken. Der rege Durchgangsverkehr findet auch in der Lokalgeschichte ihren Niederschlag,⁴⁸ und die wehmütige Feststellung des Eschliker Dorfchronisten Paul Geiger ist verständlich: «In der Erinnerung der alten Leute lebt dieser Verkehr als etwas Grossartiges fort, trotzdem andere Strassen des Kantons mehr benutzt wurden.»⁴⁹

5 Vom Lehenshof zum Eigentum

Die politische Umwälzung von 1798 und die Gründung des Kantons Thurgau 1803 wirken sich auf die Lehensverhältnisse noch drei Jahrzehnte kaum aus. Ein nicht datierter, aber in diesen Jahren angelegter Liegenschaften-Kataster der «Gemeinde Tänikon» (ein solches Gebilde umfasst im Gemeindegewirr nach 1800 offenbar für kurze Zeit für bestimmte Bereiche die gleichzeitigen Ortsgemeinden Ettenhausen und Guntershausen) enthält für die fünf Wittershauser Bauern anhand der Vermögensveranlagung folgendes Verhältnis von Eigentum zu Lehensgut (Beträge in Gulden):⁵⁰

	Eigen- gut	Lehens- gut	Total
Johannes Stadler	653	207	860
Anton Schwager	322	–	322
Franz Stadler	695	377	1 072
Alois Stadler	519	–	519
Karl Engeler	161	9 818	9 979
Total	2 350	10 402	12 752

Die Vermögenswerte zeigen: Karl Engeler ist einerseits fast ausschliesslich Lehensbauer und besitzt nur ein kleines Eigentum, andererseits ist er der

eigentliche «Bauer» im Weiler. Von den übrigen vier Wittershausern sind zwei nur Eigengutbesitzer, zwei sind zusätzlich zum kleineren Teil Lehensnehmer vom Kloster Tänikon.

Die Lehensbauern geraten in eine neue Lage, als der Kanton 1831 die Klostervermögen unter Staatskontrolle stellt, 1836 für jedes Kloster einen Verwalter einsetzt und anschliessend mit dem Verkauf vor allem der auswärtigen Klostergüter beginnt. Die Inventaraufnahme 1836 der Klosterhöfe ergibt für den Wittershauser Lehenshof von Johann Schwager eine Gesamtfläche von rund 190 Jucharten (davon sind 42 Jucharten oder 22 % Wald) und eine Gebäudeversicherungssumme von 2750 Gulden. Vergleichsweise kommen die vier Ettenhauser, zwei Ittishauser und acht Aadorfer Lehenshöfe auf eine durchschnittliche Versicherungssumme von je nur 900 Gulden. Der Ittishauser Oberhof ist 33 Jucharten gross, der Unterhof hat im Thurgau 39 Jucharten; auch die Klosterhöfe in Aadorf, Ettenhausen und Guntershausen liegen im Bereich dieser Flächen.⁵¹ Als der Staat diese Höfe verkauft, gilt der Wittershauser Hof 9000 Gulden, während für die übrigen Höfe in der Gerichtsherrschaft Tänikon 2000 bis 3000 Gulden zu bezahlen sind.⁵² Das gleiche Inventar von 1836 zeigt, dass Johann Schwager trotz des umfangreichen Besitzes und der grossen Gebäudesubstanz leicht verschuldet ist. Er hat vom Kloster ein Darlehen von 650 Gulden, Franz Stadler für den viel kleineren Hof ein solches von 1200 Gulden; die übrigen Wittershauser Klosterschulden reichen von 80 bis 400 Gulden.

48 Geiger, S. 88–90; Tuchs Schmid, S. 233–235; Schmid, S. 63–65; Wegmann, Tuttwilerberg, S. 108–110; Wegmann, Wittershausen; Knoepfli, S. 325–330; Nater, Aadorf, S. 486 und S. 695; Nater, Tänikon, enthält keine näheren Angaben über diese Strasse. Die Geschichte des Fernverkehrs über den Tuttwilerberg bedarf einer gründlichen Aufarbeitung.

49 Geiger, S. 90.

50 MGA-32.

51 StATG 7'47'100.

52 Nater, Tänikon, S. 393–396.

Der Staat betrachtet die umfangreichen Kloster-
güter als Gemeineigentum und verfügt entsprechend
darüber. Tänikon ist laut Inventar von 1836 mit 1059
Hektaren das Frauenkloster mit dem grössten Grund-
besitz. Davon sind 204 Hektaren Wiesen, 126 Hekta-
ren Weiden, 608 Hektaren Ackerland, 13 Hektaren
Reben und nur 108 Hektaren Wald.⁵³ Der Ackerbau
ist demnach noch immer viel bedeutsamer als die
Viehhaltung. Die staatliche Klosterverwaltung ver-
kauft die meisten Lehenshöfe in Ettenhausen, Iltis-
hausen, Aadorf, Wittershausen, Guntershausen und
Maischhausen in den Jahren 1837 bis 1840. Nicht
immer können die bisherigen Lehensbauern ihre
Höfe erwerben, und ehemalige Lehensbauern müs-
sen als nachmalige Hofeigentümer ihr Gut wieder
verkaufen.

Der bisherige Lehensbauer Johann Schwager in
Wittershausen kauft seinen Hof wie folgt:⁵⁴
Vertragsabschluss: 22. Juli 1840
Verkäufer: Verwaltung des Klosters Tänikon (= Kan-
ton Thurgau)
Kaufpreis: 9000 Gulden Thurgauer Valuta
Kaufobjekt: Haus, Scheune, Stallung, Schopf, Trot-
tengebäude und Torkel, nebst vier Standen, mit Vor-
behalt des bisherigen Druckrechts

An Wiesen:

1. Zirka 2 Vierling Garten vor dem Haus
2. Zirka 1 ½ Vierling hinter dem Haus
3. Zirka 2 Vierling unter der Trotte
4. Zirka 1 Juchart in der Rossweid
5. Zirka 6 Juchart in der Wies
6. Zirka 13 Vierling im Rietli

An Ackerfeld:

7. Zirka zwei Vierling im Hanfacker
8. Zirka 14 Vierling in der Kalberweid
9. Zirka 3 Juchart im Wiesental
10. Zirka 4 Juchart im Einfang
11. Zirka 20 Juchart in der Grueb

An Holz und Boden:

12. Zirka 10 Juchart in der Grueb
13. Zirka 2 Juchart im Ölbrunnen

An Reben:

14. Zirka 6 Vierling im Wittershauser Berg

Bedingungen (Auszug):

Das Verkaufte ist grundzins- und zehntenfrei. Die
Kaufsumme ist zu 4 ½ % ab Lichtmess 1841 zu ver-
zinsen.

Anstösser:

Alois Stadler und der verstorbene Franz Stadler in
Wittershausen; Jakob Sigfried und Gebrüder Frei in
Tuttwil.

Mit Kaufvertrag, ebenfalls vom 22. Juli 1840, erwirbt
Johann Schwager, nachdem er an der Gant vom
11. Juni 1840 den Zuschlag erhielt, folgende Grund-
stücke:

- 1 Juchart à 40 000 Quadratschuh Wiese in der Wies
- 1 Juchart à 40 000 Quadratschuh Wiese allda
- 1 Juchart à 40 000 Quadratschuh Wiese allda
- 1 ½ Vierling à 14 000 Quadratschuh Wiese im Sezeli
- 5 Vierling à 50 000 Quadratschuh Acker im Büel

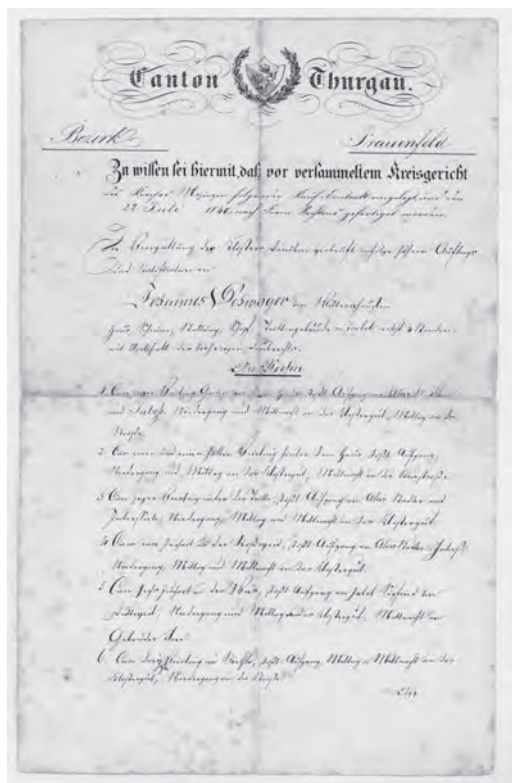
Zahlungsweise: in zehn Jahresterminen, ab Martini
1840, Zins 5 %.

Am 22. November 1845 kauft Johann Schwager
zusammen mit Anton Engeler, Guntershausen, Alois
Künzle, Aadorf, und Josef Wild, Matzingen, das
Heimwesen von Josef Anton Isenegger (Eisenegger),
Schuster, in Maischhausen. Es handelt sich um einen
Konkursverkauf, denn als Verkäufer tritt der Gemein-

53 Zehnder, S. 40.

54 STATG 7'47'85; Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager;
Nater, Tänikon, S. 394.

Abb.41: Der bisherige Lehensbauer Johann Schwager kauft im Jahre 1840 dem Kanton Thurgau den klösterlichen Hof für 9000 Gulden ab (1. Seite des Vertrags).



derat Aadorf auf. Die Käuferschaft hat als Kaufpreis alle Schulden und Gebühren im Betrag von 1118 Gulden zu übernehmen.⁵⁵ Das weitere Schicksal dieses kleinen Bauerngutes ist nicht bekannt.

Eine Inventaraufnahme von 1845 gibt einen umfassenden Einblick in den grossen landwirtschaftlichen Haushalt und Betrieb der Familie Schwager vor über 160 Jahren. Am 9. Januar 1845 stirbt Johann Schwagers Frau Maria Anna Hilber. Da die Verstorbene aus erster Ehe mit dem vorherigen Lehensbauern Johannes Engeler eine minderjährige Tochter namens Johanna Engeler hat, wird von Amtes wegen ein genaues Inventar aufgenommen. Dieses umfasst

sämtliches bewegliches und unbewegliches Vermögen irgendwelcher Art und reicht von den landwirtschaftlichen Geräten über die Most- und Weinfässer in den Kellern bis zu den acht Stabellen in der Wohnstube, die zugleich als Wirtelokal dient. Witwer Johann Schwager ist dem Viehstand nach noch ganz Ackerbauer. Denn im Stall stehen nur ein einjähriges Füllen, ein altes Pferd, fünf Ochsen von brauner Farbe, eine Kuh und zwei Rinder. Den Aktiven von 13 737 Gulden stehen Passiven von 12 007 gegenüber (davon ein Darlehen inkl. Zins der Tänikoner Klosterverwaltung von 9450 Gulden). Die Stieftochter erhält die «Brautfahrt» (Möbel und Wäsche) ihrer Mutter, sodann 800 Gulden in bar vom Vermögen von 1729,40 Gulden und das Wohnrecht beim Stiefvater, solange sie ledig ist.⁵⁶

Als der Thurgauer Grosse Rat 1848 auch das Kloster Tänikon aufhebt und Gelegenheit besteht, Rechtsansprüche an die früheren Klöster geltend zu machen, wenden sich die vier Wittershauser Jakob Stadler, Johann Schwager, Jakob Schwager und Josef Stadler gemeinsam mit folgendem Begehren an die Kloster-Liquidationskommission: Sie fordern vom Staat als Rechtsnachfolger des Klosters die nötigen Teuchel für ihre Brunnenleitung oder als Ersatz eine angemessene Entschädigung. Ihr Rechtsanspruch gründet sich «auf die seit urdenklichen Zeiten freie und ungehinderte Ausübung dieses Anspruchs; denn so oft es das Bedürfnis erheischte, so ward uns durch den jeweiligen Forster des Klosters die nötigen Stücke ausgeliefert, und zwar im Jahr 1840 das letzte Mal». Die Klosterliquidations-Kommission weist die Eingabe mit der Begründung ab, durch die Güterverkäufe in den Jahren 1837 bis 1839 hätten sich die alten Rechte und Pflichten des Klosters verjährt.⁵⁷

55 Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager.

56 Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager.

57 Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager.

6 Der Weiler in den letzten 150 Jahren

6.1 Einwohner und Haushalte

Die Statistiken weisen für Wittershausen folgende Anzahl Personen und Haushalte aus:⁵⁸

Jahr	Personen	Haushalte
1608	10	2
1688	30	6
1772	19	?
1837	?	5
1880	17	4
1910	24	5 (in vier Häusern)
1962	21	5 (in vier Häusern)
2000	15	5 (in fünf Häusern)

6.2 Der Weinbau

Die Urkunde aus dem Jahre 894, die Wittershausen erstmals erwähnt, führt gleichzeitig in diesem Weiler einen Weingarten auf, der der Kirche Aadorf abgabepflichtig ist.⁵⁹ Während Jahrhunderten besitzen und pflegen die Wittershauser Bauern eigene Reben, wofür sie dem Kloster Tänikon einen Zehnten abliefern müssen. Ein Stück Rebland liegt auf einer kleinen rundlichen Bodenerhebung westlich des Weilers und besteht bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Daran erinnert der inzwischen nicht mehr gebräuchliche Flurname Alti Räbe. Ein Jahrhundert länger haben die Reben oberhalb des Lehenshofs Bestand. Laut Lehensbriefen und Inventaren verfügt der Lehensbauer zwar über den Hauptteil der Rebfläche. Die Eigenhofbesitzer (Stadler und Schwager, «Haneslis») haben teils im Wittershauserberg (und zwar innerhalb des Rebareals des Lehenshofbauers), teils im Guntershauserberg Reben. Im Jahre 1788 wird die neue Überlandstrasse durch diesen Rebberg angelegt. Noch die topografische Karte von 1883 enthält Rebflächen

beidseits dieser Strasse. 1912 ist südöstlich der Strasse zwischen dem Hof Schwager und dem Wald ein schmaler Streifen bestockt; der Rebbaub wird indes offensichtlich kurze Zeit später aufgegeben.

Seit altersher gehört zum Lehenshof eine Trotte, in der auch die anderen Wittershauser ihre Trauben gegen Entgelt pressen können. An diese Einrichtung erinnert der Flurname Trottegarten. Welchen Wein pflegen und trinken die Wittershauser? Es dürfte sich wie in den umliegenden Weingärten um die Weissweinsorte Ebling handeln. Rotwein gilt im Thurgau bis um 1950 als Rarität. Die Hauptgründe für den allgemeinen Rückgang und die Aufgabe des Weinbaus nach 1900 sind zur Genüge bekannt: die kleine «Eiszeit» vor der Jahrhundertwende, Einfuhr billiger ausländischer Weine und Rebkrankheiten.

6.3 Vom Dreizelgensystem zur Milchwirtschaft

Die altertümliche Dreizelgenwirtschaft mit dem überwiegenden Ackerbau ist auch in Wittershausen bis nach 1850 das bestimmende Wirtschaftssystem. Auf diese lange Epoche gehen die sehr zahlreichen Flurnamen mit der Endung «-acker» zurück, die zum Teil später durch «-wiese» ersetzt werden. Die Umstellung auf Viehwirtschaft verbunden mit Obstbau setzt sich nur langsam durch. Noch lange halten die Landwirte Kühe bloss für die Selbstversorgung. Zum Beispiel haben die etwa 100 Guntershauser Haushalte laut Viehzählung von 1862 insgesamt nur 95 Kühe (wovon 50 reine Milchkühe und 45 auch als Zugtiere verwendete

58 Nater, Aadorf, S. 612; Pupikofer, S. 274; Thurgauische Ortschaftsstatistik, S. 25; Kanton Thurgau, S. 44; Geographisches Lexikon der Schweiz, S. 690; Mitt. Einwohneramt Aadorf, 21. Juli 2000.

59 Vergleiche Anmerkung 6, «ipsam vineam, que ibi plantata est».

Kühe), dagegen 61 Zugochsen und 41 Ziegen, aber bloss 8 Zuggpferde und 13 Mastschweine.⁶⁰ Damals bilden Bauern mit mehr als einer Kuh die Ausnahme, und die Ziege ist typischerweise die Milchlieferantin der armen Leute. Die Milchviehhaltung kommt erst am Anfang des 20. Jahrhunderts auf.

In den Jahren um 1910 herrscht zwischen Wittershausen und dem Fohrenberg ein eigentliches Bau- fieber. In kurzer Zeit entstehen die Bauernhöfe Waldegg und Blumenau sowie die Käseerei Wiesental. Bauen bedeutet damals weitgehend Handarbeit durch Italiener, und diese müssen in der Nähe der Baustellen Kost und Logis haben. Von dieser Baukonjunktur profitieren auch die zwei Wittershauser Landwirte Tobias Thurnheer (mittlerer Hof) und Johann Feuz (unterer Hof), die zum Beispiel im Sommer 1911 sieben bzw. zehn italienische Bauarbeiter einquartiert haben.⁶¹

Im Jahre 1911 erbaut Arnold Oberholzer die Käseerei mit Schweinestall im Wiesental. Dies veranlasst verschiedene umliegende Landwirte zu einer Art intensiveren Milchwirtschaft. In den 1910er-Jahren beschäftigen Ernst Pfäffli, Waldegg, Ulrich Kürsteiner, Blumenau, Tobias Thurnheer und Johann Feuz, beide Wittershausen, Dienstknaben oder Knechte.⁶² Aus der Käseerei wird 1936 eine Milchsammelstelle. In den 1950er-Jahren zählt diese den Höchstbestand von zehn Milchlieferanten: drei in Wittershausen (Schwager, Lanz und Beer), zwei in der Schüür (Zeller und Krapf), je einer in der Friedau (Stettler), Waldegg (Weidmann), Sunehalde (Kressibucher), Blumenau (Schenk) und Bildacker (Hasler). Die Milch geht in die Käseerei Aadorf, nachher in jene von Guntershausen, wird aber nicht zu Käse verarbeitet. Milchabnehmerin ist zeitweise die Milchpulverfabrik Sulgen. Zurzeit sind im Umfeld von Wittershausen der Waldhof (Wendelin Halser) und die Betriebsgemeinschaft Blumenau/Bildacker (Emil Schenk und Andreas Hasler) die einzigen Milchwirtschaftsbetriebe. Deren Milch wird auf dem Hof abgeholt, die Milchsammelstelle Wiesental gibt es seit Längerem nicht mehr.

Jahrzehntelang wird in Wittershausen nur Johann Schwager – und seine bäuerliche Nachkommenschaft – als «Bauer» bezeichnet. Heimsticker ist insbesondere Emil Fürst, aber auch Johann Feuz im unteren Wittershauser Hof. Beide Sticker beschäftigen zwischen 1905 und 1910 verschiedentlich Fädlerinnen.⁶³ Auch arbeiten im Jahre 1886 Wittershauser Kleinbauern in der Tonwarenfabrik und in der Gutswirtschaft Tänikon. Ihre Höfe sind gegenüber dem früheren Lehenshof deutlich kleiner. Dies zeigt bereits die Vermögensveranlagung nach 1800 klar (siehe Abschnitt 5 Vom Lehenshof zum Eigentum). Zeitweise haben diese Kleinbetriebe sogar Grundstücke vom Klosterhof zu Lehen. Aufschlussreich bezüglich Grösse und Wert der Häuser und Scheunen sind die Brandassekuranzregister von 1852 und 1895:⁶⁴

	1852 (Gulden)	1895 (Franken)
oberer Hof	10 900	18 100
(Schwager, «Bauer»)		
mittlerer Hof:		
– Östlicher Teil	1 000	1 200
– Mittlerer Teil	1 000	1 800
– Westlicher Teil	1 800	7 000
unterer Hof	3 200	7 000

Somit weisen der untere Hof und der westliche Teil des mittleren Hofes – der erhalten bleibt, aber mehrmals umgebaut wird – eine mittlere Grösse auf. Die kleinsten Höfe und Wohnstätten werden aufgegeben, als um 1900 in den grösseren Ortschaften wie Aadorf und Winterthur Industrie- und Gewerbe- arbeitsplätze entstehen, was die Wohnsitzaufgabe in Wittershausen nach sich zieht. Der Lehenshof des

60 OGG-240.

61 MGA-73.

62 OGG-10.

63 OGG-10.

64 STATG 4'272'2 (1852) und 4'272'5 (1895).

Klosters und offenbar der untere Hof werden nie geteilt, während der mittlere Hof im 19. Jahrhundert drei Haushalte umfasst.

Bis über die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts bewirtschaftet Engelbert Schwager-Müller seinen grossen Milchwirtschaftsbetrieb mit Hilfe seiner ledigen Geschwister und seiner beiden Söhne. Er selbst ist mit zahlreichen Ämtern stark ausgelastet. In der gleichen Zeit bewirtschaftet Andreas Beer während über drei Jahrzehnten einen Vollerwerbsbetrieb, während Otto Lanz einen Kleinbetrieb (90 Aren) hat und deshalb auswärts arbeitet. Rudolf und Friedrich Schwager kaufen 1966 bzw. 1975 diese Betriebe auf. Beide legen mit Erfolg grossen Wert auf eine leistungsfähige Kuhherde. Die Milchwirtschaft mit Aufzucht und Kälbermast kann durch den Erwerb der zwei erwähnten Nachbarbetriebe sowie durch den Scheunenneubau von 1969 ständig ausgedehnt werden. Der Höchstbestand umfasst in den 1980er- und 1990er-Jahren 54 Kühe, 20 Aufzuchttrinder und bis zu 25 Mastkälber. Die maximale Milchmenge beträgt 300 000 Liter; das Milchkontingent 240 000 Liter, der Rest wird über die Aufzucht und die Mast verwertet.⁶⁵

2009 bestehen in Wittershausen die Landwirtschaftsbetriebe von Friedrich Schwager-Frei und Pius Schwager-Hollenstein. Sie betreiben Milchwirtschaft mit etwas Obstbau und Ackerbau (Silomais und Weizen); Friedrich Schwager hält zusätzlich Pensionspferde.

Die zwischen 1910 und 1960 in der ganzen Munizipalgemeinde Aadorf durchgeführten Güterzusammenlegungen verändern die Landbewirtschaftung und das Landschaftsbild einschneidend. Hauptmerkmale sind die Trockenlegung von Rieten, neue Flurstrassennetze, deutlich grössere Parzellen und neue sogenannte Siedlungen ausserhalb der alten Dörfer und Weiler. Im Umland von Wittershausen entsteht 1941 im Bildacker der neue Hof von Karl Hasler-Koster, 1967 der Waldhof von Josef Hasler-Baumgartner.

6.4 Strassen

Nordwestlich von Wittershausen, in der Underlööre, befindet sich eine uralte Weggabelung. Anderswo heisst eine solche «Hand», weil sich fünf Strassen kreuzen. Vorliegend sind es die Verbindungen nach Aadorf (über den Bohl), Tänikon (jetzt Grundstrasse), Eschlikon-Fischingen (Eschliker oder Fischinger Strasse), Tuttwil (Fernstrasse Winterthur–Wil) und nach Wängi. An dieser Kreuzung steht wohl seit dem späten Mittelalter ein Kreuz. Der erste Villmerger Krieg (1656), in dem die reformierten und katholischen Orte um die Vorherrschaft in der Eidgenossenschaft rangen, wirkte sich bis nach Tänikon aus. Elgg und Frauenfeld wurden in die Kriegshandlungen verwickelt, und die Tänikoner Klosterfrauen flüchteten nach Wil. Wie gross der Glaubenshass auch im Volke geschürt wurde, zeigte sich darin, dass Evangelische am 22. März 1656 dieses Wegkreuz zerstörten.⁶⁶

Der in früheren Jahrhunderten wichtigste Weg führt nach Aadorf, wohin Wittershausen bis 1886 pfarrgenössig bleibt. Daran erinnert der abgegangene Flurname Kirchweg (auch in Ettenhausen gibt es diesen Flurnamen an der Strasse nach Elgg, wohin die Ettenhauser bis zur Reformation kirchlich gehören). Dieser Kirchweg verläuft von den unteren Häusern in Wittershausen zur Rietwiese über das Nachtweidli zum Scheinacker in der Underlööre, wo er in die Landstrasse Aadorf–Tuttwil übergeht. Im Jahre 1888 bildet dieser Weg Gegenstand eines Flurstreits. Weil die Wittershauser ab jenem Jahr zur Kirchgemeinde Tänikon gehören, hebt die Flurkommission der Munizipalgemeinde Aadorf diesen Kirchweg als öffentlichen Durchgang auf.⁶⁷

65 Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager, Hofchronik Wittershausen.

66 Nater, Aadorf, S. 535.

67 Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager, Entscheide Flurkommission Aadorf 1888.

Spätestens seit dem 16. Jahrhundert, als Wittershausen zu Tänikon kommt und dorthin zehntenpflichtig wird, dürfte eine befahrbare Verbindung direkt zum Kloster bestehen. Im Jahr 1886 wollen betroffene Landbesitzer diesen Weg zum Teil in die östlich verlaufende Gemeindestrasse nach Guntershausen verlegen. Die Wittershauser wehren sich dagegen, weil der direkte Weg nach Tänikon neuerdings gleichzeitig der Kirchweg sei und ihre Kinder in Tänikon am Mittwoch den Religionsunterricht und am Sonntag die Christenlehre zu besuchen hätten. Zudem seien «mit Ausnahme einer Familie die Bewohner genötigt, dem täglichen Verdienste nachzugehen, den sie Jahr aus und Jahr ein entweder in der Ziegelfabrik oder auf dem Gute finden». Die Flurkommission Aadorf entscheidet, dass der bisherige Weg beibehalten wird.⁶⁸ Dieser Tänikoner Kirchweg besteht um 1910 noch durchgehend, zwei Jahrzehnte später dient er offensichtlich nur noch der Landbewirtschaftung im Altkloster. Seit der engeren schulischen, kirchlichen und allmählich wohl auch wirtschaftlichen Verbindung zu Guntershausen, die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erfolgt, besteht eine Gemeindestrasse nach dem Dorf. Damit verliert der nordwestlich davon verlaufende Weg nach Tänikon an Bedeutung, obschon sich Engelbert Schwager noch 1939 an einer Guntershauser Gemeindeversammlung für dessen Beibehaltung einsetzt. Zurzeit besteht keine direkte durchgehende öffentliche Verbindung in Form einer Flurstrasse oder eines Fusswegs zwischen Wittershausen und Tänikon. Anlässlich der Güterzusammenlegung wird die Gemeindestrasse (Lehbergstrasse), die bislang zwischen dem unteren und mittleren Hof verläuft, 1942 gestreckt und auf die Ostseite dieser Liegenschaften verlegt. Die Staatsstrasse Aadorf–Tuttwil wird 1956–1958 mit einem Teerbelag versehen; 1966 erfolgt der Vollausbau.

Beim Bau der Verbindungsstrasse 1932 durch den Rütistall nach Tuttwil haben die Gebrüder Hermann und Engelbert Schwager drei Aren Wiese im

Büel abzutreten. Eigentümerin und Bauherrin der Strasse ist die Ortsgemeinde Guntershausen, die für den Strassenbau Kies aus der Staatsgrube Hüenerholz verwendet. Der Grund für diesen Strassenbau liegt darin, dass diese neue Verbindung gegenüber der bestehenden Strasse nach Tuttwil für die Fuhrwerke eine geringere Steigung aufweist.⁶⁹

6.5 Elektrisch

Die Erschliessung von Wittershausen mit Strom erfolgt von Aadorf her 1920. Der Verlegung der langen Freileitung gehen 1919 umfangreiche Verhandlungen voraus. Vertragspartner sind das Elektrizitätswerk Aadorf einerseits, Johann Schwager, Wittershausen, und die Elektrizitätskorporation Wittershausen-Blumenau andererseits. Der Korporation gehören Johann Tobler, Blumenau, Ernst Pfäffli, Sommerhalde (jetzt Waldegg), Hans Oppikofer-Möri, Käserei Wiesental, sowie Johann Feuz und Otto Lanz in Wittershausen an. Laut Vertrag vom 18. Oktober 1919 mit dem Elektrizitätswerk Aadorf haben die sechs Wittershauser gegenüber den Strombezügern in Aadorf pro Kilowattstunde einen Zuschlag von fünf Rappen zur Deckung von vermehrten Leitungsverlusten und als Beitrag an die höheren Leitungsunterhaltskosten zu bezahlen. Vertragsartikel 7 bestimmt: «Die Interessenten beschaffen dem Elektrizitätswerk Aadorf eine schriftliche Erklärung der Ortsgemeinde Guntershausen, wonach diese dauernd auf die Stromlieferung nach Wittershausen verzichtet.»⁷⁰ Eine solche Erklärung können die Wittershauser in dieser absoluten Form nicht beibringen. Guntershausen behält sich vor, für neue Häuser oder Gewerbebetriebe in beste-

68 Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager, Entscheide Flurkommission Aadorf 1886.

69 OGG-9.

70 OGA-256.

henden Bauten fallweise eine Bewilligung für die Stromlieferung durch Aadorf zu erteilen sowie allenfalls die Freileitung von Aadorf nach Wittershausen zu erwerben. Diese Vorbehalte wurden indessen bislang nie geltend gemacht. Die Bauabrechnung ergibt Nettokosten von Fr. 10860.– gegenüber dem Kostenvoranschlag von Fr. 10000.–. Davon übernimmt Johann Schwager aufgrund eines recht komplizierten Verteilschlüssels Fr. 4672.– durch Barzahlung. Für das Restbetreffnis von Fr. 6188.– muss die Elektrizitätskorporation Wittershausen-Blumenau bei der Thurgauer Kantonalbank ein Darlehen aufnehmen.⁷¹ Aus heutiger Sicht lassen sich die Wittershauser die Stromversorgung eine enorme Summe kosten.

Guntershausen-Maischhausen verfügt bereits seit 1908 über Strom; Aadorf seit 1905, Ettenhausen seit 1912 und Ittishausen ab 1922.⁷²

6.6 Wasser

Die Abhänge des Tuttwilerbergs gelten auch im Gebiet Wittershausen als quellenreich. Eine Untersuchung ergab 1913 in der Nähe von Wittershausen acht Quellen, von denen vier gefasst waren. Eine davon wurde nach der Sunehalde abgeleitet. Im Büelwald fand sich eine Quelle mit 105 Minutenlitern, die die Wasserversorgung Maischhausen speist. Die ergiebigste Quelle mit 250 Minutenlitern entsprang im Hepsach und versorgte die Ortschaft Guntershausen mit Wasser.⁷³ Die Gewässerschutzkarte des Kantons Thurgau von 1988 führt folgende gefasste Wasservorkommen auf: Im Gebiet Nachtweid/lifang: zwei gefasste Quellen mit mittlerer Schüttung von 6 bis 25 Litern pro Minute; im Gruebholz: eine gefasste Quelle mit mittlerer Schüttung von ebenfalls 6 bis 25 Litern pro Minute; oberhalb der Weiler und Gehöfte Schüür, Breitelloo und Wiilhof: sieben gefasste Quellen mit sehr unterschiedlichen Schüttungen; unterhalb der Sunehalde und der Schüür befinden sich

zwei Grundwasserfassungen mit Entnahmemengen von je 251 bis 1000 Litern pro Minute. Für die Trink- und Brauchwasserversorgung verfügt der Weiler deshalb seit alters her über eigene Quellen. Für den Betrieb Schwager wird im Jahre 1911 im Gruebholz eine neue Brunnenstube für zwei Quellen erstellt; die Leitung wird 1947 im Wald in Eternit und in der Flur in Guss erneuert; im Hofareal erfolgt die Leitungssanierung 1990.

Ein erster Hinweis auf einen Feuerschutz datiert von 1808, als das Kloster Tänikon eine Feuerlöschspritze anschafft und nebst Ettenhausen, Ittishausen, Guntershausen und Maischhausen auch Wittershausen «in das gemeinsame Teilhaberrecht eintreten» lässt.⁷⁴ Damals scheint ein Feuerweiher, der östlich der drei Häuser liegt und vom vorbeifliessenden Löörebach gespiesen wurde, angelegt worden zu sein. Denn ohne eine Wasserbezugsmöglichkeit hätte das Anrecht auf die Spritzenmitbenützung keinen Sinn gehabt. Diese Anlage wird nach jahrelangem Hin und Her um 1940 von 60 m³ auf 89 m³ vergrössert, vermag aber den Brandschutz auf Dauer für die drei Höfe nicht zu gewährleisten. Dieser Mangel und die sehr trockenen späten 1940er-Jahre veranlassen die Behörden und alle Wittershauser Landwirte – die Quellen der Betriebe Lanz und Beer im Berg sind fast versiegt – 1949 zum Anschluss an die Obertuttwiler Wasserversorgung. Diese hat unterhalb des Gehöftes Schüür ein Grundwasservorkommen erschlossen. Die 100er-Leitung vom Schaubüel nach Wittershausen besteht teils aus Eternit und teils aus Guss. Die Grabarbeiten erfolgen damals von Hand. Fortan gewährleisten im Weiler drei Hydranten die Löschwasserversorgung. Der Feuerweiher wird aufgehoben.

71 OGA-257.

72 Hürlimann, Elektra-Genossenschaft; Hürlimann, Ettenhausen, S. 86–88; Knoepfli, S. 203–206.

73 Engeli, S. 73–74 und Anhang 7.

74 Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager; Nater, Tänikon, S. 372.

Die Guntershauser Ortsbehörde beantragt der Gemeinde, den drei Wittershauser Landwirten an ihre enormen Auslagen 1500 Franken zu vergüten. An der Gemeindeversammlung vom 29. März 1950, an der seit zwei Monaten amtierende Ortsvorsteher Engelbert Schwager als Betroffener in den Ausstand tritt, gehen die Wogen hoch. Der Wittershauser Landwirt Andreas Beer beantragt gar 2000 Franken Gemeindebeitrag, während die Maischhauser, die Wittershausen gerne an ihr Hydrantennetz angeschlossen hätten, jegliche Subvention ablehnen. Nach der sehr regen Diskussion setzt sich der Antrag der Ortskommission – 1500 Franken Gemeindebeitrag – mit 74 Ja zu 25 Nein deutlich durch.⁷⁵ Im 19. und 20. Jahrhundert ist Wittershausen nie von einem grösseren Brandunglück heimgesucht worden.

Über eigenes Wasser verfügen nach wie vor die Blumenau und der Bildacker. Im Jahre 1964 sucht die Wasserkorporation Guntershausen Wasser in der Münzrüti und wird fündig. Sie erstellt einen etwa 5 Meter tiefen Schacht und macht Pumpversuche mit einem Ergebnis von 80 Minutenlitern. Das Wasser bleibt jedoch aus unbekanntem Gründen ungenutzt. Aus diesem Schacht werden nun zwei Weidbrunnen für die Betriebe Pius Schwager und Wendelin Hasler gespiesen. An Weidbrunnen führt die Hofchronik Wittershausen folgende auf: «Trabers Brunnen», 1945 in der Kalberweid besser gefasst; «Rietli», seit den 1920er-Jahren; Weidbrunnen für Paul Hasler; «Tasche, Riet», erstellt 1989; «Berg/Kalberweid-Brunnen», sanierungsbedürftige Quelle des Betriebs ehemals Beer; «Wies und Rossweid», 1990 erstellt; «Brunnen in der Grub».

6.7 Der Hof Schwager, «Bauer»⁷⁶

Vom Lehensbauer (ab 1834) und Hofeigentümer (seit 1840) Johann Schwager-Hilber bzw. -Baumberger (1804–1870), der bei der Volkszählung 1860 als Ne-

benberuf Viehhändler angibt, geht der Betrieb von den Erben 1883 an seine Söhne Karl und Johann Schwager über. Karl verkauft kurz vor seinem Tode seinen Anteil seinem Bruder zum Preis von 10000 Franken, in bar auf Lichtmess 1911 auszahlbar, mit Zins 4 % ab Martini 1910. Zudem erhält Karl vertraglich das Wohnrecht in seinem Elternhaus. Zu diesem Zeitpunkt ist der Betrieb von Johann Schwager (1850–1921) mit folgenden drei Schuldbriefen belastet: Fr. 26000.– bei der Thurgauer Finanzverwaltung, Fr. 4500.– bei der leiblichen Schwester Marie und Fr. 3500.– bei der Kirchgemeinde Tänikon. Witwe Karolina Schwager-Fink und ihre direkten Nachkommen Johann Cölestin Schwager-Bommer, Landwirt in Wängi, Karl Otto Schwager, Landwirt in Wittershausen, Ida Meienberger-Schwager, zum Freihof, Stehrenberg-Märwil, und Lina Schwager, Wittershausen, treten im Jahre 1924 den Hof den beiden Miterben Engelbert und Hermann Schwager für 80000 Franken ab. Der Betrieb besteht – rund zwei Jahrzehnte vor der Güterzusammenlegung – aus nicht weniger als 24 Parzellen, wovon 2 mit nur vier Aren Fläche! Engelbert Schwager wird 1944 Alleineigentümer. Im Jahre 1963 übergibt er den Betrieb an seine beiden Söhne Rudolf und Friedrich Schwager. Diese erwerben 1966 den Hof von Andreas Beer und 1975 jenen von Otto Lanz. Die letzte Änderung datiert von 1997: Friedrich und Rudolf Schwager teilen den Hof auf. Dabei übernimmt Friedrich Schwager-Frei das Haus ehemals Beer und Rudolf Schwager-Lehner nebst dem früheren Lehenshof das Haus ehemals Lanz. Gleichzeitig übergibt Rudolf Schwager seinen Hof mit den zwei Häusern seinem Sohn Pius Schwager-Hollenstein; Rudolf Schwager nimmt im Hause ehemals Lanz Wohnsitz.

75 OGG-2, 29. März 1950.

76 StATG 4'272'1–8; StATG 5'955'0, Bände 18/18–21; StATG 7'47'18 G 18–21; MGA-32, MGA-38, MGA-39; Grundbuchamt Aadorf (Handänderungen); Hinweisinventar Thurgau; Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager; Mitt. Rudolf und Friedrich Schwager.

6.7.1 Wohnhaus und Scheune bis um 1870

Im Lehnbrief des Klosters von 1788 heisst es bezüglich Haus und Wirtschaftsgebäuden: «[...] so alles im Anfang der 1760iger Jahre von Grund auf neu erbaut worden». ⁷⁷ Die genaue Bauzeit und exakten Kosten enthält die Tänikoner Klosterrechnung von Johanni (24. Juni) 1764 bis Johanni 1765: «Das Haus zu Wittershausen in allem gekostet 1676 Gulden, 11 Bazen, 2 Kreuzer und 2 ½ Pfeninge.» ⁷⁸ Und die Klosterrechnung 1763–1764 vermerkt die Erbauungszeit und ebenfalls die Kosten der freistehenden Scheune: «Die Schür zue Wittershausen hat gekostet 1500 Gulden und etwas Ungrats.» ⁷⁹ Danach stammt die Scheune aus dem Jahre 1764, das Haus von 1765, wobei das Wohn- nur geringfügig teurer als das Wirtschaftsgebäude war. Haus und freistehende Scheune erstellt das Kloster als Fachwerkbauten (Riegel) und deckt sie mit Ziegeln, was in jener Zeit für Bauernhöfe eine Ausnahme ist. Das stattliche Wohngebäude ähnelt bemerkenswert dem Lehenshaus des Iltishäuser Oberhofs. Auch dieses Haus wurde nie mit einem Wirtschaftsgebäude zusammengebaut. Da sich in den Akten des 19. Jahrhunderts kein Hinweis auf einen Neubau findet, hat das Kloster den Oberhof in Iltishausen vermutlich ebenfalls in der Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut. Das Jahr 1841 auf dem Türsturz des traufseitigen Eingangs bezieht sich offenkundig auf einen Umbau. Dabei hat der damalige Besitzer und Wirt Josef Schwager die Harmonie dieser siebenachsigen Front zerstört. Denn er baute den neuen Eingang nicht einmal in der Mitte, sondern im zweiten Fenster von links ein. Wie in Wittershausen dürfte sich die ursprüngliche Eingangstüre auf der Giebelseite befunden haben. ⁸⁰

Die amtliche Inventaraufnahme von 1845 für das Wittershäuser Schwager-Haus enthält auch ein genaues Verzeichnis der Gebäulichkeiten mit den einzelnen Räumen und Zweckbestimmungen. Das Haus umfasste damals folgende Räume:

Erdgeschoss: Gang, Wohnstube, Nebenstube, Küche, Untergaden (für Werkzeuge und kleinere Geräte), Werkstatt;

Obergeschoss: Gang, Branntweinkammer, Stubenkammer, Knechtenkammer, mittlere Kammer, hintere Kammer, Grümpelkammer;

Dachgeschoss: Schütte, obere Schütte;

Untergeschoss: Weinkeller, hinterer Keller.

An Ökonomiegebäuden zählt das Inventar auf: erste Scheune, erster Schopf, zweite Scheune, dritte Scheune, Trotte, hintere Scheune, zweiter Schopf, Stall, Schweinestall.

Im Volksmund hat sich die Erinnerung an die Wirtschaft im Hause Schwager erhalten. In den kantonalen Registern über die Wirtschaftsabgaben sind folgende Gastwirte in Wittershausen aufgeführt: 1825 Schenkwirtschaft («Schenken» durften nur selbst hergestellte Getränke verkaufen) des Alois Engeler, 1829 das gleiche Patent des Johannes Engeler, und schliesslich bezahlt im Jahre 1851 Johann Schwager, Bauer, Wirtschaftsabgaben an den Staat. ⁸¹ Weil Wirtschaftsamen erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts aufkommen, ist für das Gasthaus in Wittershausen keine Bezeichnung bekannt. Der Überlieferung nach hört die Familie Schwager um 1870 mit dem Wirten auf.

6.7.2 Haus: Umbauten und Renovationen seit 1900

Die Wohnstube enthält eine Kassettendecke. In deren Mitte befindet sich ein gemaltes, achteckiges, farbiges Zierelement aus Holz mit der Jahrzahl 1883, übereinandergemalten Buchstaben J und K, verschiedenen Blumen und je einem Zweig mit Kirschen und

77 STATG 7'47'18, G 21.

78 STATG 7'47'41, 1764–1765.

79 STATG 7'47'41, 1763–1764.

80 Hürlimann, Ettenhausen, S. 135.

81 STATG 4'364.

Abb.42: Der «Schwagerhof» um 1900. Im Vordergrund posieren wohl die beiden Besitzer des Hofes, die Brüder Johann Friedrich Schwager-Fink und Karl Schwager. Bei den Frauen links und in der Mitte dürfte es sich um die Schwester Marie Schwager und die Ehefrau von Johann Friedrich, Karolina Schwager-Fink, handeln. Wer mag die Frau ganz rechts sein?



zwei Äpfeln. Unten rechts ist die Inschrift «K. And. Keller D. Maler» zu sehen. Nach der Überlieferung war Keller Dienstknecht auf dem Betrieb Schwager. Das medaillonartige Zierelement geht auf die Eheschliessung von 1883 durch Johann Friedrich Schwager und Karolina Fink zurück.

Gemäss Hofchronik Wittershausen erfolgten im 20. Jahrhundert folgende wesentlichen baulichen Massnahmen am Haus:

um 1911 Eisenzaun auf der Strassenseite; Kauf als Occasion bei einem Altmetallhändler durch Engelbert Schwager während seiner Banklehre in Zürich;

1933 Südfassade: Entfernung des Schindelschirms und Anbringen eines Verputzes; Erstellung Waschküche an Schopfanbau, u. a. Einbau einer Badewanne;

1938 Unterkellerung der Stube. Bisher ist das Haus nur zu einem Drittel unterkellert;

1939 Einbau einer Rauchkammer;

1941 Renovation der Westfassade; neuer Kachelofen (im früheren Esszimmer);

1944 Neuer Haupteingang auf der Nordseite, mit Granittreppe und neuer Haustüre;

1948 Südfassade: Verputz entfernen; in den oberen zwei «Schütti» ersetzen des Fachwerks durch Backsteine; Anbringen eines Eternitschirmes auf der ganzen Fassade;

1957 Umbau des bisherigen Gastzimmers in ein Badzimmer, zwei WC, Vorratskammer, Telefonkabine und Vorraum mit seitlichem Treppeneingang;

1958 Nordwestseite: neue Ziegel (Doppelfalz);

1962–1963 Unterkellerung der Küche, neue Küche,

Abb. 43: Der «Schwagerhof» im Jahre 2009.



neuer Kachelofen am bisherigen Standort in Verbindung mit Hauszentralheizung;

- 1965 Südostseite: Biberschwanz-Ziegeldach umdecken;
- 1970 Südfassade: neues Klebdach;
- 1982 Neue Gartenmauer mit Zäunen;
- 1986 Nordfassade: Renovation, Fachwerk mit Laube;
- 1987 Hausgang-Renovation (Riegel in Blau);
- 1988 Neue Waschküche unter der Küche; Renovation südwestliches Zimmer 1. Stock;
- 1990 Südwestseite: Biberschwanz-Ziegeldach umdecken;
- 1994 Renovation mittleres Zimmer Strassenseite 1. Stock;
- 1998 Renovation westliches Zimmer (weisses Zimmer).

6.7.3 Ökonomiegebäude im 20. Jahrhundert

Die Hofchronik von Rudolf Schwager enthält folgende Gebäude, Einrichtungen und Anlagen von Bedeutung:

- 1906 Holzschopf erbaut; Einbau Querstall mit Güllegrube (= oberer Stall); 2. Binderfeld der Scheune;
- 1913 Pferdestall; Einbau eines Futteraufzugs (ganzes Fuder Heu aufziehbar);
- 1927 grösserer Güllekasten; Jungviehstall in der Trotte;
- 1942 Maschinenschopf;
- 1945 drei Betonsilos;
- 1947 Hühnerhaus; Erweiterung Pferdestall; Jungviehstall für weitere vier Tiere in der Trotte; zwei Betonsilos;

- 1955 alle Betonsilos aufgemauert;
- 1969 neue Scheune: Hallenstall mit deckenlastiger Futterlagerung, Platz für 60 Kühe und 20 Kälber.

Die neue Scheune steht quer zur alten Scheune, die zur Hälfte abgebrochen und mit der neuen verbunden ist. Der alte Stall dient als Schweinestall. Südlich der neuen Scheune wurde eine Güllengrube mit 500 m³ Inhalt erstellt. Stirnseitig östlich der neuen Scheune stehen zwei Kunststoffsilos mit je 105 m³ Fassungsvermögen. Das Heu wird mit einem Ansauggebläse abgeladen und mit einem Teleskop-Schwenkbogen verteilt.

6.7.4 Der Landwirtschaftsbetrieb

Die Familie Schwager betreibt bis nach 1900 vornehmlich Ackerbau mit etwas Milchwirtschaft und Rebbau; von einiger Bedeutung ist der eigene Wald im Halte von über 5 Hektaren. Die Umstellung auf Milchwirtschaft zulasten des Ackerbaus ergibt sich, als die Käserei im Wiesental 1911 erbaut wird. Die Guntershäuser Güterzusammenlegung mit Antritt der neuen Flächen 1940 betrifft die Familie Schwager nur am Rande, da der Betrieb weitgehend arrondiert ist. Um 1955 hält Engelbert Schwager etwa 24 Kühe, 1 Zuchtstier und 8 Rinder nebst Kälbern. Vom arrondierten Kulturland von 22 Hektaren sind 5 Hektaren offene Ackerfläche mit Weizen, Kartoffeln und 50 Aren Zuckerrüben. Dazu kommen 5,5 Hektaren Wald. Die seitherigen Landzukäufe, zur Hauptsache die Betriebe Beer und Lanz, belaufen sich auf etwa 6 Hektaren.

Ein grösseres Unternehmen ist 1958 die Eindolung des Löörebachs vom Rütistall bis zur Rossweid auf einer Länge von 630 Metern mit 70er-Röhren. Das Bächlein verursacht einen ständigen Unterhalt (von Hand ausmähen, angeschwemmtes Kies ausschaufeln usw.) und erschwert die rationelle Bewirt-

schaffung. Die Melioration wird bereits bei der Güterzusammenlegung diskutiert. Aber in der damaligen Kriegszeit sind infolge Zementmangel keine Zementrohre erhältlich. Hermann Schwager hat die Idee, den Bach durch die Landstücke Hülschbach und Hepsach direkt in die Lützelburg abzuleiten. Davon will das Meliorationsamt nichts wissen. 1957 kommt die Eindolung dank der Tatkraft von Engelbert Schwager zustande. Die drei betroffenen Landeigentümer Hans Rutishauser, Tuttwil, Engelbert Schwager, Wittershausen, und Paul Gögge, Guntershausen, müssen eine Korporation als Trägerschaft bilden. Die Arbeit führt die Tiefbaufirma Messerli in Aadorf aus. Das Vorhaben kostet 30 000 Franken.

Wichtige Etappen der Mechanisierung:

- 1910 erste Mähmaschine;
- 1913 Entfernung des Trottenbaums;
Einbau einer Korbpresse von Bucher-Manz;
- 1920 Installation der Elektrizität;
- 1937 erster Pneuwagen;
- 1943 Maschineninventar: 1 Zweispänner-Mähmaschine, 1 Heuwender, 1 Schwadenrechen, 2 Pneuwagen (davon einer kombiniert mit Güllenwagen), 2 kleine Brückenwagen, 1 Fräse, 1 Strohschneidemaschine, Heuschneidemaschine, Selbsthalterpflug, Eggen usw.; Mähmaschine mit Aufbaumotor, Gabelwender, 3-teilige Wiesenwalze, Sämaschine;
- 1950 Vielfachgerät, Verschlauchung, Kolbenpumpe;
- 1952 Güllenbodenleitung;
- 1954 Einmannpflug;
- 1956 Köppli-Traktor; Melkmaschine;
erstes Auto: VW Käfer;
- 1961 Motorsäge;
- 1963 Motoregge, Einachsanhänger mit 3000-Liter-Güllenfass, Heuaufklader;
- 1965 erste Heubelüftung im Walmen, Ladewagen, Kreiselmäher;

- 1967 Druckfass mit Johann Eisenegger («Dreiers»), Guntershausen;
- 1969 Schleusengebläse mit Teleskopverteiler, zwei Belüftungen;
- 1970 Traktor Hürlimann D 100;
- 1975 Traktor Hürlimann D 115;
- 1976 Druckfass mit Johann Eisenegger, Guntershausen;
- 1977 Traktor Lamborghini 508;
- 1978 Baumspritze Agrar Royal;
- 1986 Verschlauchung, Schneckenpumpe, Schläuche, Verteiler, Erweiterung der bestehenden Bodenleitung;
- 1988 Abladedosiergerät;
- 1990 Heuentnahmekran;
- 1991 Traktor Hürlimann 468-4 Club, der erste Vierradtraktor (mit Frontmäherwerk) auf dem Hof Schwager;
- 1997 Heurüstmaschine.

6.8 Der mittlere Hof, ehemals Lanz⁸²

Weil es sich um einen Eigenhof und damit keinen Besitz des Klosters Tänikon handelt, enthalten die Klosterakten keine Angaben über ein Baujahr. Auch in den Grundbüchern und Gebäudeversicherungsverzeichnissen findet sich kein Hinweis darauf, sodass anzunehmen ist, dass dieses Gebäude im Kern aus dem 18. oder frühen 19. Jahrhundert stammt, indessen von Zeit zu Zeit erneuert worden ist. Dieser Hof umfasst bis 1905 je drei Wohnungen und Stallscheunen. Dabei darf man nicht von heutigen Vorstellungen von Ökonomie- und Wohngebäuden ausgehen. Bei den Behausungen handelt es sich nicht um Reihenhäuser, sondern um waagrecht und senkrecht ineinander verschachtelte Wohnungen. Und die Wirtschaftsgebäude sind nicht getrennte Scheunen und Ställe, sondern gemeinschaftliche Einrichtungen, wie sie noch zum Beispiel bei Kleinbauern im Wallis und Tessin vor-

kommen (Gemeinschaftsställe). Etwa seit 1850 gehört zur östlichen Wohnung keine Scheune mehr. Gemäss topographischer Karte der Schweiz von 1883 ist die Hauptwohnseite nach Tänikon-Guntershausen, das heisst nach Südwesten ausgerichtet. Deshalb ergibt sich die Bezeichnung der drei Wohn- und Wirtschaftseinheiten als westliche, mittlere und östliche Teile. Der östliche Wohnteil wird 1905 abgebrochen; der mittlere Wohnteil ist seit 1920, wahrscheinlich aber schon früher, unbewohnt und wird 1924 abgetragen. Otto Lanz, seit 1918 Eigentümer des westlichen, an der damaligen Strasse liegenden und seit jeher grössten Gebäudeteils, kauft kurz darauf das Areal der 1905 abgebrochenen östlichen Wohnung und 1924 den mittleren Gebäudeteil zum sofortigen Abbruch. Gemäss Brandkataster von 1808 ist der mittlere Hof ein Holzgebäude mit Schindeldächern. 1852 weist das Gehöft ein Ziegeldach auf.

Aus den Registern der Gebäudeversicherung und den Grundbüchern ergeben sich folgende Gebäudeeigentümer:

Westliche Wohnung, mit Scheune und Stall:

- um 1801 und 1836 Anton Schwager;
- um 1851 Jakob Schwager, Schreiner; dieser baut 1859 in Tänikon ein Wohnhaus mit Scheune, Stall und Werkstatt; nachher Alois Schwager, Lehrer;
- 1857 Johann Schwager, Webers;
- 1875 Katharina Schwager;
- 1880 Geschwister Josef Künzli, Bauer und Viehhändler, Aadorf, und Ida Künzli, alt Hebamme, Aadorf;
- 1885 Josef Künzli, Bauer und Viehhändler, Aadorf, Alleineigentümer;
- 1886 Augusta Kaltenbach, von Fischbach (?);

⁸² STATG 4'272'1–8; STATG 5'9 prov. Sign. 18/18–21; StATG 7'47'18 G 18–21; MGA-32, MGA-38, MGA-39; Grundbuchamt Aadorf (Handänderungen); Hinweisinventar Thurgau; Mitt. Rudolf und Friedrich Schwager.

- 1887 Josef Künzli, Bauer und Viehhändler, Aadorf;
- 1888 Friedrich Städeli, von Hüfingen (?);
- 1889 Josef Künzli, Bauer, Aadorf;
- 1895 Josef Anton Kern;
- 1910 Tobias Thurnheer;
- 1918 Otto Lanz;
- 1975 Gebrüder Rudolf Schwager-Lehner und Friedrich Schwager;
- 1997 Rudolf Schwager-Lehner;
- 1997 Pius Schwager-Hollenstein;

Mittlere Wohnung, mit Scheune und Stall:

- 1801 Johann Stadler;
- um 1808 Johann Schwager, Weber;
- 1836 Johann Schwager, Schneider (?)
- um 1851 Johann Schwager, Weber; dieser tritt
1863 die Nebenstube an Dominik Fink
(östliche Wohnung) ab;
- 1870 Alois Schwager, Sohn;
- 1878 Gemeinderat Aadorf;
- 1884 Geschw. Johann und Ida Schwager, Webers;
- 1887 Ida Schwager, Alleineigentümerin;
- 1920 Erbgemeinschaft Schwager, vertreten durch
Johann Schwager, Bahnwärter, Maischhausen;
seit spätestens 1920 nicht mehr bewohnt;
- 1924 Otto Lanz; Abbruch dieses Gebäudeteils;

Östliche Wohnung, seit etwa 1850 ohne Scheune und Stall:

- 1801 Franz Stadler; nachher Jakob Stadler;
- um 1851 Jakob Stadler;
- 1860 Franz Stadler;
- 1863 Dominik Fink-Kocherhans (1813–1872),
von Maischhausen;
- 1883 Johann Josef Fink (1845–?), Dominiks,
von Maischhausen;
- 1903 Johann Engeler, Vorsteher, Guntershausen;
- 1905 Abbruch dieser Wohnung; zwischen 1918
und 1923 Kauf durch Otto Lanz.

Beim Kauf 1975 besteht der Hof aus einem Wohnhaus mit angebautem kleinem Ökonomiegebäude sowie einem Hühnerhaus und einer Werkstatt, ausserdem 90 Aren Land im Psetzeli. Das Wohnhaus wird vermietet, wobei die sehr einfachen Räume fortlaufend erneuert und mit einer Zentralheizung versehen werden. Im Dachgeschoss werden zwei neue Zimmer eingebaut, 1982 die Fassaden auf der Süd- und Westseite renoviert. Dieses Haus bewohnen jetzt Hedi und Rudolf Schwager-Lehner.

6.9 Der untere Hof, ehemals Beer⁸³

Bezüglich Bauzeit gilt das Gleiche wie beim mittleren Hof. Vermutlich war das ursprüngliche Haus sehr klein, das alsdann um ein Stickereilokal erweitert wurde; erst in den 1940er-Jahren erfolgte der Einbau von zwei Zimmern im oberen Teil. Der ehemalige Stickereiraum ist jetzt Garage. Laut Brandkataster von 1808 sind Haus und Wirtschaftsgebäude aus Holz, das Dach aus Schindeln. 1852 sind diese teilweise durch Ziegel ersetzt.

- 1801 Alois Stadler;
- 1817 Alois Stadler, Kinder;
- um 1851 Franz Stadler, «Jakoben»;
- 1857 Alois Stadler, Lehrer;
- 1866 Cornel Fürst (1828–1895), Tänikon; dieser stammt aus Reuthe, Oberamt Stockach, Grossherzogtum Baden (D). Sein Sohn Emil Fürst-Eisenegger (1880–?), Besitzer des unteren Hofes 1901–1909, bürgert sich in Guntershausen ein;
- 1880 Jakob Anton Strässli, Sennhof, Degersheim;

⁸³ StATG 4'272'1–8; StATG 5'9 prov. Sign. 18/18–21; StATG 7'47'18 G 18–21; MGA-32, MGA-38, MGA-39; Grundbuchamt Aadorf (Handänderungen); Hinweisinventar Thurgau; Mitt. Rudolf und Friedrich Schwager.

- 1886 Geschwister Fürst;
- 1901 Emil Fürst, Sticker; dieser baut 1902 Scheune, Stall und Sticklokal (Maschine mit Handbetrieb) um bzw. aus.
- 1909 Ulrich Würmli, Steig, und Peter Feuz;
- 1909 Johann Feuz;
- 1920 Moritz Rosenthal, Zürich, und Josef Schilling, Wil;
- 1920 Anton Berther;
- 1924 Johann Andreas Beer; dieser baut 1926 Scheune und Stall um und kauft 1929 oder wenig später einen der ersten Hürlimann-Traktoren (Firmengründung 1929);
- 1966 Gebrüder Rudolf Schwager-Lehner und Friedrich Schwager;
- 1996 Friedrich Schwager-Frei.

In diesem unteren Hof wachsen Pater Alexander Beer und Benedikt Beer auf. Pater Beer (1922–1971) wird im Jahre 1949 zum Priester geweiht und wirkt als Mitglied der Weissen Väter über ein Jahrzehnt als Missionar im Kongo. Sein Bruder Benedikt (*1925), Kaufmann, amtiert von 1964 bis 1991 als Ortsvorsteher der Ortsgemeinde Guntershausen. In diesem Vierteljahrhundert erlebt das Doppeldorf Guntershausen-Maischhausen einen enormen Aufschwung, verbunden mit einer markanten Bevölkerungszunahme. Benedikt Beer gehört als Mitglied der Christlichsozialen Partei bzw. ab 1974 der Christlichdemokratischen Volkspartei von 1968 bis 1984 dem Grossen Rat des Kantons Thurgau an.

Bei der Übernahme dieses Betriebs durch die Gebrüder Schwager 1966 besteht der Hof aus einem Wohnhaus mit angebautem Ökonomiegebäude und einem Hühnerhaus. Das Land liegt im lifang und in der Schnäggewis, in der Rossweid, im Fuchsacker und im Berg. Das Wohnhaus wird vermietet und laufend erneuert (Küche, Heizung, Entwässerung Ostfassade; 1974 Feuermauer zwischen Haus und Scheune; 1985 Renovation aller drei Fassaden; 1987

verschiedene Umbauarbeiten im Wohnhaus und Viehstall; Unterkellerung; 1996 Remise mit vier Pferdeboxen; 1997 Hühnerhaus). 1999 wird der Betrieb vom Besitzer in «Laubehof» umbenannt.

6.10 Benachbarte Höfe⁸⁴

6.10.1 Blumenau

Um 1900 besitzt Mathias Höpli von Eschlikon das Kulturland im Vogelhård-Landrichter. Sein Nachfolger Ulrich Kürsteiner baut 1908/1909 Wohnhaus, Scheune und Stall; er nennt das Gehöft Blumenau. 1915 geht der Betrieb an Johann Tobler von Herisau, 1924 an Ernst Dummermuth über. Im Kriegsjahr 1941 wird die Blumenaustiftung in Sirnach Eigentümerin. Dahinter steht das Fürstenhaus von Liechtenstein. Dieser Stiftung gehört ebenfalls ein Hof in Büfelden bei Sirnach. Diese Liegenschaften dienten mitten im Zweiten Weltkrieg der Anlage von Vermögenswerten in der neutralen, vom Krieg verschonten Schweiz. Die Stiftung verkauft den Hof bereits 1946 an Erich Hutter von Rorschacherberg. 1953 erwirbt Emil Schenk-Braun bzw. -Estermann (1923–2000) von Oberbüren den Betrieb. Jetziger Eigentümer ist sein Sohn Emil Schenk-Merz.

6.10.2 Wiesental

Im Jahre 1911 erbaut Arnold Oberholzer, Aadorf, die Käserei und einen Schweinestall. Die Wohnung für die Besitzer wird im oberen Teil angeordnet, das freistehende Wohnhaus erst 1945 erbaut. Weitere Käser

⁸⁴ StATG 4'272'1–8; StATG 5'9 prov. Sign. 18/18–21; StATG 7'47'18 G 18–21; MGA-32, MGA-38, MGA-39; Grundbuchamt Aadorf (Handänderungen); Hinweisinventar Thurgau; Mitt. Rudolf und Friedrich Schwager.

sind 1919 Hans Oppikofer-Möri, 1920 Paul Hug, 1935 Albert Wetzel, Wil (Kaufpreis Fr. 32 000.–), 1935 Gebrüder Fritz und Ernst Ammann, Aadorf (Fr. 28 000.–), 1936 Ernst Ammann als Alleineigentümer. Der Aadorfer Käser Edwin Keller und nachher sein Berufskollege Beda Müller, Guntershausen, führen im Wiesental eine Milchsammelstelle, die inzwischen eingegangen ist, da die Hofabfuhr eingeführt wurde.

6.10.3 Waldegg

Dieses Gebiet fast bis zur damaligen Rotschüür – seit den 1920er-Jahren Obere und Untere Schüür, Ortsteil Wittenwil – gehört bis 1941 zur Ortsgemeinde Guntershausen und wird dann im Rahmen der Güterzusammenlegungen Aadorf zugeschlagen. Bis zur Gemeindereorganisation von 1995 bildet die Staatsstrasse Aadorf–Wängi die Grenze zwischen den Ortsgemeinden Aadorf und Guntershausen. Der ursprüngliche Name des Gebiets zwischen der Staatsstrasse und dem Fohrenberg ist Sommerhalde. Im Jahre 1910 erbaut Jakob Pfäffli Haus, Stall und Scheune in einem einzigen Gebäude, das fortan Waldegg heisst. 1924 geht der behäbige Hof an Hermann Weidmann-Wiesmann (1899–1956) über. Sein Sohn Willi Weidmann-Rutz verkauft den Betrieb 1970 der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Seither dient die Waldegg der Eidgenössischen landwirtschaftlichen Forschungsanstalt in Tänikon als Teil ihres Versuchsbetriebs.

6.10.4 Bildacker

Der Bildacker wird 1941 von Karl Hasler-Koster, Guntershausen, im Rahmen der Güterzusammenlegung in der Ortsgemeinde Guntershausen erbaut. Der Milchwirtschaftsbetrieb wurde von seinem Sohn Paul Hasler weitergeführt. Seit einiger Zeit bilden der Bild-

acker (Andreas Hasler) und die Blumenau (Emil Schenk) eine Betriebsgemeinschaft.

6.10.5 Waldhof

Errichtung dieser Siedlung 1967 durch Josef Hasler-Baumgartner, dessen Betrieb an der Tuttwilerstrasse in Guntershausen ein Raub der Flammen geworden war. Jetziger Eigentümer dieses Milchwirtschaftsbetriebs ist sein Sohn Wendelin Hasler.

Im nördlichen Umfeld von Wittershausen, im Einzugsgebiet der Murg, liegen Siedlungen, die bis 1969 zur Ortsgemeinde Tuttwil und seither zur Politischen Gemeinde Wängi gehören: Schüür und Sunehalde. Die Schüür ist ein sehr alter Hof, der wie die benachbarten Breiteloo und Wiilhof bereits auf der Nötzli-Karte von 1717 enthalten ist. Die Sunehalde entsteht zwischen 1850 und 1880. Bis in die 1920er-Jahre heisst der Betrieb Sonnenhof. Die Gründe für solche Namenwechsel lassen sich vielfach bloss erahnen. Dieser Sonnenhof und die benachbarte Sommerhalde mögen zu Verwechslungen geführt haben. Als aus der Sommerhalde die Waldegg wird, ändert sich der Sonnenhof zur Sonnenhalden bzw. Sunehalde!

7 Die Familien Schwager

7.1 Name, Wappen und Herkunft

Schwager ist ein Verwandtschaftsname: Das mittelhochdeutsche «swâger» bedeutet ursprünglich eine Person, die mit einer anderen durch Heirat verbunden ist. Die Familie Schwager trägt nach dem Thurgauer Wappenbuch das folgende Wappen: gespalten von Rot und Blau, belegt mit Lilie, gespalten von Gold und Silber.⁸⁵ Weil die Balterswiler (und Ittishauser) Schwa-

85 Rickenmann, Wappentafeln.

Abb.44: Das Thurgauer Wappenbuch von 1940 teilt der Familie Schwager dieses Wappen zu, bei dem es sich um eine Anlehnung an das Wappen des Abts Johann Baptist Schwager (1688–1735) aus Fischingen handelt, der aus dieser Familie stammt.



ger früher Bauern und Handwerker sind, verfügen sie über kein Wappen. Die Bearbeiter des Wappenbuchs nehmen deshalb das Wappen des Fischinger Abts Johann Baptist Schwager (1688–1735) zu Hilfe.⁸⁶ Sein Wappen – eine Lilie – findet sich wiederholt, zum Beispiel auf einem Siegel aus dem Jahre 1731,⁸⁷ in der Chronik des P. Joachim Seiler⁸⁸ und sodann auf einem prächtig intarsierten Gültenschrank, den der jetzige Fischinger Konvent aus einem Antiquariat zurückkaufen konnte. Das wertvolle Möbelstück steht als bleibendes Andenken an den aus Ifwil stammenden Abt im Refektorium des Klosters.

Wer ist Abt Johann Baptist Schwager? Er wird als Demetrius Schwager 1688 in Fischingen als Sohn des «Löwen»-Wirts Johann Schwager, gebürtig von Ifwil, und der Elisabeth Schneider von Balterswil geboren (der «Löwen» stand auf dem Areal des heutigen Gasthauses «Post»). Im Jahre 1707 legt er im Kloster als Frater Johann Baptist die Profess ab. Der Pater amtiert als Statthalter in Lommis und gleich-

zeitig Pfarrer in Bettwiesen. Seine Wahl zum Kloster- vorsteher erfolgt 1728. Er leidet bald nach der Wahl an ständigen grossen Kopfschmerzen und stirbt an dieser Krankheit – vermutlich einem Gehirntumor – bereits nach siebenjähriger Regierung im Alter von 47 Jahren und wird in der St. Iddakapelle vor dem St. Josefsaltar begraben. Als sein wichtigstes Bauwerk erweitert Schwager die St. Martinskapelle in Oberwangen um den barocken Kuppelbau. Abt Johann Baptist hat sich auch dichterisch und musikalisch betätigt. Bisher ist von ihm, der offenbar eine eher zarte Konstitution besass, keine bildliche Darstellung bekannt. Ein Bruder von ihm tritt ins Benediktinerstift Einsiedeln ein, stirbt aber im Alter von 28 Jahren als Pfarrer von Eschenz.⁸⁹ Laut Familiennamenbuch der Schweiz sind die Schwager in den Hinterthurgauer Gemeinden Balterswil, Bichelsee, Ettenhausen und Guntershausen bereits vor 1800 verbürgert.⁹⁰ Für Ettenhausen und Guntershausen trifft dies nicht ganz zu. Denn Anton Schwager, Bürger von Balterswil und Bauer in Iltishausen, bürgert sich erst 1802 in Ettenhausen ein.⁹¹ Und in Guntershausen sind Schwager frühestens 1801 belegt.⁹² In Wallenwil haben sich die Schwager von Balterswil aus im 19. Jahrhundert eingebürgert. In Fischingen sind die Schwager nicht Bürger, sodass Abt Johann Baptist Schwager als Bürger von Balterswil von gleichem Herkommen wie die Iltishäuser, Wittershäuser und Guntershäuser Schwager ist. Diese entfernten Verwandten führen deshalb mit Fug und Recht das Wappen ihres geistlichen Vorfahren.

86 Das Wappen ist abgebildet in: Barockes Fischingen, S. 37.

87 StATG 7'41'77 XI, Sign. 25, Nr. 13.

88 Benediktinerkloster Fischingen, Handschrift MF 19.

89 Henggeler, S. 44; kurzer Lebenslauf auch in: Barockes Fischingen, S. 36.

90 Familiennamenbuch, Band 3, S. 1682.

91 Bürgergemeinde Ettenhausen, Einbürgerungsbrief Anton Schwager, Iltishausen.

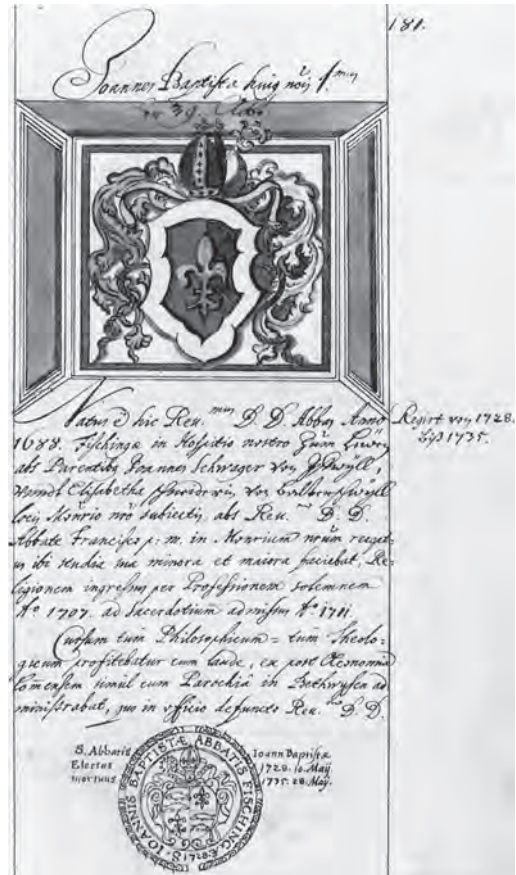
92 StATG 1'95'1.

Abb.45: Oben und unten zu sehen das Wappen des Abts Johann Baptist Schwager in der Seiler-Chronik des Klosters Fisingen.

7.2 Die Iltishauer Schwager⁹³

Der erste Vertreter dieses Geschlechts – Hans Jakob Schwager – ist 1710 als Lehensbauer auf dem Iltishauer Oberhof (jetzt Iltishof) nachgewiesen. Sein Nachfahre Anton Schwager-Zehnder (1740–1809) bürgert sich 1802 in Ettenhausen ein. Er hat die recht hohe Gebühr von 900 Gulden (1852 entsprechen diese etwa 1900 Franken) zu bezahlen und überdies jedem Ettenhauser Bürger eine Kanne Wein und ein Pfund Brot zu spendieren. Sein Bürgerbrief enthält den Vorbehalt: «Solange er und seine Nachkommen nicht in dem Dorfe wohnen, sollen sie vom Bürgernutzen ausgeschlossen sein, gleich wie andere Ausbürger.» Die Iltishauer Schwager werden denn auch erst 1866 durch einen Regierungsratsentscheid und gegen den Widerstand der Bürgergemeinde Ettenhausen den Bürgern im Dorf gleichgestellt. Anton Schwager-Zehnders Sohn Josef (1766–1835) und Enkel Josef (1806–1875) sind Bauern und Wirte auf dem Ober- oder Iltishof. Dieser letztere Josef hat nur ein Geschwister: Joannes Guillelmus (Johann Wilhelm) Schwager-Hilber bzw. -Baumberger (1804–1870). Dieser Schwager wird im Jahre 1834 klösterlicher Lehensbauer auf dem Wittershauser Hof und 1840 dessen Eigentümer (siehe dazu Kapitel 5: Vom Lehenshof zum Eigentum). Auf dem Iltishauer Oberhof sind die Schwager bis 1896 ansässig.

Die Lehensbauern des ebenfalls uralten Iltishauer Unterhofs sind auch Schwager und mit jenen im Oberhof verwandt. Der Unterhof wird zwischen 1801 und 1804 geteilt und 1835 neu erbaut. Auf dem östlichen Unterhof lebt heute Lukas Schwager-Bölslerli als noch einziger Schwager in Iltishausen. Seinen einstigen Milchwirtschaftsbetrieb hat er zwischenzeitlich verpachtet. Den westlichen Unterhof verkauft 1928 Johann Schwager-Delaquis an Arnold Eisenring. Auf dem freistehenden Hof Iltishauerstrasse 12 geht 1956 der Name Schwager mit Alois Schwager-Hobi



zu Ende. Von diesem Hof in Iltishausen (ab 1956 Wilhelm Amrein) stammt Josef Schwager-Engeler bzw. -Hongler (1871–1956), der in Guntershausen eine Landwirtschaft betreibt. Von seinen männlichen Nachkommen leben die Enkel Urs und Aurel Schwa-

93 Hürlimann, Ettenhausen, S. 132–136.

ger in Guntershausen als Bürger von Balterswil und Ettenhausen.

7.3 Die Wittershauser Schwager

Ein erster Schwager in Wittershausen namens Dalli Schwager, dessen Herkunft unbekannt ist, ist im Jahre 1607 nachgewiesen, als es einen Brunnenstreit zu schlichten gilt.⁹⁴ Während zwei Jahrhunderten fehlt das Geschlecht im Weiler. Um 1800 ziehen Johann Josef (1774–?) und Josef Anton (1769–?) Schwager auf den mittleren Hof in Wittershausen. Sie sind Söhne des Josef Anton Schwager (1737–1784) auf dem Iltishauser Oberhof. Die zwei erwähnten Schwager erwerben das Guntershauser Bürgerrecht, sind also Bürger von Balterswil und Guntershausen. Ihre Nachkommen leben bis spätestens 1920 in Wittershausen und werden «Haneslis» genannt (Weiteres siehe 7.3.2).

Die heutigen Wittershauser Schwager («Bauer») stammen von Johann Wilhelm Schwager (1804–1870) ab, dem Lehensbauer seit 1834 und Hofeigentümer seit 1840. Dieser «Bauer» ist mit den anderen Wittershauser Schwagern, den «Haneslis» verwandt: Der erwähnte Stammvater der «Haneslis»-Linie, Josef Anton Schwager (1737–1784) ist sein Grossonkel. Der Grossvater von Johann Wilhelm Schwager, Anton Schwager-Zehnder (1740–1809) in Iltishausen, bürgert sich 1802 in Ettenhausen ein. Deshalb sind die jetzigen Wittershauser Schwager Doppelbürger von Balterswil und Ettenhausen (weiteres siehe 7.3.1).

Im Jahre 1852 erstellt die Schulgemeinde Ettenhausen ein praktisch neues Schulhaus. Die Ettenhauser Schulakten vermerken rühmend, dass sich an den hohen Kosten auch die auswärtigen Bürger – so namentlich die Schwager in Wittershausen und Guntershausen – mit freiwilligen Beiträgen beteiligten.⁹⁵

7.3.1 Schwager auf dem Lehenshof, die Linie «Bauer»⁹⁶

Während auf dem unteren und mittleren Hof die Eigentümer kamen und gingen, gehören Wittershausen und die Familie Schwager seit bald zwei Jahrhunderten aufs Engste zusammen. Zwar besteht der Weiler soweit nachweisbar aus mehr als einem Hof, und sowohl in der Klosterzeit als auch nachher wechseln die Besitzer der Eigenhöfe und die Lehensbauern im Laufe der Zeit. Der Inbegriff für das historische Wittershausen ist der einstige kösterliche Lehenshof, den die Familie Schwager nunmehr in der fünften Generation bewirtschaftet. Eine solche Tradition gibt es selten, so zum Beispiel noch in Iltishausen im östlichen Unterhof. Es ist ein schöner Zufall, dass dessen Eigentümer, Lukas Schwager-Bölsterli, und Pius Schwager-Hollenstein, Besitzer des ehemaligen Wittershauser Lehenshofs, im sechsten Grad miteinander verwandt sind, indem sie den gleichen Ururururgrossvater in Iltishausen haben: Anton Schwager-Zehnder (1740–1809).

Seit dem Einzug von Johann Wilhelm Schwager 1834 finden sich folgende Schwager als Nachkommen und Betriebseigentümer:

Johann Wilhelm Schwager-Hilber bzw. Baumberger (1804–1870), Lehensbauer 1834–1840; Eigentümer 1840–1870; Johann Friedrich Schwager-Fink (1850–1921) und Karl Schwager (1852–1910), übernehmen den Betrieb 1883 von den Miterben, seit 1910 ist Johann Alleineigentümer bis zum Tode 1921. Im Jahre 1924 treten die Erben – Witwe Karolina Schwager-Fink und ihre Kinder – den Hof den Miterben Engelbert und Hermann Schwager (1886–1951)

94 STATG 7'47'18; Nater, Aadorf, S. 613–614.

95 Archiv Primarschulgemeinde Ettenhausen, Schulhausumbau 1852; Hürlimann, Ettenhausen, S. 101.

96 OGE-258 Familienstammbäume Schwager in Iltishausen, Ettenhausen und Wittershausen; Mitt. Rudolf und Friedrich Schwager.

ab; Engelbert Schwager-Müller wird 1944 Alleineigentümer. 1963 übergibt er den Betrieb an seine zwei Söhne Rudolf Schwager-Lehner (*1928) und Friedrich Schwager (*1930). Diese kaufen 1966 den unteren (Beer) und 1975 den mittleren Wittershauser Hof (Lanz). 1997 erfolgt die Betriebsaufteilung zwischen Rudolf Schwager-Lehner und Friedrich Schwager-Frei. Seither gehören die Häuser Schwager und ehemals Lanz zusammen mit Land Pius Schwager-Hollenstein (*1965), das Haus ehemals Beer zusammen mit Land Friedrich Schwager-Frei.

Von dieser Schwager-Linie leben keine männlichen Nachkommen im Dorf Guntershausen-Maischhausen und auch nicht in anderen Ortsteilen der Gemeinde Aadorf. Indessen heiratet Johann Cölestin Schwager (1884–1959) – ältester Bruder von Engelbert Schwager-Müller – 1917 in einen Wängemer Landwirtschaftsbetrieb ein (Dorfmitte, hinter dem «Schäfli»). Sein Sohn Johann Alois Schwager-Eisenring (*1920) erbaut 1967 – bedingt durch Landumlegungen für die Autobahn – die Siedlung «Höchi». Jetziger Eigentümer und Bewirtschafter ist Beat Schwager-Schneuwly (*1957).

7.3.2 Schwager auf den Eigenhöfen, die Linie «Haneslis»⁹⁷

Erste belegbare Schwager dieser Linie auf dem mittleren Hof in Wittershausen sind 1801 die Brüder Josef Anton Schwager (westliche Wohnung) und um 1808 Johann Josef Schwager, Weber (mittlere Wohnung). Sie übernehmen die Kleinbetriebe der Stadler, die noch bis 1863 in der östlichen Wohnung des mittleren Hofes und bis 1866 auf dem unteren Hof wirtschaften. Für die lückenlose Feststellung der Nachkommen und der Verwandtschaftsbeziehungen wären langwierige Nachforschungen in Pfarrbüchern der Pfarreien Aadorf (wohin Wittershausen bis 1886 kirchlich gehört) und Tänikon sowie im Zivilstandsamt

Aadorf nötig. Das Tänikoner Klosterinventar führt 1836 auf dem mittleren Hof unter anderem einen Johann Schwager, Schneider, und einen Johann Schwager, Schneiderssohn, auf.⁹⁸

Im Jahre 1910 werden in einem Gebäudeversicherungsverzeichnis diese Schwager «Haneslis» genannt, dies nach dem üblichen Vornamen Johannes. Aus dieser Schwager-Linie stammen zwei Lehrer: Ein Johannes Schwager, vermutlich der Weber und Vater des Schneiders, hält 1827 in Ettenhausen aushilfsweise Schule. Der andere Lehrer, Rupert Alois Schwager (1806–1883), ist der Sohn des Paul Anton Schwager-Zehnder (1775–1884) und mit der Aadorferin Ida Tanner verheiratet; aus dieser Ehe gehen zwei Mädchen hervor. Rupert Alois Schwager wirkt kurze Zeit als Lehrer in Tänikon und Guntershausen und zieht hernach an die Schule Trachslau bei Einsiedeln. Ein Jakob Schwager-Schwager (1812–1890), Schreiner, erbaut sich um 1850 in Tänikon ein Haus mit Scheune, Stall und Werkstatt. Er hat zwei Söhne: Jakob Philipp Schwager (1853–1915) und Anton Alexander Schwager (1855–1920), von denen weder der Wohnort noch Nachkommen bekannt sind. Weber Johann Schwager (1801–1870) hat die drei Kinder Ida (†1903), Johann Pankraz (†1923) und Theresia (†1919). Eine Ida Schwager, «Schreiners», heiratet 1911 den Schreiner Martin Rombach.

Direkte Nachkommen der ersten Schwager-Generation in Wittershausen lassen sich auch in Guntershausen und Maischhausen nieder. Als 1848 die Thurgauer Klosterverwaltung dem Ettenhauser Arzt Dominik Ramsperger ein Darlehen von 1350 Gulden gibt, leisten der Guntershauser (Rupert) Alois Schwager, offenbar der erwähnte Lehrer, und der Wittershauser Jakob Schwager Bürgschaft.⁹⁹

97 StATG 1'95'1, 7'47'100; Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager.

98 StATG 7'47'100.

99 StATG 3'00'91 Protokoll Regierungsrat, Sitzung vom 31. Mai 1848, Beschluss Nr. 1602.

Abb.46: Pfarrer Wilhelm Keller von Tänikon befasst sich im 19. Jahrhundert mit der Herkunft der Wittershauser Familie Schwager und stellt deren Abstammung von Ittishausen fest: «Die Familie Schwager in Wittershausen, des Schneiders genannt, stammt von Ittishausen Pfarrei Tänikon. Ihr Grossvater Joseph Anton Schwager geb. 1737 1.Dec. war Bauer in Ittishausen und Kirchbürger in Tänikon. Die Schwager in Ittishausen, von denen die Wittershauser Schwager abstammen, haben auch an den Bruderschaftsfond in Tänikon gestiftet.

5. August 1843

Test. Pfarrer Keller in Tänikon»

Die familia Schwager in Wittershausen
 das Stamm kommt von Ittishausen
 Pfarrei Tänikon
 Ihr Grossvater Joseph Anton Schwager geb. 1737 1. Dec.
 war Bauer in Ittishausen - u. Kirchbürger
 in Tänikon
 Die Schwager in Ittishausen, von denen
 die Wittershauser Schwager abstammen,
 haben auch an dem Bruderschaftsfond
 in Tänikon gestiftet.
 5. Aug. 1843
 Test. Herrn Keller
 in Tänikon

Die letzte Nachfahrin von Josef Anton Schwager in der westlichen Wohnung des mittleren Hofes ist bis 1880 eine Katharina Schwager; die mittlere Wohnung ist bis spätestens 1920, allenfalls bis 1911 (Heirat?), von einer Ida Schwager bewohnt. Die Erbgemeinschaft Schwager verkauft den Hausteil an Otto Lanz.

7.4 Die Guntershauser Schwager¹⁰⁰

Zwei weitere Söhne von Josef Anton Schwager (1737–1784) auf dem Ittishauer Oberhof, Paul Anton (1775–1844) und Peter Benedikt (1780–1849) ziehen um 1800 nach Guntershausen-Maischhausen. Dort bürgern sie sich ein, sind also – wie die Witters-

hauser «Haneslis» – Doppelbürger von Balterswil und Guntershausen. Jetztige Nachkommen in Guntershausen sind jene von Albert und Maria Schwager-Neue an der Pumpwerkstrasse, und die langjährige Tänikoner Pfarrhauhaltlerin Hedwig Schwager (1913–2005) gehört auch zu diesem Zweig. Peter Benedikt Schwager (1780–1849) hat zwei Söhne: Johann Benedikt (1826–1893) und Josef Peter (1829–1908). Dieser Letztere ist in Guntershausen Förster; seine Nachkommen heissen deshalb «Försters».

Der wohl bekannteste Guntershauser Schwager ist Lehrer Johann Schwager-Sprecher (1898–1964).

¹⁰⁰ STATG 1'95'1; OGE-258 Familienstammbäume der Schwager in Ittishausen, Ettenhausen und Wittershausen.

Seine Ehefrau Elisabeth Schwager-Sprecher ist eine Schwester des langjährigen Tänikoner Pfarrers Bernhard Sprecher und des Pfarrers Otto Sprecher, der seinen Lebensabend in Wallenwil verbringt. Johann Schwager wirkt von 1919 bis 1933 in Balterswil und unterrichtet anschliessend bis zum frühen Tod an der Gesamtschule Wallenwil. Ausserhalb der Schulstube amtet der Pädagoge alter Schule drei Jahrzehnte als Gemeindeschreiber, engagiert sich in Lehrerorganisationen, dirigiert lange Zeit den Männerchor Wallenwil und fördert als Aktuar und Kassier des Kirchenbauvereins massgeblich den Bau der katholischen Kirche Eschlikon. Johann Schwager verfasst für die Hinterthurgauer Heimatblätter kürzere geschichtliche Arbeiten und stellt für die Familie Schwager in Wittershausen einen Stammbaum zusammen.¹⁰¹

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass es früher und heute in Guntershausen-Maischhausen Schwager, insbesondere auch Frauen, von Ifwil-Balterswil und vielleicht auch Bichelsee gab und gibt, die nur ihr angestammtes Bürgerrecht besitzen und somit nicht auch noch in Ettenhausen oder Guntershausen verbürgert sind.

8 Engelbert Schwager-Müller (1893–1979), Vorsteher und Bezirksrichter

Engelbert Schwager (27. April 1893 bis 11. August 1979) ist jene Wittershauser Persönlichkeit, die innerhalb und ausserhalb ihrer Heimat am wirkungsvollsten in Erscheinung tritt. Er wird als sechstes Kind des Johann Friedrich (1850–1921) und der Maria Karolina Schwager-Fink (1856–1929) geboren. Sein Vater bewirtschaftet in der zweiten Generation den ehemaligen Lehenshof des Klosters Tänikon. Der Primarschule in Guntershausen und der Sekundarschule in Aadorf (zwei Jahre) und Wängi (ein Jahr) folgt eine dreijährige kaufmännische Lehre auf einer Zürcher Bank. Nach einiger Zeit bei der Lehrfirma arbeitet er zwei

Jahre bei der St. Galler Kantonalbank in Rorschach. Im Jahre 1917 übernimmt Schwager den elterlichen Hof. Aus der 1925 mit Anna Müller (1900–1984) von Baar geschlossenen Ehe gehen zwei Söhne und drei Töchter hervor. Aus dem Kaufmann wird ein Bauer mit Leib und Seele. Auf dem grossen Hof unterstützen ihn neben seiner Frau zwei Brüder und eine Schwester. Mit Recht stolz ist er auf seinen gepflegten Viehstand. Auch seine Felder und Obstbäume legen Zeugnis von seiner überlegten, genauen Arbeitsweise ab. Als Kavallerist muss er während beider Weltkriege viele Aktivdiensttage leisten; er bleibt zeitlebens ein grosser Pferdeliebhaber.

Dem in Finanz- und Verwaltungsbelangen versierten Mitbürger überträgt die Öffentlichkeit bald zahlreiche Ämter und Aufgaben. In den Jahren 1932 bis 1957 gehört er der Schulvorsteherschaft Guntershausen an, wovon 23 Jahre als Pfleger und 5 Jahre als Präsident. Sehr lange Zeit ist Schwager Mitglied der Kirchenvorsteherschaft Tänikon, in der er einige Jahre das Pflegeramt versieht. Als die Kirchengemeinde Tänikon im Jahre 1954 das Geläute ersetzt, stiften seine Familie und seine zwei Geschwister Lina und Otto die dritte, die Bernhardsglocke. Diese zeigt am oberen Rand die Aufschrift DOCTOREM MELLIFLUUM PATRONEM TAENICONENSEM LAUDO (Ich lobe den honigfliessenden Lehrer, den Patron von Tänikon). Auf dem Mantel steht ein Bildnis des heiligen Bernhard von Clairvaux, umseitig begleitet von den Worten HONORANDO SANCTO BERNARDO ME OPTULERUNT ENGELBERT SCHWAGER-MÜLLER ET FAMILIA OTTOQUE ET LINA EX WITTERSHAUSEN (Zu Ehren des heiligen Bernhard haben mich mit Spenden entstehen lassen Familie Engelbert Schwager-Müller sowie Otto und Lina von Wittershausen). In den drei Jahren 1964 bis 1966 steht der tiefgläubige Mann der Kirchenbehörde als erster Laie vor. In diese Zeit fallen die Wahl von

¹⁰¹ Nachruf in: Thurgauer Jahrbuch 1965, S. 125; Stammbaum in: OGE-258.

Pfarrer Alois Züger als Nachfolger des am 31. Dezember 1963 plötzlich verstorbenen Bernhard Sprecher und der knappe Entscheid der Kirchbürger, das alte stattliche Pfarrhaus abzurechen und ein neues zu errichten. Ebenso leitet Engelbert Schwager die damalige Katholische Volkspartei der Munizipalgemeinde Aadorf. Weitere Funktionen sind unter anderem das Kassieramt der Güterzusammenlegung Guntershausen und die Mitgliedschaft in der Filialkommission der Niederlassung Aadorf der Thurgauer Kantonalbank. Eine besonders heikle, langjährige Aufgabe nimmt er als Präsident der Güterzusammenlegung Ettenhausen wahr (1951–1959). Bereits seit 1936 gehört Schwager der Ortskommission Guntershausen an. Als Ende 1949 Gemeindeammann und Vorsteher Martin Eisenegger im Amt stirbt, wählen ihn seine Mitbürger zum Ortsvorsteher. Die nur eine halbe Stunde dauernde Gemeinde beginnt am Sonntag, 22. Januar 1950, um 13.30 Uhr im Schulhaus. Das Versammlungsprotokoll endet mit dem Satz: «Die Ortsbürger strömten in die Gaststätten zur Einnahme eines vom neu gewählten Ortsvorsteher gespendeten Zvieri.»¹⁰² Mit der Ortsvorsteherschaft ist automatisch die Mitgliedschaft im Gemeinderat der Munizipalgemeinde Aadorf verbunden. In der bis 1964 dauernden Amtszeit – sein Nachfolger ist der ebenfalls in Wittershausen wohnhafte Benedikt Beer – sind infolge der einsetzenden Bautätigkeit die erste Ortsplanung mit Zonenplan und Baureglement zu erarbeiten und die notwendigen Erschliessungsarbeiten in die Wege zu leiten. Weitere grössere Vorhaben sind der Ausbau der Strasse nach Tuttwil und die Sanierung der Staatsstrasse in den Ortschaften Guntershausen und Maischhausen. Für das zeitraubende Pensum eines Gemeindeoberhaupts bezieht Schwager eine jährliche Besoldung von nur 800 Franken. Anträge für Aufbesserungen lehnt er rundweg ab.

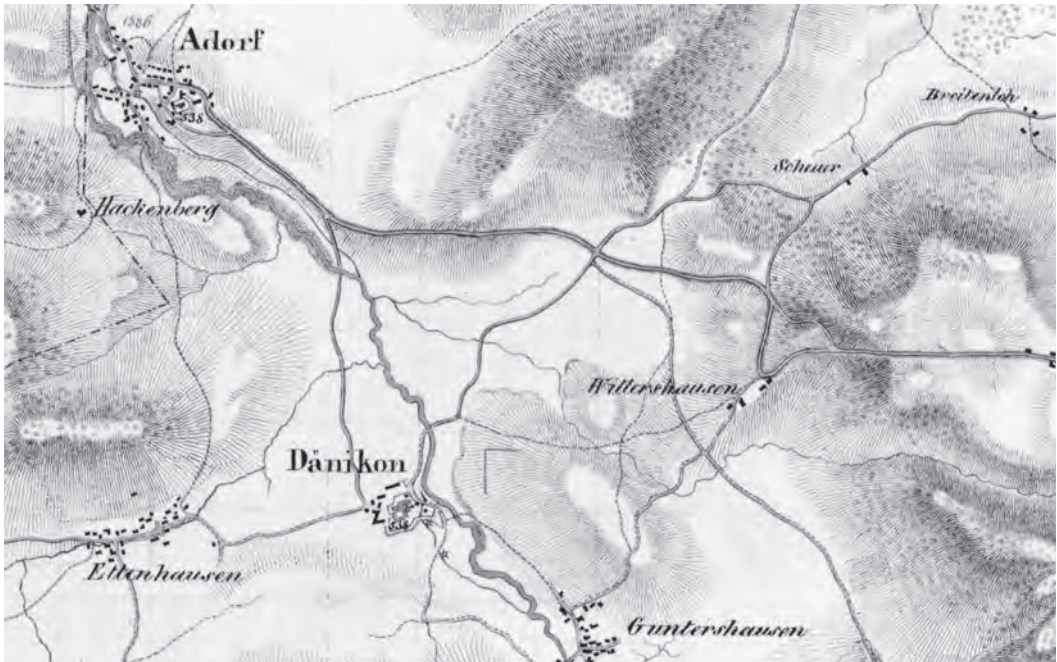
Bekannt wird Engelbert Schwager ausserhalb der Gemeinde insbesondere als Bezirksrichter. 1941 tritt er die Nachfolge des verstorbenen Emil Zehnder



von Ettenhausen an. Während 27 Jahren widmet er sich mit sehr grossem Verantwortungsbewusstsein im Dienste seiner Mitbürger dieser Aufgabe, die ihn mitunter persönlich erheblich belastet, im grossen Bezirk Frauenfeld. Ausgleich findet der viel beschäftigte Amtsmann auf seinem Hof, als bis ins hohe Alter guter Schütze und auch als Freund der Bürgermusik Ettenhausen, deren Gönner, Ehrenmitglied und Ehrenpräsident er ist. Seinen Hof übergibt er 1963 seinen beiden Söhnen Rudolf und Friedrich; er bleibt aber der angeborne Frühaufsteher. 1975 kann das Ehepaar Schwager-Müller bei guter Gesundheit die goldene Hochzeit feiern.

102 OGG-2 Protokoll der Ortsgemeinde-Versammlung, 22. Januar 1950.

Abb. 48: Ausschnitt Sulzbergerkarte 1835.



Dank seiner reichen Lebenserfahrung, seinem gradlinigen Charakter und seinem umgänglichen Wesen bleibt Engelbert Schwager zeitlebens eine angesehene, geachtete Persönlichkeit. Sein Wunsch, zu Hause sterben zu dürfen und auf dem Heimatfriedhof Tänikon die letzte Ruhe zu finden, wird ihm im hohen Alter von 86 Jahren erfüllt. Eine überaus grosse Trauergemeinde erweist dem allseits geschätzten, weitherum bekannten Mann die letzte Ehre.¹⁰³

9 Wittershausen in Beschrieben und auf Karten

Trotz der langen Geschichte, bemerkenswerten Landschaft und direkten Lage an der historischen Überlandstrasse gibt es über Wittershausen bislang keine

eigenständige Literatur. Dieser Abschnitt enthält deshalb die Erwähnungen des Weilers im Sinne einer Dokumentation.

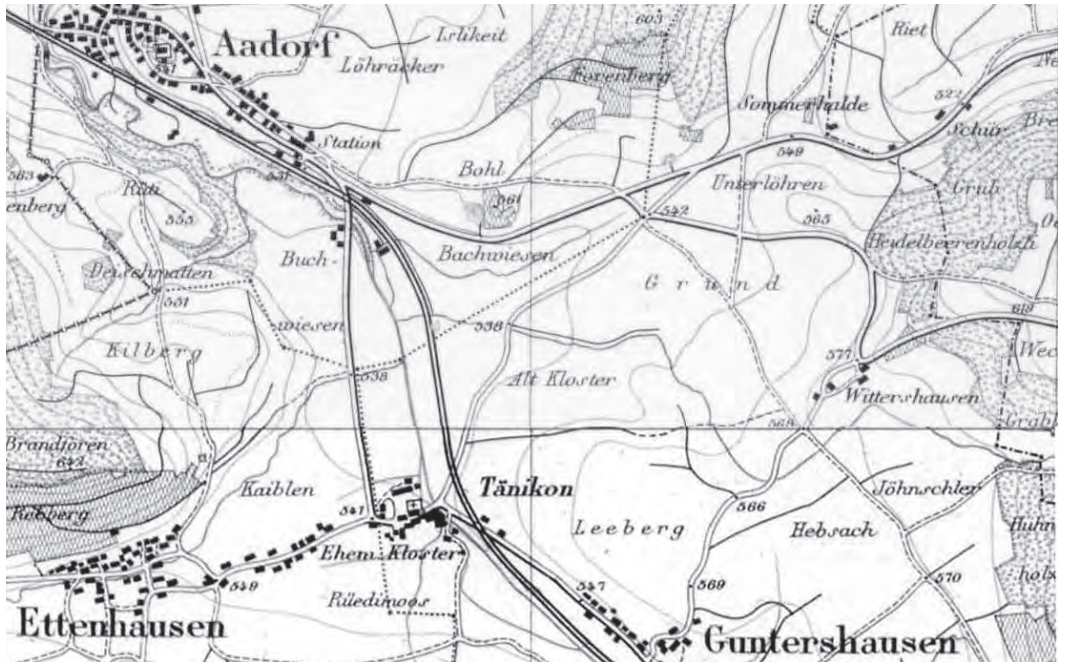
Der in Tuttwil geborene Historiker Johann Adam Pupikofer führt im Jahre 1837 in seinem Werk «Der Kanton Thurgau, historisch, geographisch, statistisch geschildert» Guntershausen wie folgt auf: «Dorf von 41 Häusern und mit Tänikon (9 Häuser), Maischhausen (28 Häuser) und Wittershausen (5 Häuser). Ortsgemeinde im Tale der Lützelburg.»¹⁰⁴

Einen eigenen Eintrag hat Wittershausen im 1910 erschienenen Geographischen Lexikon der Schweiz: «Wittershausen (Kt. Thurgau, Bez. Frauenfeld, Gem. Aadorf). 577 m. Weiler an der Strasse von

103 Michel; Mitt. Rosalie Schwager und Rudolf Schwager.

104 Pupikofer, S. 262.

Abb. 49: Ausschnitt Siegfriedkarte 1883.



Aadorf nach Tuttwil; 2,5 km sö. der Station Aadorf der Linie Winterthur–St. Gallen. 4 Häuser, 24 Ew. beider Konfessionen, Kirchgemeinden Aadorf. Acker-, Wiesen-, Obst- und Waldbau. Stickerei. Früher dem Kloster Tännikon gehörend.»¹⁰⁵

Der in Tuttwil aufgewachsene Hermann Wegmann schildert in seiner Mundarterzählung «Grüezzi, ihr Mane!» anschaulich Anekdoten der Wittershausener Zeit um 1860, insbesondere den Wirtshausbetrieb.¹⁰⁶ Die «Mane» sind Tuttwiler Konfirmanden, die auf der Heimkehr vom Unterricht in Aadorf in Wittershausen einkehren.

Die Ortsplanung der Gemeinde Aadorf von 2003 führt die Schutzobjekte in Wittershausen mit folgenden Texten auf:

Wohnhaus Schwager: Ehemaliges Lehenshaus des Klosters Tännikon; lokalhistorisch wertvoll, hoher

Eigenwert; *Natureinzelobjekte:* Zwei prächtige, den Weiler prägende Linden mit hohem Eigen- und Situationswert; *Archäologische Fundstellen:* Im Landrichter und in Wittershausen. Es handelt sich um frühmittelalterliche Gräberfelder. In den Jahren 1936 und 1942 erfolgen Not-, aber keine eigentlichen Ausgrabungen.

Im Jahre 1995 gibt die Denkmalpflege des Kantons Thurgau das «Hinweisinventar alter Bauten und Ortsbilder» für die Ortsgemeinde Guntershausen heraus. Die zweite Auflage von 2003 berücksichtigt die zwischenzeitlichen Forschungsergebnisse zum Weiler Wittershausen und zu den umliegenden Höfen.¹⁰⁷

105 Geographisches Lexikon, S. 690.

106 Wegmann, Wittershausen.

107 Hinweisinventar Thurgau.

Abb. 50: Ausschnitt Landeskarte der Schweiz
1:25000, aktuelle Ausgabe.



Der alte Weiler Wittershausen findet sich seit dem 17. Jahrhundert auf allen lokalen Karten. Die Karte von Hans Konrad Gyger von 1667 enthält in Wittershausen drei Gebäude sowie nordwestlich und östlich davon zwei getrennte, rechteckige Rebge- lände. Im nordwestlichen Gebiet weist der heute nicht mehr gebräuchliche Flurname Alti Råbe auf den früheren Weinbau hin. Auf der Karte von Johannes Nötzli von 1717 liegt Wittershausen am mittleren nordöstlichen Rand der Herrschaft Tänikon und zählt drei Gebäude. Auf der Sulzbergerkarte von 1835 sind der Lehenshof und dessen freistehende Scheune sowie südwestlich davon zwei Gebäude ersichtlich. Nordöstlich dieser zwei Gebäudegruppen liegt ein Rebberg. Markant ist die Überlandstrasse Aadorf- Tuttwil, damals eine wichtige Fernverkehrsstrasse. Nördlich Wittershausen ist das frühere Steilstück «Holi Gass» gut sichtbar. Wege führen getrennt nach

Guntershausen und Tänikon. Vom Kreuz im Wiesental zieht sich die historische Eschliker bzw. Fischinger Strasse unter Umgehung von Tänikon und Guntershausen in gerader Linie direkt nach Ifwil. Gut sichtbar ist der durchgehend offene Löörebach vom Rütistall bis zur Einmündung in die Lützelburg. Auf der Siegfriedkarte von 1883 führt die Strasse in Wittershausen noch zwischen dem unteren und mittleren Hof durch, beidseits der Strasse nach Tuttwil befinden sich Reben. Nach Guntershausen führt eine ausgebaute Strasse, die direkte Verbindung nach Tänikon ist dafür unterbrochen und unbedeutend geworden, die gerade Eschliker bzw. Fischinger Strasse ein Flurweg. Nordwestlich Wittershausen, im Gebiet Grund-Underlööre, jetzt Wiesental, gibt es mehrere Strassenkreuzungen. Die Sommerhalde, jetzt Waldegg im Ortsteil Aadorf, gehört damals zur Ortsgemeinde Guntershausen. Die Reben sind auf der

topographischen Karte von 1912 noch immer vorhanden, auf jener von 1928 nicht mehr. Im Jahre 1942 wird die Gemeindestrasse beim mittleren Hof auf die Ostseite verlegt. Alle Nachbarhöfe von Wittershausen – Waldegg, Wiesental, Blumenau, Bildacker und Waldhof – werden in den ersten zwei Dritteln des 20. Jahrhunderts erbaut. Im Berg an der Staatsstrasse nach Tuttwil entstehen zwei Wohnhäuser. Die zwei Landwirtschaftsbetriebe im Weiler, zurzeit Pius Schwager-Hollenstein und Friedrich Schwager-Freit, wurden lediglich um Landwirtschaftsbauten erweitert. Noch immer sind alle drei Bauernhäuser in Wittershausen von zahlreichen Obstbäumen umsäumt. In der Grueb, wo bis um 1910 Reben wuchsen, stehen jetzt ausgedehnte Obstkulturen. Insgesamt hat Wittershausen den Charakter als bäuerlicher Weiler gut bewahrt.

10 Siedlungs- und Flurnamen in und um Wittershausen¹⁰⁸

Der Abschnitt umfasst heute noch gebräuchliche sowie im Laufe der Zeit vergessene Namen von Siedlungen und Landschaft in Wittershausen und Umgebung.

10.1 Siedlungsnamen

Bildacker

= «Der Acker beim Bildstock; die Häuser auf dem Bildacker»

Name für die 1941 während der Güterszuammenlegung entstandene Siedlung des Karl Hasler-Koster.

«Bild» mit einem Bildstock bzw. heute ein Kreuz ist eine uralte Wegkreuzung an der Strasse Aadorf–Tuttwil, wo die Eschliker oder Fischinger Strasse abzweigt. 1803 Flurname Bildacker.

Blumenau (Blumenau, zur Blumenau)

= «Die Blumenwiese»

Früher Vogelhård/Landrichter. Name für den 1909 erbauten Bauernhof.

Breitelloo (Breitenloo, Breitenloh)

= «Das breite Gehölz»

1434 das «Gut, genannt Braitenloo». Hof bis 1969 Ortsgemeinde Tuttwil, seither Gemeinde Wängi.

Hülschbach (Hillisbach)

= «[Der Hof, das Land am] Bach eines Mannes namens Hilli oder Hiltin»

1257 «Hillisbach», 1803 «Hülschbach». Der Bach ist der jetzige Löörenbach. Abgegangener Hof nördlich des jetzigen Waldhofs. – Gemäss Lehenbrief von 1834 (StATG 7'47'18, G 21) lag Hillisbach von Wittershausen aus gesehen im «äusseren Berg», jetzt aber alles «in dem Bühel» genannt. – Weitere Angaben im Abschnitt 4, Die Tänikoner Klosterzeit.

Schüeppehof (Schüuppenhof)

Laut Nater Tänikon, S. 331, kauft das Kloster Tänikon 1629 den Schüeppehof für 3612 Gulden. Der Hof wird später nicht mehr erwähnt. Südlich Wittershausen Richtung Tänikon gelegen.

Schüür (Schür, Scheuer)

= «bei der (Feld)scheune»

1505 «by der Schür Jm Boden», 1634 «Schür in Hohen Grichten», 1887 «Scheuer». Zwei Höfe an der Strasse Aadorf–Wängi gelegen. Bis 1969 Ortsgemeinde Tuttwil, seither Gemeinde Wängi.

Summerhalde (Sommerhalde)

= «Ertragreiche oder besonders im Sommer genutzte Halde»

Bis um 1920 Name für die Waldegg. In Nyffenegger/Bandle, Siedlungsnamen nicht enthalten.

108 Für Schreibweise, Deutung und Belege vergleiche vor allem Thurgauer Namenbuch, Band 1–3.

Sunehalde (Sonnenhalden)

= «Halde mit viel Sonneneinstrahlung, Halde auf der Sonnenseite»

Zwischen 1850 und 1880 erbauter Bauernhof; Name bis in die 1920er-Jahre Sonnenhof. Bis 1969 Ortsgemeinde Tuttwil, seither Gemeinde Wängi.¹¹¹

Waldegg

= «Die Siedlung beim Wald»

Bis zum Bau des Bauernhofs 1910 hiess das Grundstück Summerhalde (Sommerhalde). Bis 1941 Ortsgemeinde Guntershausen, seither Ortsgemeinde Aadorf, seit 1996 Gemeinde Aadorf.

Waldhof

= «Der Hof beim Waldrand, beim Wald»

1967 erbaute landwirtschaftliche Siedlung.

Wiilhof (Wilhof)

= «Der Hof, der zu Wil/Wilen gehört»

1380 «Willehus», 1388 «Willehöfli», 1446 «Wilhoff». Bis 1969 Ortsgemeinde Tuttwil, seither Gemeinde Wängi.

Wisetaal (Wiesental, Wisental, Wiesenthal)

= «Die Wiese im Talgrund»

Frühere Bezeichnung: Kreuzacker, vgl. Wegkreuzung und Kreuz in der Nähe. 1911 Bau der Käserei.

Wittershausen

Vgl. Abschnitt 3. Die erste urkundliche Erwähnung im Jahre 894.

Bärg (Berg)

= «Erhebung im Gelände; Anhöhe, Berg»

Kurzbezeichnung für den Wittershauser Berg am Abhang des Tuttwilerbergs, jetzt Flurname für das Gebiet oberhalb der Kalberweid, Haus Beer und Umgebung.

Bommgarte (Baumgarten)

= «der Baumgarten, der Obstgarten»

1788 «Baumgarten». Beim Schwagerhof gelegen.

Breitli (Breitele)

= «kleiner, ebener Boden»

1803 «Breitli». Südwestlich des unteren Hofs gelegen.

Brunegarte (Brunnengarten)

= «Garten beim Brunnen; Garten mit Quelle»

Im Kaufbrief Hof Schwager von 1910 erwähnt. Beim Schwagerhof gelegen.

Büebliacker (Büebli Acker)

= «der einem Mann mit Namen Buebli gehörende Acker»

Laut Lehensbrief von 1788 (StATG 7'47'18 G 21) hiess der Süessler früher «in dem Buebli Acker». Südlich Wittershausen gelegen.

Büel (Bühl)

= «Hügel; Land beim, auf dem Hügel»

Nördlich des Waldhofs an der Rütistallstrasse. Vgl. Üssere Bärg.

Bützi

= «Quelle, Tümpel, Tränkestelle»

1803 «Büzi». Südlich Wittershausen, zwischen dem Trogacker, dem Rietackerli und der Witterschuuser Wis gelegen.

10.2 Flurnamen

Alti Räbe (Alte Reben)

= «Weingarten, Weinberg»

Zwischen Löörenacker und Hungersmatt; nördlichste kleine rundliche Bodenerhöhung; früher mit Reben bestockt; 1851 als Wiese genutzt.

109 Die «Sunehalde» im Thurgauer Namenbuch, Bd. 1.2, S. 1237–1238, bezieht sich kaum auf diesen Hof, da dieser im Gegensatz zu jenem erst nach 1850 entstand. Der «Sonehof» in Aadorf im Thurgauer Namenbuch, Bd. 1.2, S. 1181, ist aufgrund der dortigen Koordinaten nicht dieser frühere Sonnenhof.

- Chalberweid (Kalberweid, Kalberweidli)
 = «Weide für die Kälber»
 1803 «Kalberweid». Nördlich Wittershausen zwischen den Staatsstrassen nach der Blumenau und Obertuttwil gelegen. Gemäss Lehensbrief von 1788 gab es auch im Gebiet Hülschbach eine Kalberweid.
- Chirchwäg (Kirchwäg)
 = «der zur Kirche führende Weg»
 Im Lehensbrief von 1788 erwähnt. In der Lööre Richtung Aadorf gelegen, wohin Wittershausen kirchlich gehörte.
- Chlingäckerli (Klingäckerle)
 = «kleiner Acker, wo man etwas klingen oder rauschen hört»
 Ab 1788 als Fuchsacker bezeichnet. Südöstlich des Bildackers, am Löörebach gelegen.
- Chrüzacker (Kreuzacker)
 = «Ackerfeld bei einer Wegkreuzung, bei einem Feld- oder Wegkreuz»
 Früherer Name für Wiesental, wo sich verschiedene Wege kreuzen.
- Eggstande (Eggstanden)
 = «Einrichtung zum Unterstehen bei der oder auf der Geländekante»
 1788 erwähnt; in der Löörezele. Im Gebiet des jetzigen Bauernhofs Bildacker gelegen.
- Esper
 Vermutlich Bezug auf die Futterpflanze Esparsette, allenfalls Bezeichnung für Saatfeld. Östlich Wittershausen, unterhalb der Grueb gelegen.
- Forenacker
 = «der Acker bei der Föhre, bei den Föhren»
 1803 «Föhren Acker». Am Löörebach, westlich des Fuchsackers gelegen.
- Fuchsacker (Fuchsäckerle)
 = «Ackerfeld, auf dem häufig Füchse gesichtet werden»
 1788 als «Klingäckerli» erwähnt; an einem Wäldchen gelegen, daher Bezug auf den Fuchs.
- 1803 «Fuchsacker». Am Löörebach, östlich des Forenackers gelegen.
- Galiacker (Galliacker, Gallisacker)
 = «der Acker, der einem Galli (Gallus) gehörte»
 1803 «Galli Aker». In der Mitte zwischen Wittershausen und Guntershausen gelegen.
- Gräblerrai (Gräblerrain)
 = «von Gräben durchzogener Abhang oder Bodenerhöhung»
 Östlich Wittershausen, im Gebiet der Münzrüti gelegen.
- Grosswis (Grosswiese, Grosse Wies)
 = «das grosse, umfangreiche Stück Wiesland»
 1797 «die grosse Wies». Nicht lokalisierbar.
- Grubwaldung
 Im Kaufbrief von 1924 erwähnt, wohl das Gruebholz.
- Grueb (Grub, vordere und hintere)
 = «künstlich ausgegrabene Vertiefung»
 1544 «namlich zuo Wittershuossen zwo juochart ackers jn der Gruob gelegen». Bezeichnung für eine der drei Wittershauser Zelgen. Die Bezeichnung kommt zweimal vor: östlich von Wittershausen als Wiese – die frühere Zelge – und oberhalb der Schüür als Wald.
- Gruebholz (Grubholz)
 = «der Wald im oder beim Gebiet Grueb»
 Wald im steilen Gelände südöstlich der Strasse nach Tuttwil.
- Grund
 = «Land in der Niederung, Ebene, Vertiefung; Boden mit tiefer Humusschicht»
 1803 «im Grund». Zwischen Bildacker und Tänikon gelegen.
- Hanfacker
 = «Ackerfeld, auf dem Hanf angebaut wurde»
 1803 «Hampfacker», im Kaufbrief von 1840 (Hofarchiv Rudolf Schwager) erwähnt. Nicht genau lokalisierbar, vermutlich nahe bei Wittershausen.

Heidenacker

= «weites, offenes Ackerfeld»
Südlich des Bildackers gelegen.

Hepsach (Hebsach, Hepsack, Hebsack)

= «das umstrittene Grundstück» oder «das Grundstück des Mannes mit dem Namen Hebsack»

1483 «ainen aker, genant der Hebsack». Bezeichnung sowohl für eine Wittershauser als auch eine Guntershauser Zelge, die aneinander grenzen oder wohl eher sich überlagerten. Dieses grosse Gebiet wurde durch den Hepsachgraben entwässert. Dieser ist auf der Sulzbergerkarte von 1836 und auch noch auf der topographischen Karte von 1904 ersichtlich. Dieses Gewässer wies beidseits Zuflüsse auf und floss parallel zur heutigen Pumpwerkstrasse in die Lützelmurg.

Hohes Rüteli

= «die hohe, erhöht gelegene kleine Rodung»
Nordwestlich Wittershausen gelegen.

Holi Gass (Holgass, Hohle Gass)

= «Weg durch einen Geländeeinschnitt, eine natürliche Vertiefung oder einen dichten Wald»
Bezeichnung für die alte Landstrasse nördlich Wittershausen. 1788 wird deren starke Steigung durch eine neue Strassenführung überwunden. Der steile Weg in Form eines S ist noch weitgehend vorhanden.

Hüenerholz (Hühnerholz)

= «Waldstück, in dem Rebhühner leben»
1803 «Hünerhölzli». Wald zwischen Rütistall und Landsberg.

Hungersmatt

= «die Wiese eines Besitzers mit Personennamen Hugolt»
1413 «Hugelschmatt», 1468 «Hugers Matt», 1803 «Hungers Matt», 1871 «Hungersmatt». Südwestlich Wittershausen gelegen.

lifang (Ifang, Einfang, Befang)

= «begrenzter oder eingeschlossener Raum, Einfriedung, Umfang; Landstück mit altem Sondernutzungsrecht»

1544 «zuo Wytterschusen jm Jnfang». Ein Ifang oder eine Pünt diente besonders dem Anbau von Gemüse, Hanf und Flachs. Beim Hof Schwager, nordwestlich Wittershausen, unterhalb der Staatsstrasse gelegen.

lisetaal (Eisental)

= «Geländesenkung mit eisenhaltigem oder rostrotem Erdreich»

In den Lehensbriefen von 1797 und 1834 (Hofarchiv Rudolf Schwager) erwähnt. In dieser Bodenmulde (Tal) färbte sich das Grundwasser aufgrund bestimmter Pflanzenvorkommen rostrot. Südwestlich Wittershausen gelegen.

Jönschler (Jönstler)

= «das einer Person mit Namen Jonas gehörende Landstück»

1803 «Jönschler», 1871 «Jönstler», 1883 «Jönschler». Südöstlich Wittershausen gelegen.

Landrichter (hinterer und vorderer)

= «das Grundstück eines Landrichters»

1803 «Land Richter». Gemäss Lehensbrief von 1834 (StATG 7'47'18 G 21) war Landrichter Graf von Tuttwil Anstösser eines Landstücks in Wittershausen. Nördlich der Blumenau an der Strasse nach Wängi gelegen.

Lööre (Löhren)

= «beim Steinhauften; bei der Geröllhalde»

1469 «und dannenthin (von Witterschuisse) an Lören». Die Lööre bzw. Underlööre ist eine der drei Wittershauser Zelgen. Westlich des Bildackers gelegen.

Löörebach (Löhrenbach, Löörebächli)

= «der vom Gebiet Lööre her fliessende Bach»

Der kleine Bach fliesst von Krillberg her durch den Rütistall gegen Wittershausen und Aadorf, zum Teil kanalisiert.

- Löörenacker (Löhrenacker)
= «Acker im oder beim Gebiet Lööre»
Südwestlich Wittershausen gelegen.
- Löörewis (Löhrenwiese)
= «die Wiesen im oder beim Gebiet Lööre»
1803 «Löhrenwies». Südwestlich Wittershausen gelegen.
- Münzrüti
= «das Rodungsland mit Bewuchs von Minze-Pflanzen»
1691 «Münz Reütj», 1773 «Müntz rütti acker». Nordöstlich des Waldhofs, im westlichen Rütistall gelegen.
- Nachtweid
= «Weide, die während der Nachtzeit benutzt wird; Weide, auf der sich das Vieh während der Nacht aufhält»
1851 «Nachtweid». Nordwestlich Wittershausen gelegen.
- Neuwisli (Neuwiesli)
= «das neue, neu erschlossene kleine Stück Wiesland»
Im Lehensbrief von 1797 «neu wiesli, dazwischen der Weg nach Tänikon geht, vor Zeiten Schueppen wiesli genannt». Südlich Wittershausen Richtung Tänikon gelegen.
- Ölbrune (Ölbrunnen, Elbrune)
= «feuchtes Landstück, auf dem Mohn, Raps oder Sonnenblumen angebaut wurden» oder «ergiebiges, reich machendes Grundstück»
1446 «Oelbruner», 1638 «Öhlbrunnen». Nordöstlich Wittershausen gelegen.
- Öömligarte (Ömli Garten)
= «die Hauswiese mit dem Sauerkirschenbaum»
Im Lehensbrief von 1788 (StATG 7'47'18 G 21) «Ömli Garten». Genaue Lage nicht bekannt.
- Psetzeli (Bsetzeli, Bsezeli, Im Zezeli, Sezeli)
= «das kleine Fischerei-, Jagdrevier»
Im Lehensbrief von 1797 als «Setzeli» und im Kaufbrief von 1840 als «im Sezeli» erwähnt; in den Kaufbriefen von 1910 und 1924 als Wiese aufgeführt. Westlich der Gemeindestrasse zwischen dem mittleren Hof und der Staatsstrasse gelegen. Ein Bezug zur Fischerei und Jagd ist vorliegend nicht erkennbar.
- Rietäckerli
= «der kleine im oder beim Riet gelegene Acker»
Südwestlich Wittershausen gelegen.
- Rietli (Rietle, Riethli)
= «kleines, nasses Grundstück»
1803 «Riethli». Nordwestlich Wittershausen gelegen.
- Rietwiese (Rietwiese)
= «die Wiese im oder beim Ried»
1803 «Riethwyssli», «Riethwies», «Riedwies». Vermutlich beim Rietäckerli gelegen.
- Rossweid
= «Rossweide; das Recht, Pferde zu weiden»
1803 «Rossweyd», «Rossweid». Laut Lehensbrief von 1788 hinter der Scheune, östlich des mittleren und unteren Hofes gelegen.
- Rütistall
= «die Stelle oder der Stall des Liuto» oder «der Stall im Gebiet Rüti»
1549 «Lütetal», 1617 «Lüttenstallwiesen», 1691 «Reütistahl», 1712 «Rittistall», 1851 «Reutistal(l)». Aufgrund der Geländeform dürfte es sich beim zweiten Wortteil nicht um einen Viehstall, sondern um die Ableitung von Tal (Geländemulde) handeln. Die Gemeindestrasse durch dieses kleine Tal wird 1932 gebaut.
- Rütiwiese (Rütiwiese)
= «die Wiese beim Rodungsland; die Wiese im oder beim Gebiet Rüti»
Im Kaufbrief von 1910 (Hofarchiv Rudolf Schwager) nur als «Wiese» aufgeführt. Vermutlich im Gebiet Rütistall.

Scheihag (Scheyenhag, Scheienhag)

= «beim Zaun, der mit Holzlatten hergestellt ist»
1788 «Scheyenhag». Westlich von Wittershausen gelegen.

Scheienacker (Scheye acker)

= «Ackerfeld, das mit einem Scheienzaun (Bretterzaun) umgeben war; allenfalls: Ackerfeld, das einer Familie Schei gehörte»
1851 «Scheienacker». Westlich von Wittershausen gelegen.

Schnäggewis (Schneckenwiese)

= «Wiese, auf der viele Schnecken leben»
1851 «Schneckenwies», «Schneegenwiess». Westlich des unteren Hofes gelegen.

Schüepewis (Schüeppenwiese, Schüppen Wiesle)

= «das einer Familie Schüepp gehörende Stück Wiesland»

Im Lehensbrief von 1797 (Hofarchiv Rudolf Schwager) «Schueppen wiesli» genannt; neuere Bezeichnung «Neuwis (Neuwiese).

Laut Nater, Tänikon, S. 331, kauft das Kloster Tänikon 1629 den Schüeppenhof für 3612 Gulden. Der Hof wird später nicht mehr erwähnt. Südlich Wittershausen Richtung Tänikon gelegen.

Stelzenacker

= «Ackerfeld auf oder mit einem vorspringenden Grundstückteil»
1851 «Stelzenacker». Nicht genau lokalisierbar, vermutlich südwestlich Wittershausen.

Stich

= «beim steilen Wegstück, beim steilen Hang»
Im Kaufbrief von 1924 als Ackerland aufgeführt. Zwischen Staatsstrasse und früherer Landstrasse (Holi Gass) im oberen flach werdenden Teil des Bärgs.

Stigelacker (Stiegelacker, Stiglen Acker)

= «Ackerfeld mit oder bei einem Zaunübertritt»
1851 «Stigelacker». Südwestlich Wittershausen im Grenzgebiet der Zelgensysteme Wittershausen und Guntershausen gelegen.

Süessler (Süssler)

= «Grundstück mit Bestand von Süessler-Apfelbäumen»
1803 «Süssler». Südlich Wittershausen gelegen. Früherer Name: Bueblisacker.

Trogacker

= «Ackerfeld bei einem Brunnentrog; Ackerfeld in oder mit einer trogartigen Geländevertiefung»
1851 «Trogacker». Durch dieses Landstück südlich Wittershausen fliesst der Löörebach.

Trottegarte (Trottengarten)

= «der Garten bei der Trotte»
In den Kaufbriefen von 1910 und 1924 erwähnt. In Wittershausen befand sich seit altersher eine Trotte.

Underlööre (Underi Lööre, Unterlöhren)

Zur Deutung vgl. Lööre. Die historische Underlööre liegt nördlich und südlich der Blumenau. Underlööre ist eine der drei Wittershauser Zelgen. In der Underlööre befindet sich seit Jahrhunderten ein Kreuz, bei dem die fünf Strassen von Aadorf, Wängi, Wittershausen, Eschlikon und Tänikon zusammentreffen.

Üssere Bärg (Äusserer Berg)

= «der entferntere Teil des Bergs»
Alte Bezeichnung von Wittershausen aus gesehen für die bewaldete Anhöhe Büel-Rütistall-Hüenerholz. Dieser Wald und der anschliessende Höhenzug gegen den Landsberg hiessen aus der Sicht von Tänikon und Guntershausen «Guntershauser Berg».

Vogelhärd (Vogelherd)

= «Vorrichtung zum Vogelfang mit Schlaggarn und Lockvögeln»
1851 «Vogelherd». Flacher Hügel nordöstlich der Blumenau.

Wächselland (Wechselland)

= «Landstück, welches einer abwechslungsweisen Nutzung unterlag»

- 1772 «Wechsellandt». Oberhalb des Gruebholzes, Obertuttwil, gelegen.
- Wiigarte (Weingarten, Wingarten)
= «Weingarten, Weinberg»
Im Lehensbrief von 1788 als «Hinderer Wingarten» erwähnt. Zwischen Wittershausen und dem Gruebholz gelegen.
- Winkel
= «abgelegener Ort, winkelförmig bzw. spitzwinklig verlaufendes Landstück»
In den Kaufbriefen von 1910 (als Streueland) und 1924 erwähnt; dem Namen nach ein kleines Grundstück. Nicht lokalisierbar.
- Witterschhuuserbärg (Wittershauserberg)
Alte Bezeichnung für den Höhenzug nördlich des Weilers; kurz «Bärg» genannt. Die Grenze zwischen dem Wittershauser- und Guntershauserberg war der Rütistall.
- Witterschhuuserwis (Wittershauser Wiese)
= «die gegen Witterschhuuse hin gelegene Wiese»
1851 «Witershauser Wiess», «Witershauserwiesen». Sie gehörte zur Dreizelgenwirtschaft Wittershausen und nicht zu jener von Guntershausen.
Südöstlich Wittershausen gelegen.
- Zelgli
= «die kleine Zelge, die kleine Flurabteilung; das kleine Stück Ackerland»
In einem Pfandverzeichnis von 1887 (Hofarchiv Rudolf Schwager) als «Wiese» erwähnt. Nicht lokalisierbar.

11 Der Streit um die kirchliche Zugehörigkeit 1812–1886

Wittershausen gehört seit altersher kirchlich zu Aadorf. In der Reformationszeit (1525–1550) nimmt der Weiler den evangelischen Glauben an, wird aber nach der Wiederherstellung des Klosters Tänikon 1550 wieder katholisch. Die Wittershauser müssen allerdings nach Tänikon in die Kirche, weil in Aadorf erst ab dem Jahre 1627 wieder katholische Gottesdienste gehalten werden können. Sie versuchen deshalb wiederholt, sich von Aadorf zu trennen und Tänikon anzuschliessen, so im Jahre 1812, als der Grosse Rat des Kantons Thurgau Wittershausen, das bislang keiner Gemeinde angehört, politisch Guntershausen zuteilt. Der katholische Kirchenrat entscheidet aber am 19. Juni 1812, Wittershausen solle bei Aadorf bleiben. Die Begründung war, dass der anteilmässige Anspruch der Wittershauser am Kirchengut angesichts des Passivenüberschusses von 119 Gulden zu einem Streit mit Aadorf führen könnte.¹¹⁰

Am 8. Januar 1841 verlangen Alois und Jakob Schwager, dass Wittershausen aus dem Kirchen- und Schulverband mit Aadorf abgelöst wird. Weil die anderen Wittershauser – Johann Schwager, «Bauer», sowie Jakob und Franz Stadler – kein gleiches Gesuch stellen, wird das Begehren abgewiesen. Allerdings wird Wittershausen im Jahre 1862 im Rahmen einer kantonalen Bereinigung der Schulkreise der Schulgemeinde Guntershausen zugeteilt.¹¹¹

Im Oktober 1885 bemühen sich die Bewohner von Wittershausen erneut um die kirchliche Abtrennung von Aadorf. Dieses wehrt sich dagegen, weil Wittershausen bereits vor der Reformation zu Aadorf gehört habe, ihre Jahrzeiten hier gelesen würden und die Lostrennung für Aadorf eine Einbusse an Stimmzahl und Steuereinnahmen bedeute. Dieser Mei-

¹¹⁰ Nater, Aadorf, S. 769.

¹¹¹ Nater, Aadorf, S. 784.

nung schliesst sich am 16. November 1885 der katholische Kirchenrat an. Gegen diesen Entscheid führen am 1. Dezember 1885 Johann Schwager «und fünf Genossen von Wittershausen» beim Thurgauer Regierungsrat Rekurs mit der Begründung, die Entfernung zu Tänikon sei kleiner, politisch und schulisch gehöre Wittershausen bereits zu Guntershausen und es handle sich um eine «unerhebliche Seelenzahl».¹¹² Katholisch Aadorf betont in der Vernehmlassung vom 2. Januar 1886 zum Rekurs, die Distanzdifferenz betrage nur etwa 800 Meter, die Steuersubstanz würde verringert und Veränderungen gegenüber der 1868 festgesetzten Kirchgemeindeneinteilung seien nur aus zwingenden Gründen zuzugestehen. Die Rekurrenten bemerken dazu, die «Entfernung von Wittershausen nach Tänikon in gerader Richtung auf einem offenen Fusswege betrage 1300 Meter», dagegen jene bis zur Kirche Aadorf 2700 bis 3000 Meter. In einem Entwurf der katholischen Kirchgemeindeneinteilung von 1866 sei Wittershausen als Bestandteil der Ortsgemeinde Guntershausen kirchlich Tänikon zugeteilt gewesen.¹¹³

Der Thurgauer Regierungsrat befasst sich an der Sitzung vom 8. Januar 1886 mit dieser Angelegenheit und zieht in Erwägung: Die Entfernung spricht für Tänikon; der Weg nach Aadorf ist fast doppelt so lange, was nicht als unerheblich gelten kann. Wittershausen gehört bereits politisch zu Guntershausen und seit 1862 auch schulisch. Die Einteilung von Wittershausen nach Tänikon ist als eine «naturgemässe» zu betrachten. Die Kirchgemeinde Tänikon will die Rekurrenten ohne Weiteres in ihren Verband aufnehmen. Eine Entschädigung an Aadorf kommt nicht in Frage, weil es sich nur um das Rechtsverhältnis der Einwohnerschaft handelt und die Abtrennung einer solch kleinen Ortschaft keine erhebliche Schmälerung der Steuerkraft der Katholischen Kirchgemeinde Aadorf zur Folge hat. Aufgrund dieser Überlegungen betrachtet der Regierungsrat die Beschwerde der Wittershauser als begründet und entscheidet, dass

Wittershausen auf den 1. April 1886 von der Katholischen Kirchgemeinde Aadorf abgelöst und der Katholischen Kirchgemeinde Tänikon zugeteilt wird. Der Bischof des Bistums Basel erklärt sich mit dieser Änderung einverstanden. Damit ging die fast 1000-jährige kirchliche Zugehörigkeit von Wittershausen nach Aadorf zu Ende.¹¹⁴

12 Jubiläum «1100 Jahre Wittershausen» 1994

Der 10. Januar 1994 ist für Wittershausen ein historisches Datum: Vor 1100 Jahren erwähnte eine Urkunde den Weiler erstmals. Das in der gleichen Urkunde ebenfalls erstmals genannte Bichelsee begeht das Jubiläum mit einer farbig bebilderten Gedenkschrift,¹¹⁵ einer lokalhistorischen Ausstellung und einem von der Bevölkerung gut besuchten Festakt am Sonntag, 9. Januar 1994.

Die geschichtsbewussten Wittershauser erinnern sich ihres Jubiläums ebenfalls, verlegen den Gedenktag aber zweckmässigerweise auf den Sommer. Rosalie Schwager gibt einen Pin mit der Nordwestansicht ihres Elternhauses und dem Text «Wittershausen 894–1994» in Auftrag. Dieses schön gestaltete Erinnerungsstück wird in der kleinen Auflage von lediglich 100 Stück hergestellt. Und der Mettendorfer Kerbschnitzer Paul Kuhn gestaltet eine schlichte hölzerne Gedenktafel mit der Inschrift «1100 Jahre Wittershausen, 894–1994», die inskünftig an den hohen

112 StATG 3'00'167 Protokoll Regierungsrat, Sitzung vom 8. Januar 1886, Beschluss Nr. 6.

113 StATG 3'00'167 Protokoll Regierungsrat, Sitzung vom 8. Januar 1886, Beschluss Nr. 6.

114 StATG 3'00'167 Protokoll Regierungsrat, Sitzung vom 8. Januar 1886, Beschluss Nr. 6; Nater, Aadorf, S. 769–770; Entscheid und Akten auch in: Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager.

115 1100 Jahre Bichelsee.

Geburtstag erinnern soll. Mit einem Flugblatt laden die Ortskommission Guntershausen und «alle Wittershauser» die Bevölkerung zur Jahrhundertfeier auf den Spätnachmittag des Samstag, 2. Juli 1994, ein. Mit von der Partie sind ebenfalls die Bürgermusik Etenhausen unter der Leitung von Silvia Heule und der Männerchor Guntershausen, den Magnus Bürge dirigiert. Das denkwürdige Fest findet bei allerschönstem Sommerwetter im Freien beim 230 Jahre alten ehemaligen klösterlichen Lehenshof der Familie Schwager statt. Die Zeitungen berichten ausführlich über den gelungenen Anlass: Die Regionalzeitung Hinterthurgau widmet der Geburtstagsfeier eine ganze Seite.¹¹⁶ Gallus Müller begrüsst als Vorsteher der Ortsgemeinde Guntershausen die Gäste aus nah und fern zum ungezwungenen Fest und weist darauf hin, dass Wittershausen nach Tänikon (789) der zweitälteste Teil der Gemeinde ist. Maischhausen erscheint 912, Guntershausen erst 1282 in den Urkunden. Wittershausen ist auch in späteren Jahren ein nicht unwichtiger Punkt. Hier führt die alte Überlandstrasse vorbei, und vor dem Aufstieg nach Tuttwil benötigen nicht nur die Pferdepost, sondern auch andere Transporte einen Vorspann. So kommen die Wittershauser nebst der Landwirtschaft zu einer willkommenen Nebeneinnahme. Darauf dürfte auch die Wirtschaft beruhen, die bis um 1870 im Haus Schwager betrieben wird. Müller bedankt sich bei der Familie Schwager im Namen aller Anwesenden für die grosszügige Gastfreundschaft. Am Fest wird dank der Initiative von Anni Fleischli-Schwager, die den Kontakt herstellte, eine Grussbotschaft des Ortsvorstehers Norbert Kobsch von Wittershausen im Landkreis Rottweil (Baden-Württemberg) verlesen. Laut Reportage in der Regionalzeitung «fand das Fest dann seinen Fortgang. Man liess sich den Imbiss vom kalten Buffet munden und genoss daneben einen guten Schluck Wein oder ein kühles Bier. Auch den Kleinen war es in dieser Atmosphäre sichtlich wohl, denn für einmal hiess es nicht stillsitzen und den Mund halten, sie

durften wacker mitparlieren. Während die ersten Festteilnehmer neue abendliche Verpflichtungen wahrnehmen mussten, stiessen immer wieder neue Guntershauser zur frohen Runde und so ging der Gesprächsstoff bis gegen 22 Uhr nicht aus. Die schlichte, aber gerade deswegen so sympathische Geburtstagsfeier wird bestimmt in die Geschichte der Gemeinde und von Wittershausen eingehen.»¹¹⁷

13 Deutsche Wittershausen

In Süddeutschland gibt es zwei kleine Ortschaften mit dem Namen Wittershausen: in den Landkreisen Rottweil (Württemberg, Bundesland Baden-Württemberg) und Bad Kissingen (Unterfranken, Freistaat Bayern). Mit den Behörden beider Ortschaften trat 1994 anlässlich des Festes «1100 Jahre Wittershausen 894–1994» Anni Fleischli-Schwager, Frauenfeld, in Kontakt.

13.1 Wittershausen im Landkreis Rottweil

Die Ortschaft liegt am Neckar in der Mitte zwischen den Städten Rottweil und Horb und gehört seit 1972 zur Gemeinde Vöhringen im Bundesland Baden-Württemberg. Das Dorf pflegt mit der einzigen deutschen gleichnamigen Ortschaft im Landkreis Bad Kissingen seit 50 Jahren Kontakte in Form von gegenseitigen Freundschaftsbesuchen sowie Treffen von Vereinen und Feuerwehr. Der Ort hat folgende Vereine: Turn- und Sportverein, Musikverein, Gemischter Chor, Fischerclub, Kleintierzuchtverein und Tennisclub.

Mit der urkundlichen Nennung als «Witershausen» im Jahre 1139 tritt die Ortschaft in die Geschichte ein. Laut Heimatbuch stammt der Ortsname

116 Lampart, Fest; Lampart, Wittershausen; Lutz.

117 Lutz.

«wohl vom adeligen Grundherr Withari, der sich als Siedlungsgründer betätigte». Den Mittelpunkt des früher gänzlich evangelischen Dorfes bildet die Kirche Peter und Paul. Der Gemeindeteil Wittershausen ist 905 Hektaren gross und zählt 920 Einwohner.

Ortswappen: in Grün ein silberner Krummstab.¹¹⁸

13.2 Wittershausen im Landkreis Bad Kissingen

Dieses Wittershausen liegt in der Rhön nördlich von Würzburg, südwestlich Bad Kissingen. Die früher selbstständige Gemeinde Wittershausen gehört seit 1971 zur Gemeinde Markt Oberthulba im Freistaat Bayern. Der Ort wird im Jahre 1317 erstmals erwähnt. In den Jahren 1957/1958 wird die alte Kirche aus dem 14. Jahrhundert abgebrochen und eine neue Kirche in Form eines Fünfecks errichtet. Die neue Kirche St. Georg ist das bemerkenswerteste Gebäude im Ort. Der Gemeindeteil Wittershausen umfasst 574 Hektaren und zählt 530 Einwohner. Es bestehen folgende Vereine: Freiwillige Feuerwehr, Musikverein, Obst- und Gartenbauverein, Sportverein «Frankonia», Bayer. Bauernverband – Ortsverband Wittershausen.¹¹⁹

Vom 21. bis 23. April 1995 unternahm der Musikverein dieses Wittershausen einen dreitägigen Ausflug in die Schweiz. Am Hinreisetag besuchten die etwa 35 Personen in Stein AR die Schaukäserei und anschliessend den Flecken Appenzell. Untergebracht waren die Musikantinnen und Musikanten im Hotel «Freihof» in Wil SG bei Ida Bürge-Schwager, aufgewachsen in Wittershausen bei Aadorf. Der zweite Tag galt der Stadt Luzern, verbunden mit einer Schifffahrt auf dem Vierwaldstättersee. Am Vormittag des Abreisetages – es war Weisser Sonntag – begaben sich die unterfränkischen Wittershauser zu den schweizerischen Namensvettern. Vorerst besuch-

ten sie den festlichen Gottesdienst in Tänikon, wo auch die Bürgermusik Ettenhausen zugegen war und wo Kirchenpräsident Herbert Zehnder Tänikon vorstellte. Beim anschliessenden Empfang auf dem Hof Schwager waren auch die übrigen Bewohner des Weilers sowie Ortsvorsteher Gallus Müller von Guntershausen anwesend. Die deutschen Gäste wurden zum Essen eingeladen und zeigten sich vom grosszügigen Empfang durch die Familie Schwager sehr erfreut.¹²⁰

118 Koerner; Mitt. Ortsverwaltung Wittershausen, Bürgermeisterei Vöhringen, Landkreis Rottweil.

119 Mitt. Gemeinde Markt Oberthulba.

120 Mitt. und Akten Rosalie Schwager und Rudolf Schwager.

14 Zeittafel

894	Erste urkundliche Erwähnung als «Witherreshusa».
1257	Wittershausen kommt zum Kloster Tänikon.
1509	Guntershausen und Wittershausen werden Teil der Gerichtsherrschaft Tänikon.
1542–1551	Der Lehenshof wird ein Erblehen des Tänikoner Klosterverwalters Joachim Gründer.
1544	Das Kloster Tänikon erwirbt alle Zehnten von Wittershausen.
1644	Die Familie Stadler zieht in Wittershausen ein.
1764	Die Scheune des Lehenshofs wird erbaut.
1765	Das Kloster Tänikon erstellt das Wohnhaus seines Lehenshofs.
1788	Die steile «hohli Gass» wird durch die Anlage einer neuen Strasse umgangen.
zirka 1801 – zirka 1920	Schwager «Haneslis» in Wittershausen (mittlerer Hof).
1812	Der Thurgauer Grosse Rat teilt Wittershausen der Ortsgemeinde Guntershausen zu.
1834	Johann Schwager von Ittishausen erhält den Klosterhof zu Lehen.
1840	Johann Schwager kauft seinen Hof der Klosterverwaltung des Kantons Thurgau ab.
1861–1869	Amtszeit als Regierungsrat von Alois Florian Stadler (1823–1879), Aadorf, dessen Grossvater Bauer in Ittishausen war.
1862	Schulische Umteilung von Aadorf zu Guntershausen.
1866	Die über 200-jährige Zeit der Stadler in Wittershausen geht zu Ende.
1886	Kirchliche Umteilung von Aadorf zur Katholischen Kirchgemeinde Tänikon.
1910	Erste Mähmaschine auf dem Schwagerhof.
1920	Elektrisch: Anschluss an das Elektrizitätswerk Aadorf.
1932	Bau der Flurstrasse durch den Rütistall nach Tuttwil.
1936/1942	Ausgrabung frühmittelalterlicher Gräber.
1938–1946	Güterzusammenlegung; 1941 Bau der Siedlung Bildacker.
1942	Verlegung der Gemeindestrasse beim mittleren Hof.
1949	Anschluss an die Wasserversorgung Tuttwil.
1950–1964	Der Wittershauser Engelbert Schwager amtet als Vorsteher von Guntershausen.
1956	Erster Traktor auf dem Schwagerhof.
1958	Eindolung des Löörenbachs in der Grueb.
1964–1991	Der Wittershauser Benedikt Beer amtet als Vorsteher von Guntershausen.
1969	Bau der grossen Scheune.
1994	Jubiläum «1100 Jahre Wittershausen».
1997	Teilung des Hofes Schwager zwischen Rudolf Schwager-Lehner bzw. Pius Schwager-Hollenstein und Friedrich Schwager-Frei.

Anhang

Münzen, Masse und Gewichte

Münzen

1 Gulden (Florin, fl.) = 2 Pfund = 15 Batzen = 40 Schillinge = 60 Kreuzer; 1 Kreuzer = 8 Haller = 3,5 Rappen;
1 Pfening = 2 Haller.

Der Schweizerfranken wird 1852 eingeführt. Umrechnung: 1 Gulden = Fr. 2.12

Flächenmasse

1 Juchart (ca. 36 Aren) = 4 Vierling; 1 Mahd (Maad, Mannmahd) = 35 Aren; 1 Hube = 30 bis 50 Juchart

Getreidemasse

1 Mütt (oder Scheffel) = 4 Viertel = 16 Vierling; 1 Malter = 2 Mütt.

Quellen und Literatur

Nicht publizierte Schriftquellen

1. Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld (StATG)

- 1'95'1 Helvetik: Gemeinden: Grundkataster: Tänikon 1801
- 3'00 Regierungsrat: Protokolle
- 4'272'1–8 Departemente: Bau und Versicherungen: Brandschaden und Versicherung: Kantonale Brandassekuranz: Schätzungsprotokolle, Aadorf (1808–1925)
- 4'364 Departemente: Finanzen: Steuerwesen II: Ehehaftentaxen, Alkohol- und Wirtschaftspatenttaxen
- 5'9 prov. Sign. 18 Bezirke und Kreise: Grundbuchämter: Kreis Matzingen: Grundkataster Guntershausen, Bände 18–21
- 7'32'236 Fremde ältere Archive: Thurgauische Stifte und Komtureien: Kreuzlingen: Stiftsarchiv: Verzeichnis der Leibeigenen und der Einkünfte zu Aawangen, 1772
- 7'47'18 Fremde ältere Archive: Thurgauische Klöster: Tänikon: Wittershausen (vor allem Lehens- und Kaufbriefe)
- 7'47'41 Fremde ältere Archive: Thurgauische Klöster: Tänikon: Klosterrechnungen 1761–1799
- 7'47'50–7'47'52 Fremde ältere Archive: Thurgauische Klöster: Tänikon: Repertorien des Klosterarchivs 1856, 1789, 1699
- 7'47'53 Fremde ältere Archive: Thurgauische Klöster: Tänikon: Urbar 18. Jahrhundert
- 7'47'54/7'47'67 Markenbeschreibung sämtlicher Güter des Klosters 1773, 1825–1828
- 7'41'77 Fremde ältere Archive: Thurgauische Klöster: Fischingen.; XI.: Tannegg und Mosnang.
- 7'47'85 Fremde ältere Archive: Thurgauische Klöster: Tänikon: Klosterverwaltung 1836–1849: Güterverkehr 1836–1848
- 7'47'100 Fremde ältere Archive: Thurgauische Klöster: Tänikon: Klosterverwaltung 1836–1849: Inventarium 1836 (u.a. Lehenshof Wittershausen)
- 7'47'123 Fremde ältere Archive: Thurgauische Klöster: Tänikon: Klosterverwaltung 1836–1849: Urbarium 1845–1848 (Wittershausen S. 47–54, 120, 146)
- MF 99 52 77 Pfarrbücher Katholisch Aadorf

2. Pfarreiarchiv Tänikon

- B 5.8.01 Familienbücher und -register der katholischen Bürger, 18.–20. Jahrhundert

3. Benediktinerkloster Fischingen

- Handschrift MF 19 Chronik des Pater Joachim Seiler

4. Munizipalgemeinde Aadorf (MGA)

- MGA-32 Liegenschaften-Kataster Gemeinde Tänikon um 1800
- MGA-38 Brandassekuranzkataster 1870–1943
- MGA-39 Brandassekuranzkontrolle 1857–1944
- MGA-40 Verzeichnis der Brandgeschädigten (Aadorf 29. Oktober 1827)
- MGA-73 Ausländerkontrolle Ortsgemeinde Aadorf, 1910–1957

5. Ortsgemeinde Aadorf (OGA)

- OGA-256 Vertrag zwischen dem EW Aadorf und Johann Schwager, Wittershausen und Elektrizitätskorporation Wittershausen 1917
- OGA-257 Anschluss der Höfe Wittershausen, Blumenau und Waldegg an das EW Aadorf 1919–1921

6. Grundbuchamt Aadorf

Zusammenstellung vom 4.4.1999 über Handänderungen in Wittershausen im 20. Jahrhundert

7. Ortsgemeinde Ettenhausen (OGE)

- OGE-258 Familienstammbäume (3 Blätter) der Schwager in Ittishausen, Ettenhausen und Wittershausen, von Bruno Zehnder, Ettenhausen 1984

8. Bürgergemeinde Ettenhausen

Einbürgerungsbrief Anton Schwager, Ittishausen, 7. Mai 1802

9. Archiv Primarschulgemeinde Ettenhausen

Schulhausumbau 1852

10. Ortsgemeinde Guntershausen (OGG)

- OGG-2 Protokolle der Ortsgemeinde-Versammlungen, 1851–1996
- OGG-9 Neubau Rütistallstrasse 1932
- OGG-10 Fremdenkontrolle 1899–1964, auch Ausländerkontrolle 1899–1920
- OGG-113 Gefällablösungsvertrag der Zehnt-Corporation Guntershausen 13.8.1857
- OGG-210-211 Ortsplanung 1990
- OGG-240 Viehzählungen 1862/1993
- OGG-315 Güterzusammenlegung 1939–1946

11. Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager, Wittershausen

- Lehensbrief 1797, mit Nachträgen 1820, 1828 und 1834
- Kaufbriefe 1840, 1846, 1910, 1915, 1918 und 1924
- Testament Johann Schwager 1921
- Entscheide Flurkommission Aadorf 1886 und 1888
- Regierungsratsentscheid über die Umteilung von Wittershausen zur Kirchengemeinde Tänikon 1886
- Schuldbriefe
- Durchleitungsrechte für Wasserleitungen
- Angelegenheiten Familie Schwager
- Hofchronik Wittershausen, Beginn 1982. Sehr viele, wertvolle und zuverlässige Angaben über Haus und Hof, auch in der Familie Schwager mündlich überlieferte Zahlen und Fakten.

12. Rosalie Schwager, Ettenhausen

Div. Unterlagen, vor allem Kopien von einzelnen Akten und Zeitungsartikeln; u.a. Jubiläum «1100 Jahre Wittershausen» 1994.

13. Kantonsbibliothek Frauenfeld (KBTG)

Manuskript Y 40, S. 1 (Tänikoner Klosterchronik)

Publizierte Schriftquellen und Literatur

- Barockes Fischingen Verein St. Iddazell (Hrsg.): Barockes Fischingen, Ausstellungskatalog, Fischingen 1991. (S. 36–37: Abt Johann Baptist Schwager, mit zwei Abtswappen)
- 1100 Jahre Bichelsee Ortsgemeinde Bichelsee (Hrsg.): 1100 Jahre Bichelsee 894–1994, Bichelsee 1993.
- Brechenmacher Brechenmacher, Josef Karlmann: Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Familiennamen, 2. Auflage, Limburg an der Lahn 1963. (S.824: «Wither»)
- EA Amtliche Sammlung der älteren Eidgenössischen Abschiede, 22 Bände, Luzern, Basel, Zürich 1856–1886.
Eidgenössische Abschiede 1778–1798, Band 8, Zürich 1856. (S. 363–365: Verhandlungen über die Tuttwilerbergstrasse).
- Engeli Engeli J.: Die Quellen des Kantons Thurgau, Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, Bd. 20, 1913, S.4–120. (S.73–74 und Anhang 7: Guntershausen/Wittershausen)
- Familiennamenbuch Familiennamenbuch der Schweiz, bearbeitet im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung von der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Familiennamen, 3 Bände, Zürich 1989.
- Galbiati Galbiati, Giovanni: Ulrico Hoepli. Ein Lebensbild, nach der zweiten italienischen Ausgabe übertragen von Dora Fanny Rittmeyer, Mailand 1939.
- Geiger Geiger, Paul: Aus der Geschichte von Eschlikon, Sirmach 1921. (S. 88–90: Strasse über den Tuttwilerberg)
- Geographisches Lexikon Geographisches Lexikon der Schweiz, mit dem Beistande der Geographischen Gesellschaft zu Neuenburg, hrsg. unter der Leitung von Charles Knapp, Maurice Borel et V.[ictor] Attinger, deutsche Ausgabe besorgt von Heinrich Brunner, Band 6, Neuenburg 1910.
- Geologie erleben Geologie erleben und entdecken im Kanton Thurgau, hrsg. vom Departement für Bau und Umwelt und Departement für Erziehung und Kultur, Frauenfeld 1999. (S. 13: Endmoränenlandschaft bei Aadorf)

Geologie Thurgau	Geologie des Kantons Thurgau, Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, Band 55, Frauenfeld 1999.
Henggeler	Henggeler, Rudolf: Professbücher der Benediktinerabteien, Bd. 2: Pfäfers, Rheinau, Fischingen, Einsiedeln 1933. (S. 444: Abt Johann Baptist Schwager)
Hinweisinventar Thurgau	Hinweisinventar Thurgau: Schriftenreihe des Amtes für Denkmalpflege des Kantons Thurgau, neue Ausgabe, Band Aadorf IV, Guntershausen, Frauenfeld 2003.
Hofmann	Hofmann, Alfred: Die Flawiler Fuhrleute. Ein kulturhistorischer Beitrag aus dem 17.–19. Jahrhundert, Flawil 1944. (Mit Angaben zur Strasse über den Tuttwilerberg)
Hürlimann, Ettenhausen	Hürlimann, Louis: Ettenhausen. Ein Gang durch seine Geschichte, hrsg. von der Bürgergemeinde Ettenhausen und vom Einwohnerverein Ettenhausen, Ettenhausen 1999. (Wittershausen: vgl. Register)
Hürlimann, Elektra-Genossenschaft	Louis Hürlimann: 100 Jahre Elektra-Genossenschaft Guntershausen EGG 1908–2008, Guntershausen 2008.
Kanton Thurgau	Kanton Thurgau: Gemeinden, Siedlungen, Ortschaftenverzeichnis, hrsg. von der Staatskanzlei des Kantons Thurgau, Frauenfeld 1962.
Keller-Tarnuzzer, Gräberfeld	Keller-Tarnuzzer, Karl: Das alemannische Gräberfeld an der Sonnenhalde, Gemeinde Aadorf [jetzige Bezeichnung im Guntershauser Zonenplan: Landrichter], in: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte Heft 76 (1939), S. 105–117. (Bericht in der Thurgauer Zeitung am 7. Nov. 1936)
Keller-Tarnuzzer, Quellen	Keller-Tarnuzzer, Karl: Quellen zur Urgeschichte des Thurgaus, in: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte Heft 85 (1948), S. 75. (Bericht in der Thurgauer Zeitung am 31. Oktober 1942)
Knoepfli	Knoepfli, Albert: Geschichte von Aadorf, hrsg. von der Bürgergemeinde Aadorf, Frauenfeld 1987. (Wittershausen: vgl. Register)
Koerner	Koerner, Ulf u. a.: 850 Jahre Wittershausen, Heimatbuch, Horb am Neckar 1989.
Lampart, Fest	Lampart, Christof: Gemütliches Fest zur 1100-Jahr-Feier, in: Thurgauer Volkszeitung Nr. 153 vom 4.7.1994.

Lampart, Wittershausen	Lampart, Christof: Wittershausen: Ein Fest zur 1100-Jahr-Feier. Der zur Ortsgemeinde Guntershausen gehörende Weiler gedachte seiner Vergangenheit mit einem Pin, in: Thurgauer Zeitung Nr.153 vom 4.7.1994.
Lutz	Lutz, René: 1100 Jahre urkundliche Erwähnung von Wittershausen bei Guntershausen. Ungezwungene Geburtstagsfeier mit dereinheimischen Bevölkerung, in: Regional-Zeitung Nr. 129 vom 5.7.1994.
Meyer-Marthaler	Meyer-Marthaler, Elisabeth: Zur Geschichte der Propstei Aadorf, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte Band 63 (1969), S. 209–220.
Michel	Michel, Josef: Nachrufe auf Engelbert Schwager, Wittershausen-Aadorf, in: Thurgauer Jahrbuch, Jg. 55 (1980), S. 160–161. (Regional-Zeitung Nr. 160 vom 20.8.1979; Thurgauer Volkszeitung Nr. 190 vom 16.8.1979; Thurgauer Zeitung Nr. 196 vom 23.8.1979)
Nater, Aadorf	Nater, Johann: Geschichte von Aadorf und Umgebung, hrsg. von der Bürgergemeinde Aadorf, Frauenfeld 1898. (Wittershausen: vgl. Register)
Nater, Tänikon	Nater, Johann: Das ehemalige Cistercienserinnen-Kloster Tänikon, Zürich 1903. (Kein Register!)
NZZ	Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1780–.
Pupikofer	Pupikofer, Johann Adam: Der Kanton Thurgau, historisch, geographisch, statistisch geschildert, St. Gallen, Bern 1837.
Rickenmann	Rickenmann, Julius: Thurgauer Wappenbuch, Genf 1940.
Salathé	Salathé, André: Geschichte des Füsilierbataillons 75, Frauenfeld 1991.
Schmid	Schmid, Hans: Ich fahr in die Welt. Vermächtnisse eines Wanderers. Frauenfeld 1932. (S. 63–65: Tuttwilerbergstrasse)
Tagblatt	Tagblatt der Gesetze und Verordnungen des Kantons Thurgau, Band IX, Frauenfeld 1812.
Thurgauer Jahrbuch	Thurgauer Jahrbuch, Frauenfeld 1927–.

Thurgauer Namenbuch	Departement für Erziehung und Kultur des Kantons Thurgau (Hrsg.): Thurgauer Namenbuch, Band 1: Eugen Nyffenegger, Oskar Bandle: Die Siedlungsnamen des Kantons Thurgau. Herkunft und Bedeutung der Namen der Ortschaften, Weiler und Höfe im Kanton Thurgau. Einführung und historisches Namenslexikon, Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2003; Band 2 und 3: Eugen Nyffenegger, Martin H. Graf: Die Flurnamen des Kantons Thurgau. Etymologisches Flurnamenlexikon. Verzeichnis und Dokumentation der Flurnamen des Kantons Thurgau, Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2007.
Thurgauische Ortschaftsstatistik	Thurgauische Ortschaftsstatistik. Gemeindeweises und alphabetisches Verzeichnis der Ortschaften des Kantons Thurgau mit statistischen Angaben, bearbeitet von der Thurgauischen Staatskanzlei, Frauenfeld 1887.
TUB	Thurgauer Urkundenbuch, Bände I–VI, Frauenfeld 1924.
Tuchschmid	Tuchschmid, Karl: Flawiler und Tuttwiler Fuhrleute, in: Hinterthurgauer Heimatblätter Nr. 59 (1946), S. 233–235.
Wegmann, Tuttwilerberg	Wegmann, Hermann: Aus der Chronik des Tuttwilerberges, Geschichtlicher Anhang, in: Galbiati, Giovanni: Ulrico Hoepli. Ein Lebensbild, nach der zweiten italienischen Ausgabe übertragen von Dora Fanny Rittmeyer, Mailand 1939.
Wegmann, Wittershausen	Wegmann, Hermann: «Grüezzi, ihr Mane»!, in: Thurgauer Jahrbuch 19 (1943), S. 32–33. (Mundartartikel über Wittershausen-Tuttwil im 19. Jahrhundert, Abdruck in der Thurgauer Volkszeitung 20.4.1974, 3. Blatt, S. 9)
Zehnder	Zehnder, Herbert: Tänikon 789–1919. Gerichtsstätte, Zisterzienser Frauenkloster, Gerichtsherrschaft, Kirchengemeinde, Forschungsanstalt, hrsg. von der Kath. Kirchengemeinde Tänikon, Tänikon 1992.

Andreas Nef

**«Vom Laufberuf zum Sitzberuf»:
Die Technisierung des Gutsbetriebs «Schloss Gündelhart»**

Inhaltsverzeichnis

189	1	Einleitung	265	Anhang
190	1.1	Begründung und Aufbau der Untersuchung	269	Quellen und Literatur
193	1.2	Technikgeschichte oder Agrargeschichte? Oder «und»?	269	Nicht publizierte Schriftquellen
194	2	Quellenkritik	270	Publizierte Schriftquellen und Literatur
195	2.1	Familienarchiv Engeler, Gündelhart	281	Tabellen- und Figurenverzeichnis
195	2.2	Weitere Quellen		
196	3	Gündelhart		
200	3.1	Louis Engeler (1861–1947)		
203	3.2	Der Kauf des Gutsbetriebs «Schloss Gündelhart» um 1900		
207	4	Die Mähmaschine		
207	4.1	Verbreitung und Preisgestaltung		
214	4.2	Maschinenteknik und Anwendung		
218	4.3	Informationsbörsen		
225	5	Der Elektromotor		
225	5.1	Elektrizität – Spannung auf dem Land		
227	5.2	Strom nach Gündelhart		
231	5.3	Elektro-Knecht		
236	5.4	Neue Applikationen		
239	6	Die Mistzettmaschine		
239	6.1	Mist als Erzeugnis der Viehwirtschaft		
241	6.2	Rezeption des Stallungstreuers		
243	6.3	Mist als Objekt der Wissenschaft		
244	6.4	Gerätetechnische Entwicklung		
246	7	Der Traktor		
248	7.1	«Modernes Überpferd» – Vorbild Amerika		
254	7.2	Ökonomik und Landarbeitermangel		
261	8	Zusammenfassung		

1 Einleitung

«... und der einzige Mensch auf der Wiese ist dann eigentlich nur noch der auf seine Intelligenz stolze Besitzer dieser Wiese!»¹

Der landwirtschaftliche Betrieb «Schloss Gündelhart» auf dem thurgauischen Seerücken stellte nicht nur bezüglich seiner Grösse eine Ausnahme im Umfeld der schweizerischen Landwirtschaft um 1900 dar: Mit einer bewirtschafteten Fläche von über 70 ha² lag er weit über dem damaligen kantonalen Durchschnitt, der nicht einmal 6 ha betrug.³ Kaum mehr als eine Hand voll Betriebe wiesen zu jener Zeit im Kanton Thurgau eine ähnlich grosse bewirtschaftete Fläche auf.⁴

Louis Engeler, der im Sommer 1900 diesen Gutsbetrieb erwarb, war einer der ersten Absolventen der seit 1871 bestehenden Landwirtschaftlichen Abteilung des Eidgenössischen Polytechnikums in Zürich. Von der bis dahin ohnehin geringen Zahl von Abgängern mit Diplom war er zudem einer der wenigen, die diese weitreichende Ausbildung in der Funktion eines landwirtschaftlichen Betriebsleiters direkt in der Praxis anwendeten. Um das während des Studiums Gelernte aber auch mit Vorteil umsetzen zu können, bedurfte es unter anderem zahlenförmiger Auswertungen über die Beschaffenheit und Leistung des Guts, auf die er die Betriebsführung abstützen konnte und die einen Massstab darstellten, mit dem die Betriebsresultate verglichen wurden. Auch unter dem Einfluss des kurz zuvor gegründeten Schweizerischen Bauernverbands, bei dem Ernst Laur – ebenfalls einer der ersten Absolventen der Landwirtschaftlichen Abteilung des Polytechnikums – die Fäden in der Hand hielt und sich um eine statistische Erfassung der schweizerischen Landwirtschaft bemühte, hielt Louis Engeler die Strukturen und Änderungen der Betriebsorganisation und Produktion in Gündelhart minutiös fest.

Da sich Louis Engeliers diesbezügliche Tätigkeiten nicht nur auf die Aufgabe eines Betriebsleiters beschränkten, sondern das Privatleben wie auch öffentliche Ämter miteinschlossen, umfassen die Quellen auch Akten, die über die eigentliche Betriebsführung hinausgehen und den Betrieb in ein weit reichendes Netz betten. Über die Jahre entstand eine Dokumentation landwirtschaftlicher Betriebswirtschaft sowie der damit in Berührung kommenden Umfeldler (an erster Stelle die Familie), die ganz und

-
- 1 Hofer 1915, S. 133.
 - 2 FA Engeler 2.0.1.4.0.0: Kaufbrief vom 15. Juni 1900. Laut diesem Kaufbrief betrug die Fläche 58,91 ha; die in den 1890er-Jahren erfolgten Handänderungen des Schlossguts beschrieben eine beinahe identische Fläche (StATG 5'9 prov. Signatur 24/55: Kaufprotokolle 1891–1896, Kaufprotokolle Nr. 7806 und Nr. 7834; StATG 5'9 prov. Signatur 24/57: Kaufprotokolle 1898–1903, Kaufprotokolle Nr. 8546 und Nr. 8627). Ein Auszug aus dem Grundbuch des Jahres 1934 aus dem Besitz von Richard Engeler kommt allerdings auf eine Gesamtfläche von 72 ha, ohne dass in der dazwischen liegenden Zeit grössere Immobiliengeschäfte stattgefunden hätten. Auch heute beträgt die Betriebsfläche noch über 70 ha. Zudem wies ein Inventar, welches 1897 erstellt und 1899 bestätigt wurde (FA Engeler 2.0.1.4.1.0: Inventar des Schlossguts Gündelhart auf den 1. November 1897), eine Fläche von 266,5 Jucharten aus, was trotz unsicherem Umrechnungsfaktor von 28 bis 36 Aren pro Juchart eher den 72 als den 59 ha entspricht. Louis Engeler selber berichtet seinem ehemaligen Lehrer an der ETH ebenso vom Kauf eines Guts mit «ca. 270 Jucharten» Land (FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 280f., Brief an Prof. Dr. A. Krämer vom 19. Juni 1900). Es ist daher anzunehmen, dass die Fläche bereits 1900 über 70 ha betrug, auch wenn – aus nicht erkenntlichen Gründen – in den Kaufverträgen jeweils von weniger als 60 ha die Rede ist.
 - 3 Eidgenössische Betriebszählung 1905, Band 2, S. 75*.
 - 4 Nur 17 von insgesamt über 11 000 Betrieben im Kanton Thurgau umfassten mehr als 70 ha bewirtschafteten Boden; 65 Betriebe hatten eine Fläche zwischen 30 und 70 ha. Eidgenössische Betriebszählung 1905, Band 2, Tabelle 16, S. 320.

gar nicht selbstverständlich ist. Dieser Quellenbestand dient der vorliegenden Arbeit als Basis und als Ausgangspunkt für eine Untersuchung, deren Schwerpunkte die technische Ausrüstung des Gutsbetriebs und deren Voraussetzungen und Implikationen sind.

Louis Engeler übernahm diesen Betrieb in einer Zeit, als sich die Landwirtschaft mitten in der Anlaufphase ihrer Mechanisierung befand. Die Besonderheit, im Mittelland eine Betriebsfläche von mehreren Dutzend Hektaren Land bewirtschaften zu können, die zudem kaum zerstückelt war, bedeutete eine gute Voraussetzung für einen erfolgreichen Einsatz der neuen Maschinen und Geräte. Die Landmaschinenindustrie hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor allem mit dem Problem der technischen Machbarkeit und Zuverlässigkeit zu kämpfen. Auf die Bedienbarkeit oder Sicherheit konnte – wenn überhaupt – nur beschränkt Rücksicht genommen werden. Sie baute Maschinen mit den Ausmassen von Dampflokomotiven, die grosse Produktionsflächen voraussetzten, um überhaupt sinnvoll betrieben werden zu können. Daneben spielte die Grösse des Betriebs auch eine indirekte Rolle. Man konnte bei einem grossen Gut eher davon ausgehen, dass ein gewisses Kapital vorhanden war, denn die «moderne» Technik erforderte im Vergleich zum Gesamthaushalt eines Betriebs hohe Investitionen.⁵

Es wäre jedoch eine unerlaubte Vereinfachung, den sinnvollen Miteinbezug von Maschinen und Motoren in den Produktionsprozess allein in Abhängigkeit der Betriebsgrösse und der ökonomischen Überlegung zu stellen. Die Beschaffung von Maschinen hing nicht nur von betriebswirtschaftlichen Zielsetzungen und der technischen Machbarkeit ab, sondern wurde auch durch gesellschaftliche Bereiche – die Familie, das Betriebspersonal, das Dorf, die Genossenschaften und Verbände – beeinflusst. Hinzu kommt, dass für die Beschaffung oder den Einsatz neuer Landtechnik auch verschiedene Voraussetzungen erfüllt sein mussten, die der Betriebsleiter kaum

beeinflussen konnte. Die Geräte mussten zuerst einmal überhaupt verfügbar sein und deren generelle Einsatzgebiete und Anwendungsweisen bekannt gemacht werden. Für Elektromotoren benötigte man einen Netzanschluss, der zum Teil erst noch erstellt werden musste, wobei dies eine einschneidende Ausweitung der Infrastruktur darstellte und ohne Zusammenarbeit unterschiedlicher Akteure nicht zu realisieren war.

Louis Engeler passte sich jedoch nicht dem gemächlichen Tempo der Entwicklung im Bereich der Landtechnik an, das nicht nur national, sondern auch europäisch betrachtet seine Beschleunigung erst nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr. Als Louis Engeler Sohn Oskar im Jahr 1937 die Betriebsleitung offiziell übernahm, standen ihm bereits diverse Maschinen zur Verfügung, und er konnte darüber hinaus auf jahrelange Erfahrung im Umgang mit denselben zurückgreifen.

1.1 Begründung und Aufbau der Untersuchung

Das Gut «Schloss Gündelhart» bietet mit seinem im landwirtschaftlichen Bereich selten anzutreffenden Archiv eine aussergewöhnliche Gelegenheit zur Analyse eines Schnittpunkts zwischen der Agrar- und der Technikgeschichte auf eng abgegrenztem Raum. Das Setzen des Schwerpunkts dieser Untersuchung auf die Art und Weise, die Intentionen sowie die Ursachen und Auswirkungen des Einsatzes von technischen Hilfsmitteln und Wissen rechtfertigt sich aus zwei Gründen. Einerseits sind entsprechende Auswertungen und Resultate bis zum heutigen Zeitpunkt dünn gesät. Die nur sehr oberflächlich und meist in aggregierter Form der Statistiken vorhandenen Informationen über die Frühphase der Mechanisierung

5 Becker 1998, S. 292.

und Motorisierung im Agrarsektor kontrastieren die «Firmengeschichten» früher Landmaschinenhersteller oder Beschreibungen von Sammlerobjekten der Landtechnik.⁶ Andererseits drängt sich die Quellen-situation geradezu auf, um einen von der technischen Entwicklung früh geprägten Betrieb in dieser Hinsicht exemplarisch zu untersuchen.

Die Begrenzung des Zeitraums der Betrachtung auf das erste Drittel des 20. Jahrhunderts wurde deswegen so gesetzt, weil die auf den Zweiten Weltkrieg folgende Entwicklung der Landwirtschaft im technischen Bereich die Berücksichtigung einer neuen Ausgangslage verlangt, aber auch weil während jener Zeitspanne die Betriebsleitung hauptsächlich von ein und derselben Person ausgeübt wurde und somit eine gewisse Konstanz in der Betriebsführung erwartet werden kann. Diese zeitliche Abgrenzung deckt sich zudem mit einer Einteilung, wie sie gerade auch in Darstellungen der schweizerischen Agrargeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts verwendet wird.⁷ Dabei wird die Periode «von der grossen Depression bis zur Weltwirtschaftskrise» auch als die «mechanische Sequenz» bezeichnet.⁸ Allerdings wird das vorliegende Beispiel – so viel sei vorweggenommen – nicht nur die Kriterien für diese Sequenz erfüllen, sondern bereits Charakteristiken der darauffolgenden Sequenz «der Motorisierung, der Maschinerisierung und Chemisierung»⁹ aufweisen.

Mit der Wahl eines einzelnen Betriebs als Ausgangspunkt eröffnen sich Blickwinkel, die bei Betrachtungen auf höheren Ebenen – z. B. der nationalen – nur sehr verschwommene Ergebnisse liefern und in ihren Wechselwirkungen im betrieblichen sowie regionalen Umfeld kaum zu fassen wären. Nicht, dass geografisch oder wirtschaftlich breiter abgestützte Arbeiten generell ungenaue Resultate liefern, aber der individuelle landwirtschaftliche Betrieb steht neben der Einbindung in einen nationalen Kontext auch in einem stark prägenden lokalen Umfeld, dessen Eigenheiten in den einzelnen Regionen der

Schweiz grosse Unterschiede aufweisen können. Die Landwirtschaft in der Schweiz ist in keiner Weise so homogen, wie sie gerne behandelt wird. Indem man der Arbeit einen eng begrenzten Rahmen setzt, darf man Resultate über die Motivationen und Ergebnisse der Mechanisierung erwarten, die auch den lokalen Kontext miteinbeziehen. Damit wird indessen die Kehrseite der Untersuchung eines spezifischen Betriebs offensichtlich, denn die hier gewonnenen Erkenntnisse lassen sich aus denselben Gründen nicht ohne Weiteres direkt auf andere Regionen extrapolieren oder auf abweichende betriebliche Verhältnisse übertragen.

Den Untersuchungen und Ausführungen über den Einsatz der Landtechnik auf dem Gut «Schloss Gündelhart» soll eine überblicksartige Darstellung des Betriebs vorangestellt werden. Dies mit dem Ziel, den nachfolgenden Fragen, Analysen und Betrachtungen eine Grundlage sowie einen Ausgangspunkt zu verschaffen. In diesen der Quellenkritik folgenden Teil gehört auch eine kurze Darstellung des damaligen Besitzers und Betriebsleiters, Louis Engeler, denn dessen Person ist mit der Art und Weise der Betriebsentwicklung eng verknüpft. Einen wichtigen Aspekt bildet dabei sein agrarwissenschaftliches Studium am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich während der 1880er-Jahre. Dies vermag einerseits Hinweise über die damalige Situation in der Landwirtschaft – nicht nur auf betrieblicher Ebene – zu geben. Andererseits ist anzunehmen, dass dieser Umstand hinsichtlich der Führung eines landwirtschaftlichen Betriebs beträchtliche Auswirkungen zeigte. Nicht in dem Sinn, dass daraus unbedingt eine im Vergleich zum durchschnittlich ausgebildeten Bauern wirtschaftlich erfolgreichere Betriebsleitung resultieren

6 Winkel 1979, S. 139.

7 Bairoch 1989, S. 331f.

8 Pfister 1995, S. 176.

9 Pfister 1995, S. 176f.

musste, sondern dass das Spektrum von anwendbarem Wissen grösser war und damit eine breitere Basis von Möglichkeiten bestand. Hinzu kommt, dass Louis Engeler Ämter in lokalen Gesellschaften bekleidete und auch auf kantonaler Ebene politisch aktiv war. Diese kurzen Ausführungen über die Person des Betriebsleiters verdeutlichen, dass der Betrieb zwar als Ganzes eine Produktionseinheit bildet, zusätzlich aber auch in einen weit über den örtlichen Bereich hinaus reichenden, nicht nur wirtschaftlichen Kontext gebettet ist.

Die Schwerpunkte des darauffolgenden Hauptteils bilden die Darstellungen von vier im Gutsbetrieb eingesetzten Maschinen und Geräten, jeweils ergänzt durch einen damit verknüpften ausserbetrieblichen Themenbereich. Die Auswahl und Abfolge der Maschinen und Geräte, die als Einstiegspunkte für die einzelnen Kapitel gewählt wurden, gewähren eine minimale Chronologie der Darstellung. Anhand der einzelnen Maschinen soll versucht werden, technische Aspekte derselben mit wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gesichtspunkten zu verbinden:

- Am Beispiel der Mähmaschine wird die in der schweizerischen Landwirtschaft langsam Fuss fassende Agrarmechanisierung dargestellt. Auf verschiedenen Wegen finden neue Geräte und Maschinen Eingang in Diskussionen und Betriebe. Dementsprechend wird in der Folge der Fokus auf die landwirtschaftlichen «Informationsbörsen» wie Ausstellungen, Zeitschriften und Genossenschaften gelenkt, die als wichtige Plattformen dienen.
- Der Advent des Elektromotors, die erste breit eingesetzte Antriebskraftquelle nach Tier und Mensch, zeigt die Notwendigkeit gemeinschaftlichen Vorgehens. Persönliche Einstellungen zur Modernisierung des landwirtschaftlichen Betriebs traten bei der Verwendung des nationalen Rohstoffs Elektrizität in den Hintergrund; individuelle Vorgehensweise war in dieser Netzstruktur nicht

möglich, aber auch Opposition stand einem bei diesem der Allgemeinheit dienenden Projekt schlecht an. Gerade im ländlichen Raum trafen Nutzen – in Form von Kraft – und Kosten – verursacht durch Leitungen über Produktionsflächen – aufeinander.

- Der Mistzettwagen, aus damaliger Sicht eher als Luxusgut zu bezeichnen, zieht den Blick auf den bedeutenden Bereich der Bodenpflege und Düngung. Louis Engeler beschäftigte sich während seines Studiums an der Landwirtschaftlichen Abteilung ausgiebig mit dieser Thematik. «Nährstoffkreislauf» war das Schlagwort der sich bildenden Agrarwissenschaft im 19. Jahrhundert, die 1871 auch am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich Einzug hielt.
- Die Beschaffung und der Betrieb eines Traktors machen den Trend zu immer stärkeren und energieaufwendigeren Geräten deutlich, die den Menschen wie die Zugtiere mehr und mehr als Kraftquelle verdrängten. Die Verbreitung maschineller Arbeit und Kraft fand oft vor dem Hintergrund der Klage über die Kosten menschlicher Arbeit statt. Inwiefern die Beschaffung von Maschinen durch ökonomische Grundsätze geprägt war, wird gerade auch durch den Traktor deutlich.

Durch dieses Zusammenfügen technischer Innovationsprozesse, ökonomischer Abwägung und gesellschaftlicher Vorgehensweise soll versucht werden, eine Synthese zwischen empirischer Betrachtung anhand von Durchschnittswerten und einer Beschreibung gerätetechnischer Entwicklung durch den Katalysator eines Gutsbetriebs zu bewerkstelligen.

Die landwirtschaftliche Modernisierung wird vielfach durch die Mechanisierung sowie die Motorisierung charakterisiert. Erstere meint die Benutzung maschineller Hilfsmittel, die durch menschliche oder tierische Kraft angetrieben und benutzt werden. Durch die Motorisierung treten neben diese beiden

natürlichen Kraftquellen solche, die durch Energieträger wie Brennstoffe oder Elektrizität angetrieben werden. Sie übernehmen nicht die Bedienung und Steuerung der Mechaniken, erfüllen aber den Kraftbedarf derselben. Vielfach wird aber die Motorisierung eingeeengt auf die mobilen Motoren der Traktoren begriffen. Die vorliegende Arbeit geht zwar von Geräten der Mechanisierungs- und Motorisierungsphase aus, bleibt aber nicht auf diesen konkreten Gegenständen haften. Der Begriff der «Technisierung» in diesem Fall soll es ermöglichen, auf den gesamten Vorgang des zunehmenden Einsatzes und Rückgriffs auf technische Hilfsmittel zu verweisen. Diese umfassen zum einen die Objekte der Mechanisierung und Motorisierung, schliessen aber zudem nicht-maschinelle Gegenstände wie Düngemittel mit ein. Ausserdem soll «Technisierung» auch den Mitbezug von wissenschaftlichem Know-how, z.B. der Arbeitswissenschaft, ermöglichen.

1.2 Technikgeschichte oder Agrargeschichte? Oder «und»?

Was soll ein Technikhistoriker aus den Quellen und den Umständen eines landwirtschaftlichen Betriebs ziehen können? Warum nicht einfach eine agrargeschichtliche Abhandlung schreiben, die «sich in besonderem Masse mit den historischen Erscheinungen der Agrarwirtschaft, der Agrarverfassung und der ländlichen Gesellschaft»¹⁰ beschäftigt?

Ist der Gegenstand der Untersuchung ein Landwirtschaftsbetrieb zu Beginn des 20. Jahrhunderts, stellt man leicht fest, dass diese Definition von Agrargeschichte als Teilbereich der Geschichtswissenschaft nicht von grossem Nutzen ist. Sie lässt sich auf die ab den sechziger Jahren erscheinende Reihe «Deutsche Agrargeschichte» zurückführen, welche bis heute als «Referenzwerk für grundlegende agrargeschichtliche Probleme»¹¹ gilt. Der Schwerpunkt dieser Reihe liegt

auf den drei Bänden, welche sich mit der Landwirtschaft in der Zeit vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert befassen. Diese wurden je von einer der damals führenden Personen der deutschen Agrargeschichte – Wilhelm Abel, Günther Franz und Friedrich Lütge – verfasst. Jeder Autor beschrieb den Zeitraum aus dem Blickwinkel seines jeweiligen Forschungsansatzes, der einem der drei aus dem obigen Zitat ersichtlichen Bereichen entsprach.¹² Diese monografische und separierte Darstellungsweise erschwerte einerseits eine Verknüpfung untereinander. Andererseits wurde eine Anbindung der Werke sowohl der Vor- und Frühgeschichte als auch des industriellen Zeitalters in Anbetracht der starren Aufteilung der genannten Bände erschwert. Diese Aufteilung wurde im fünften Band der Reihe zur «Landwirtschaft im technischen Zeitalter» entsprechend wieder aufgegeben.¹³ Dies dürfte den Grund darstellen, weshalb sich Röseners «Einführung in die Agrargeschichte» auch in der neusten Auflage nicht weit in das 19. Jahrhundert vorwagt, sondern sich vor allem auf mittelalterliche und frühneuzeitliche Problemfelder konzentriert.

Die einseitige Umschreibung der Agrargeschichte erfährt auch in der Gegenwart nur wenig Kritik, weil die zentralen Forschungsinteressen immer noch stark auf Themen des Mittelalters und der frühen Neuzeit liegen. Die Landwirtschaft des 19. und 20. Jahrhunderts lässt sich aber nur beschränkt mit den starren Kategorien von Lütge, Abel und Franz vereinen. Peter Blickle, der Röseners Definition von Agrargeschichte als «Geschichte der landwirtschaftlichen Produktion im Rahmen einer herrschaftlich geprägten Rechtsform der Liegenschaftsnutzung durch

10 Rösener 1997, S. 1.

11 Blickle 1998, S. 7.

12 Abel 1962, Franz 1970, Lütge 1963.

13 Haushofer 1972. Die Neuauflage vereint nun auch diese Bereiche für das Mittelalter und die Neuzeit: Achilles 1993, Henning 1994.

den Stand der Bauern»¹⁴ umschreibt, erkannte die schlechte Applizierbarkeit dieser Definition auf die Agrargeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und das Bedürfnis nach einer neuen Aufteilung. Er bildet die Kategorien einer «neuen Agrargeschichte» mit folgenden Schwerpunkten:¹⁵

I. Dorf und Gemeinde

II. Bauernkrieg und bäuerlicher Widerstand

III. Protoindustrialisierung und Modernisierung in der Landwirtschaft

IV. Grundherrschaft und Gutsherrschaft

Mit diesem Schema versucht er, Thematiken der einzelnen Epochen zu berücksichtigen. Allerdings bietet diese Auflistung noch keinerlei Hilfestellung zur Integration der unterschiedlichen Aspekte. Für die vorliegende Arbeit ist aber Blickles Entwurf schon viel geeigneter, das Augenmerk auf Fragestellungen und Thematiken der modernen Landwirtschaft zu richten, als dies mit der sehr auf das Mittelalter konzentrierten Definition von Rösener der Fall ist.

Eine dieser Thematiken ist die zwar nur sehr zögerlich einsetzende, aber mit dem Fortschreiten der Zeit immer stärker spürbare Durchdringung des Agrarsektors mit technischen Utensilien. Beschreibungen solcher landwirtschaftlicher Hilfsmittel gibt es hinreichend: Im Zusammenhang mit Jubiläen von Unternehmen der Landmaschinenindustrie besteht eine stattliche Anzahl solcher Darstellungen, und in Form von Katalogen von Sammlerobjekten und Führern durch Museen wurden vor allem technische Information zusammengestellt. Die Gefahr besteht dabei oft, dass der Blick auf den Artefakten haften bleibt und die damit agierenden Personen und die vorausgesetzten und entstehenden Strukturen übergeht.

Es bedarf eines «Bindeglieds» zwischen den Schilderungen über den Stand der Technik und den «sozialen und ökonomischen Auswirkungen, aber auch Vorbedingungen einer Technisierung der Landwirtschaft».¹⁶ Die Technikgeschichte führt diesen Gedanken fort, indem sie untersucht, wie «Angebote

technischer Entwicklungen, welche in bestimmten historischen Kontexten entstanden sind und von vergangenen Gesellschaften als Möglichkeit sozialen Wandels wahrgenommen, in ihrer Anwendungsform ausgehandelt und schliesslich regelmässig oder gar selbstverständlich genutzt bzw. vergessen worden sind».¹⁷ Indem der Ausgangspunkt der vier Kapitel des Hauptteils in einzelnen technischen Geräten liegt, wird einmal eine objektbezogene Technikgeschichte betrieben. Es soll aber nicht bei dieser gegenständlichen Geschichtsschreibung bleiben. Durch das Kontextualisieren der Gegenstände in ihre Umwelt und die Berücksichtigung ihrer Implikationen soll die Verknüpfung zu klassischen Themen der Agrargeschichte wie Produktionssteigerung, Intensivierung und Landarbeiterfrage sinnvoll erfolgen. Aus diesem Blickwinkel hat die Beschäftigung mit Quellen eines landwirtschaftlichen Betriebs das Potenzial, agrargeschichtliche Fragen aus technikgeschichtlichen Blickwinkeln zu beleuchten.

2 Quellenkritik

Das Archiv der Familie Engeler und des Gutsbetriebs «Schloss Gündelhart» bildet die Grundlage für die vorliegende exemplarische Untersuchung. Der physische sowie der organisatorische Zustand des Archivs ist sehr gut. Da aber einerseits gewisse Überlieferungslücken bestehen und andererseits für diese Arbeit interessante Bereiche verständlicherweise nur ungenügend abgedeckt sind, werden in eng beschränktem Ausmass auch ungedruckte Quellen aus anderen Beständen beigezogen. Sie dienen vor allem dazu, den Blick auf die Tätigkeiten von Louis Engeler

14 Blickle 1998, S. 10.

15 Blickle 1998, S. 10.

16 Winkel 1979, S. 140.

17 Gugerli, in: <http://www.tg.ethz.ch/lehre/infos/Technikgeschichte.htm>, Zugriff vom 17. August 2003.

ausserhalb seines eigenen Betriebs, die aber in direktem Zusammenhang mit diesem stehen, zu erweitern.

2.1 Familienarchiv Engeler, Gündelhart

Das Quellenmaterial, das die Grundlage dieser Arbeit bildet, ist Teil eines eigentlichen Archivs der Familie Engeler und liegt im Dachgeschoss des Schlossgebäudes. Das vorhandene Material befindet sich in durchwegs gutem Zustand und wird in geeigneten Behältnissen aufbewahrt. Im Zusammenhang mit der Renovation des Schlossgebäudes Ende der 1980er-Jahre wurde der Inhalt des Archivs von kantonaler Stelle gesichtet und unter deren Anleitung erschlossen. Ein ausführliches und umfassendes Verzeichnis dient seither als Findmittel. Der Betrieb befindet sich seit 1900 ununterbrochen im Besitz derselben Familie und wird seit 1971 von Richard, einem Enkel von Louis, und seiner Frau Pia Engeler geführt. An dieser Stelle sei ihnen für die äusserst entgegenkommende Aufnahme und Unterstützung der Arbeit herzlichst gedankt.

Das Archiv bietet einerseits Informationen über und Dokumente von Familienmitgliedern seit der Generation von Louis Engeler. Andererseits umfasst es die hier im Zentrum stehenden Informationen über die Bewirtschaftung des Guts. Diese setzen mit der Übernahme des Guts ein und reichen bis in die Gegenwart. Das Verzeichnis unterteilt das Archivgut entsprechend den Zeitabschnitten, in denen die Betriebsleitung in derselben Hand lag. Die Archivalien bestehen hauptsächlich aus der Buchhaltung, den Büchern und Akten über die produzierten Güter und diverser Korrespondenz. Die verwendeten Bücher und Akten des Archivs wurden fast ausschliesslich von Louis Engeler geführt und entstanden ohne zeitliche Verschiebung. Gegen Ende der 1930er-Jahre dürfte aber vermehrt auch Oskar Engeler, Sohn von Louis und dessen Nachfolger als Betriebsleiter,

parallel zu Louis als Urheber von Quellenbeständen zeichnen.

Die ausführliche Dokumentation der Gutswirtschaft ist – wie auch das Vorhandensein direkter agrargeschichtlicher Informationen – gerade für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht selbstverständlich. Dass sie auf der Intention beruhte, der Nachwelt Kunde zu tun, darf man kaum annehmen. Zwei andere Gründe sind wahrscheinlicher: Das Studium am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich bestand zu einem nicht kleinen Teil aus betriebswissenschaftlichen Fächern, in denen die wirtschaftliche Abbildung des Betriebs erschöpfend behandelt wurde. Zudem entstand zur selben Zeit das Schweizerische Bauernsekretariat, dessen statistische Tätigkeit vor allem auf Basis der Buchhaltungen weit über die Landesgrenzen anerkannt war. Beide Umstände haben mit Sicherheit ein Bewusstsein für die Notwendigkeit der Dokumentation geschaffen.

2.2 Weitere Quellen

Zu den Quellen, die zu den Beständen im Archiv der Familie Engeler ergänzend beigezogen wurden, zählen in erster Linie Akten zu Tätigkeiten von Louis im näheren Umfeld seines Hofes.

Als Mitglied der Gemeindebehörde war Louis Engeler bereits kurz nach seinem Zuzug in Gündelhart stark in die politische und gesellschaftliche Struktur miteinbezogen. Die Protokollbücher über die Sitzungen der Ortskommission respektive des Gemeinderats (GA Gündelhart-Hörhausen: Gemeindeversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1864–1929; Band 2: 1930–1966) geben wichtige Informationen über die Tätigkeiten von Louis Engeler im lokalen Umfeld. In ihnen treten Verhältnisse und Geschehnisse zu Tage, die durch das Familienarchiv verständlicherweise unerwähnt bleiben. Der Umstand, dass zwischen den Sitzungs- und Versammlungsprotokollen der Orts-

kommission vereinzelt auch Protokolle der Viehzucht-korporation zu finden sind, verdeutlicht die in Gündelhart-Hörhausen vorhandenen engen Verknüpfungen von politischen und wirtschaftlichen Vorgängen. Die Protokolle geben auch Aufschluss über die Situation in Gündelhart vor 1900, die im Familienarchiv nicht abgebildet ist.

Weiter sind dies die Protokollbücher der Elektra-korporation von Gündelhart-Hörhausen, als deren Präsident Louis Engeler von der Gründung im Jahr 1912 bis 1947 amtierte (worauf sein Sohn Oskar das Amt übernahm). Zwei Bände dokumentieren die Verhandlungen an den Vorstands- und Mitgliederversammlungen (ArEK: Vorstands- und Korporationsversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1912–1940; Band 2: 1940–1970). Da im Zusammenhang mit der Darstellung des Elektromotors auch die dafür notwendige Elektrifizierung in Gündelhart und Hörhausen zur Sprache kommen soll, im Familienarchiv aber nur punktuelle Informationen zu finden sind,¹⁸ war der Beizug dieser Protokolle notwendig.

Zudem wurden die Protokollbücher des Landwirtschaftlichen Vereins Hörhausen-Hörstetten-Homburg (heute: Landi Seerücken) gesichtet. Obwohl auch zu diesem Thema einzelne Akten im Familienarchiv zu finden sind,¹⁹ konnten einige wertvolle Hinweise auf die Tätigkeit von Louis Engeler im lokalen landwirtschaftlichen Umfeld durch die Verwendung der zwei Bände mit Protokollen der Vorstands- und Mitgliederversammlungen (ArLV: Vorstands- und Mitgliederversammlungen, Protokollbücher Band 1: 1873–1934 [Lücke von 1902–1920]; Band 2: 1935–1981) gewonnen werden. Louis Engeler hatte auch in dieser Vereinigung eine tragende Rolle, indem er nach der Neuintiierung 1921 als Präsident bis ins Jahr 1947 amtierte (worauf ebenfalls sein Sohn Oskar diese Aufgabe übernahm).

Zu kritisieren ist auch die Benutzung der Ergebnisse der eidgenössischen Betriebszählungen, die erstmals 1905, darauf aber erst 1929 wieder durch-

geführt worden sind. Den Publikationen zur Agrargeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert dienen die darin enthaltenen Zahlen vielfach als Grundlage. Die Untersuchungen für die vorliegende Arbeit haben aber verschiedentlich gezeigt, dass nicht nur diese grosse zeitliche Lücke besteht, sondern gerade auch in Bezug auf die Mechanisierung und Motorisierung die Daten nur sehr spärlich gesammelt wurden. Grundsätzlich ist zu beachten, dass die Statistik die Verwendung und nicht den Besitz der Motoren und Maschinen widerspiegelt.²⁰ Trotzdem basieren die meisten Aussagen über den Einsatz von Maschinen und Motoren in der schweizerischen Landwirtschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausschliesslich auf diesen Zahlen, mit dem Resultat, dass eine sehr verallgemeinernde Darstellung entsteht, welche die in der Statistik nicht berücksichtigten Bereiche ebenfalls unbeachtet lässt.²¹ Es ist klar, dass diese Angaben ihren Wert besitzen, aber sie sollten ihrer Limitierung entsprechend behandelt und mit zusätzlichen Angaben in Vergleich gesetzt werden. Dazu kann gerade auch die Untersuchung eines einzelnen Betriebs mit konkreten individuellen Daten dienen.

3 Gündelhart

Das Schlossgut Gündelhart ist eine «zwischen dem Untersee und der Thur, sehr schön gelegene, zwey Stunden von Frauenfeld, dem Hauptort des Kantons Thurgäu, und eine Stunde von Steckborn entfernte»²² Liegenschaft. Sie stellt einen Hauptteil des Orts Gündelhart dar, der leicht abseits der Verbindungsstrasse von Frauenfeld nach Steckborn liegt. Bis zum Ende

18 FA Engeler 4.4: Elektra-korporation.

19 FA Engeler 4.1: Landwirtschaftlicher Verein Hörhausen-Hörstetten-Homburg.

20 Eidgenössische Betriebszählung 1905, Band 2, S. 55*.

21 Brugger 1971, S. 78f.; Baumann/Moser 1999, S. 69.

des 20. Jahrhunderts bildete Gündelhart zusammen mit Hörhausen eine politische Einheit; heute sind beide Dörfer Teil der Gemeinde Homburg. Das benachbarte Hörhausen hatte bezüglich der Einbindung in das Verkehrsnetz eine günstigere Lage: Ab Mitte des 19. Jahrhunderts verkehrte täglich ein Eilwagen der Post zwischen Frauenfeld und Steckborn mit Halt in Hörhausen.²³ Gündelhart bestand aber nicht nur aus einer Ansammlung von Bauernhöfen, sondern besass auch ein eigenes Pfarrhaus mit Kapelle.

Die demografische Entwicklung der Gemeinde zum Untersuchungszeitraum verlief in ziemlichem Einklang mit dem kantonalen Mittelwert.

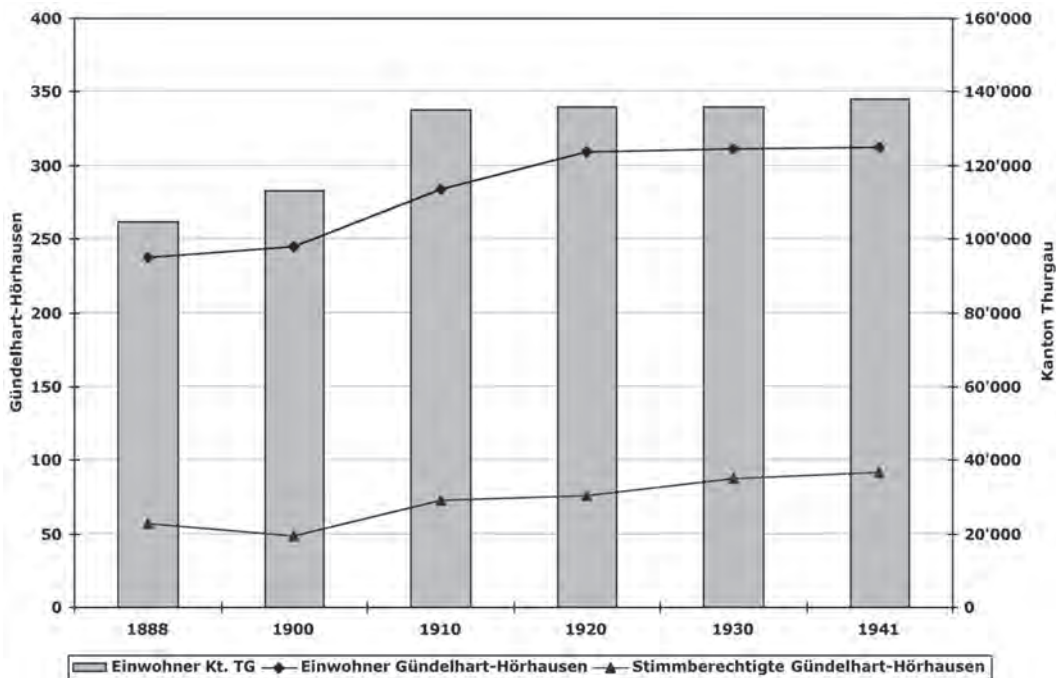
Die Anzahl der Stimmberechtigten von Gündelhart-Hörhausen stieg während des Zeitraums von 1888 bis 1941 zwar relativ stark von 57 auf über 90 Personen an.²⁴ Die Zunahme der Einwohnerzahl der Gemeinde von 31,6 % entspricht aber ziemlich exakt dem durchschnittlichen Wachstum im Kanton.

Das Schlossgut selbst liegt an prominenter Lage am Dorfeingang von Gündelhart. Die zum Betrieb ge-

22 «Post- und Ordinaire Schaffhauser Mittwochs-Zeitungs», Nr. 27 vom 3. April 1805, zit. nach: Baumgartner/Engeler-Bürgi/Hoffmann 1982, S. 34.

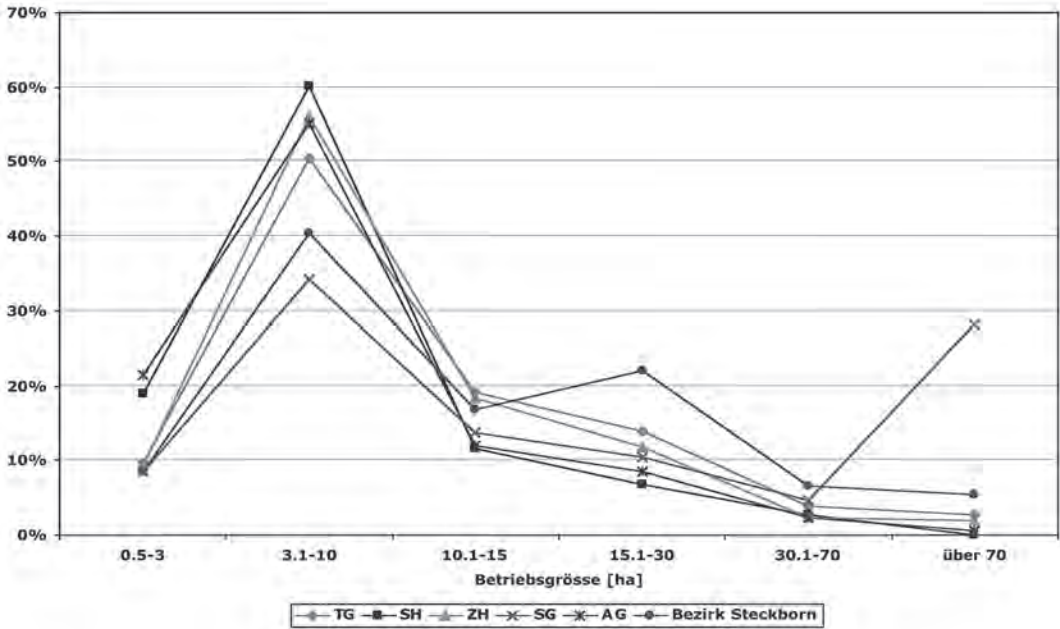
23 Sax 1971, S. 225f.

Fig. 1: Demografische Entwicklung der Gemeinde Gündelhart-Hörhausen und des Kantons Thurgau 1888–1941



Quellen: Bachmann 1971, Tabelle 1; GA Gündelhart-Hörhausen, Gemeindeversammlungsprotokolle.

Fig. 2: Anteile der Betriebsgrössenkategorien an der Gesamtfläche 1905



Quelle: Eidgenössische Betriebszählung 1905, Band 2, Tabellen 14 und 16.

hörenden Produktionsflächen schliessen sich dem Hof unmittelbar an und sind nur schwach parzelliert. Die gesamte Fläche der Grundstücke, welche zum Betrieb gehörten, belief sich zur Kaufzeit des Guts auf über 70 ha. Damit lag der Umfang weit über dem kantonalen Durchschnitt, welcher gemäss der eidgenössischen Betriebszählung von 1905 nur 5,93 ha betrug.²⁵ Ein Vergleich mit dem gesamtschweizerischen Mittelwert fällt zwar weniger deutlich aus (er lag bei 8,57 ha),²⁶ macht jedoch wenig Sinn. Betriebe mit geologisch wesentlich anderen Voraussetzungen (z. B. Berggebiete) als auch Unternehmen in Regionen mit stark abweichender Produktionsrichtung (z. B. Weinbau) lassen sich zwar mathematisch mit dem Untersuchungsgegenstand verknüpfen, liefern danach aber wenig Erkenntnisgewinn. Aussagekräf-

tiger ist dagegen ein Vergleich des Untersuchungsgebiets mit Regionen ähnlicher Produktionsausrichtung und ähnlicher geologischer Voraussetzungen.

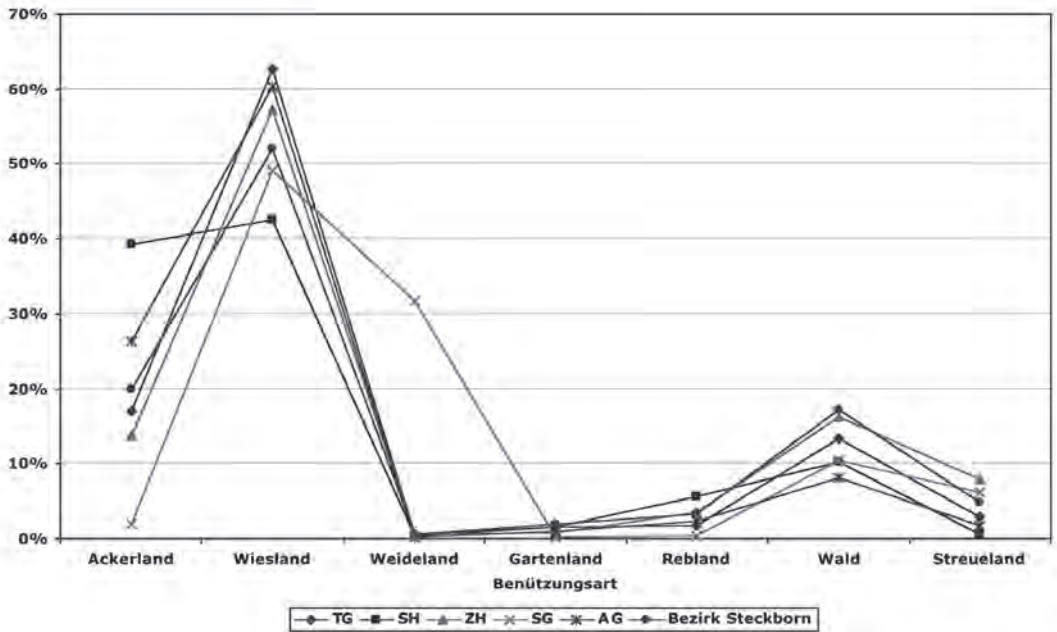
Die an den Thurgau grenzenden und nahen Kantone weisen eine sehr ähnliche Verteilung der Betriebsgrössen auf. Sie sind geprägt durch die Klein- und Mittelbauernbetriebe.²⁷ Zieht man neben den Kantonen auch den Bezirk Steckborn hinzu, weist er verglichen mit dem gesamten Kanton Thurgau eine stärkere Vertretung der grossen Mittelbauernbetriebe auf.²⁸ Unter den Kantonen weicht als einziger St. Gallen bei den Grossbetrieben stark von den Vergleichs-

24 Bachmann 1971, Tab. 1; GA Gündelhart-Hörhausen: Gemeindeversammlungsprotokolle.

25 Eidgenössische Betriebszählung 1905, Band 2, Tabelle 16.

26 Eidgenössische Betriebszählung 1905, Band 2, Tabelle 16.

Fig. 3: Anteile der Benützungsarten an der Gesamtfläche 1905



Quelle: Eidgenössische Betriebszählung von 1905, Band 2, Tabellen 14 und 16.

objekten ab. Der Grund dafür wird in Fig.3 ersichtlich:

Die abweichende Vegetation und die unwirtlichere Bodenformung des Kantons St. Gallen ermöglichten Tierhaltung vielfach nur noch in Form der Weidehaltung mit entsprechend ausgedehnterem Flächenbedarf. Dies bedeutete eine extensive Wirtschaftsweise, der Ackerbau wurde beinahe gänzlich aufgegeben. Bezüglich der erzeugten Güter heben agrargeschichtliche Untersuchungen des Thurgaus den relativ früh erfolgten Wechsel vom Getreidebau zur Viehwirtschaft hervor. Die obige Grafik zeigt, dass bereits um die Jahrhundertwende diese Umstrukturierung flächendeckend erfolgt war. Ob Weitsicht oder Zwänge diesen frühen Strukturwandel verursachten – er setzte bereits nach 1850 ein –, ist für

diese Arbeit nicht von direkter Bedeutung. Auf jeden Fall trafen der Preiszerfall und die dadurch verursachte Agrarkrise der 1870er-Jahre die Landwirtschaft im Thurgau weniger stark als andere Gebiete.

Für die Gemeinde Gündelhart-Hörhausen stellte das Schlossgut nicht nur ein wirtschaftliches Zentrum

27 Die Bezeichnungen werden entsprechend der Eidgenössischen Betriebszählung von 1905, Band 2, S. 17*, verwendet:

0,5–3 ha	Zwergbetriebe
3,1–10 ha	Kleinbauernbetriebe
10,1–15 ha	Mittelbauernbetriebe
15,1–30 ha	Grosse Mittelbauernbetriebe
30,1–70 ha	Grossbauernbetriebe
über 70 ha	Grossgüter

28 Eidgenössische Betriebszählung von 1905, Band 2, Kartogramm 4.

dar, sondern es nahm seit dem 17. Jahrhundert auch eine politisch und gesellschaftlich tragende Rolle ein. Ab 1622 war die Herrschaft Gündelhart im Besitz der Beroldingen. Deren Ansprüche nahmen ab dem späten 18. Jahrhundert aber laufend ab, sei es aufgrund finanzieller Schwierigkeiten, aber auch vor dem Hintergrund der entstehenden Gemeindestrukturen. Als weitaus grösster Betrieb in seiner Gegend blieben seine Bedeutung und sein Einfluss trotz anhaltender Schwierigkeiten dennoch bestehen. Nachdem 1869 kein Nachkomme das Gut übernehmen wollte, wechselte das Schloss mehrmals den Besitzer. Die Gemeinde achtete jeweils sehr genau darauf, dass vorhandene Abmachungen von den neuen Besitzern übernommen wurden oder Anträgen und Wünschen des Käufers dem allgemeinen Interesse folgend entsprochen wurde.

Dazu zählte zum Beispiel die Unterbringung der Feuerwehrentensilien – hauptsächlich der sperrigen Spritze. Anlässlich eines solchen Gutsverkaufs wurde an einer speziell zu diesem Geschäft einberufenen Versammlung am 5. Mai 1869 Folgendes festgehalten:

*«Die Versammlung hat zum Zweck, die Interessen herwärtiger Gemeinde gegenüber der gräflichen Besitzung Gündelhard, resp. gegenüber den Erben derselben zu wahren. In erster Linie verlangt die Gemeinde, dass der Herrschaft Gündelhart die Instandhaltung, Plazierung & Führung der Feuerspritze als Servitut verbleibe. Sodann beschliesst die Gemeinde, dass sämtliche Auslösungsfragen mit der Erbmasse von Gündelhart und nicht mit den Käufern derselben erledigt werden sollen. Zum Zwecke der Wahrung der Gemeindeinteressen wählt die Gemeinde in geheimer Abstimmung eine Commission von fünf Mitgliedern, welcher unter Vorbehalt der Gemeinderatifikation die Erledigung aller diessfälligen Geschäfte übergeben wird.»*²⁹

Das Thema «Feuerspritze» blieb in der darauffolgenden Zeit ein zwischen der Gemeinde und der

Gutsherrschaft auszuhandelndes Traktandum an Versammlungen, aber auch die Wassernutzung und der Strassenbau kamen im Zusammenhang mit dem Schlossgut auf den Tisch.³⁰ Kaum von Überraschung ist zudem die Haltung des Zuchtstiers auf dem Schlossgut.³¹ Ebenso wenig unerwartet kommt die Einbeziehung des Gutsverwalters oder -besitzers in die Ortskommission respektive den Gemeinderat. Durch die Handwechsel des Guts zeitweise unterbrochen, bedeutete der Schlossbesitz – auch für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts – gleichzeitig eine politische Betätigung zumindest im lokalen Rahmen. Schon im 19. Jahrhundert wählten die Stimmberechtigten den Verwalter des Schlossguts zum Mitglied der Ortskommission, wobei der Vorsitz immer in anderen Händen lag.

3.1 Louis Engeler (1861–1947)

Ludwig Alois (Louis) Engeler wurde 1862 in Wil geboren. Dort hatte sein Vater Alois Bernhard ein Jahr zuvor die «ausgedehnte Gutswirtschaft» Hofberg erworben, die «recht verwahrlost ins Thal niederschaute».³² Alois Bernhard Engeler, geboren im thurgauischen Gunterhausen, war bis dahin als Primar-

29 GA Gündelhart-Hörhausen: Gemeindeversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1864–1929.

30 GA Gündelhart-Hörhausen: Gemeindeversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1864–1929. Zur Feuerwehr: Gemeindeversammlung vom 3. Dezember 1873. Zu Strassenbau und Wassernutzung: Gemeindeversammlung vom 20. Mai 1872, Jahresgemeindeversammlung vom 2. Januar 1895.

31 GA Gündelhart-Hörhausen: Gemeindeversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1864–1929, Gemeindeversammlung vom 2. August 1896 und Ortsgemeindeversammlung vom 10. September 1899.

32 FA Engeler 1.14.2: Nachrufe Familie Engeler, «Ein Pionier der Landwirtschaft: Nachruf Alois Engeler», in: Winterthurer Tagblatt, 1902.

lehrer in verschiedenen Orten tätig gewesen. Seine erste Stelle allerdings hatte er in Gündelhart gefunden, wo «ein günstiges Schicksal» dazu führte, «dass er beim dortigen Schlossgutsverwalter Logis nehmen und sich unter der Leitung dieses naturwissenschaftlich gut gebildeten Mannes an dem mit allerlei Anbauversuchen belasteten, über 300 Jucharten sich erstreckenden Gutsbetriebe längere Zeit aktiv bethätigen konnte».³³ Er widmete sich auch während der weiteren Lehrerlaufbahn in der Freizeit landwirtschaftlichen Fragen und baute sich ein Wissen auf, das er auf dem Gut in Wil umzusetzen versuchte. Schon bald wurde er «nachgeahmt und als Mann von gutem Rat aufgesucht», das Gut erhielt als «Musterbetrieb» regelmässigen Besuch.³⁴

Auf diesem Gutsbetrieb wuchs Louis auf und folgte den Neigungen seines Vaters, indem er in den Jahren 1884 bis 1887 ein Studium an der Landwirtschaftlichen Abteilung des Eidgenössischen Polytechnikums absolvierte. Auf seine Abschlussarbeit mit dem Titel «Über den Einfluss der Anwendung von Maschinen u. verbesserten Geräthen auf die Einrichtungen u. den Erfolg des Landwirtschaftsbetriebes mit besonderer Berücksichtigung schweizerischer Verhältnisse» hin erhielt er das Diplom. Aus der Einleitung dieser Arbeit wird deutlich, welche Bedeutung er dieser Frage zumass:

«Nichts hatte mehr Einwirkung auf den Fortschritt der Landwirtschaft, als die Einführung von Geräthen u. Maschinen. Nur durch sie ist es möglich geworden, den Ansprüchen, welche die Neuzeit an die Landwirtschaft stellt, gerecht zu werden, das heisst, mit weniger Menschenkraft zu arbeiten u. zur Ersetzung derselben durch Maschinen mehr billigere u. weitaus bessere Arbeit zu liefern.»³⁵

Louis ging darauf ins angrenzende Deutschland und besuchte noch Kurse über Obst- und Weinbau, ehe er erster Lehrer der neu eingerichteten «landw. Wandervolksschule im Distrikt Lindau in Bayern» wurde.³⁶ Wenig später übernahm er die Stelle des

Wanderlehrers des milch- und alpwirtschaftlichen Vereins im Allgäu. Als ihm aber 1892 die Möglichkeit geboten wurde, die tragende Stelle des Verwalters des Asyls in Wil zu übernehmen, kehrte er in die Schweiz zurück. Sein Vater Alois übernahm für ihn in der Folge die Aufgabe des Wanderlehrers, wobei er diese Arbeit zur grössten Zufriedenheit der «Berufsgenossen» ausübte.³⁷

Beruflich abgesichert, heiratete Louis 1893 Marie Weibel, die Tochter eines Ziegelfabrikanten aus Landquart. Auch wenn die Position in Wil ein «Vertrauensposten» war, hielt Louis weiterhin Ausschau nach Alternativen. In der zweiten Hälfte der 1890er-Jahre bewarb er sich an verschiedenen Orten für eine Stelle im Bereich landwirtschaftlicher Forschung. Er reagierte z. B. auf die Ausschreibung der Stelle «des

33 FA Engeler 1.14.2: Nachrufe Familie Engeler, «Ein Pionier der Landwirtschaft: Nachruf Alois Engeler», in: Winterthurer Tagblatt, 1902.

34 «Was er über die besten Mittel und Wege, den Landwirtschaftsbetrieb hierzulande unter den veränderten Zeitverhältnissen rentabel zu erhalten, durch lange Jahre erforscht und erprobt, hier wollte er es in Wirklichkeit umsetzen, und siehe, es gelang ihm über Erwarten! Wohl angepasste Entwässerungs- und Bewässerungsanlagen, verbunden mit Bodenmischungen, thaten ein erstes; eine geschickte Verwendung der künstlichen Düngung half fördernd nach, um den Bodenertrag zu heben. So weit es anging, vollzog er, für die ganze Gegend Beispiel gebend, den Übergang von der Acker- und Weidwirtschaft zum intensiven Futterbau. Um die Rendite weiter zu heben, wurde die Kraftfutterverwendung angefügt und im Laufe der Jahre eine äusserst zweckdienlich ausgedachte Umgestaltung der Betriebseinrichtungen in Scheune und Stall vollzogen.» FA Engeler 1.14.2: Nachrufe Familie Engeler, «Ein Pionier der Landwirtschaft: Nachruf Alois Engeler», in: Winterthurer Tagblatt, 1902.

35 Archiv der ETH: Dipl. Lw. 018, 1887, S. 1.

36 FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 100f., Bewerbungsschreiben vom 31. Juli 1897.

37 FA Engeler 1.14.2: Nachrufe Familie Engeler, «Alois Engeler», in: Tages- und Anzeigblatt für Kempten und das Allgäu, 21. November 1901.

Abb.51: Das Ehepaar Marie Anna Engeler-Weibel und Ludwig Alois (Louis) Engeler, zirka 1920.



Direktors für die neu zu gründende landw. Schule «Plantahof»³⁸ oder «des Verwalters für die Schweizerischen landwirtschaftlichen Versuchs- & Untersuchungsstationen»³⁹. Daneben hielt er zur selben Zeit Ausschau nach Gutsbetrieben. Die Suche hatte 1900 ein Ende, als das Schlossgut in Gündelhart zum Verkauf stand.

Bereits kurz nach dem Zuzug von Louis und seiner Familie – inzwischen waren zwei Kinder dazugekommen – beteiligte er sich aktiv am politischen Geschehen. An der ersten Gemeindeversammlung, an

der er als Einwohner von Gündelhart teilnahm, stellte die Ortskommission den Antrag, einen Anschluss an das Telefonnetz erstellen zu lassen, und begründete dies wie folgt:

«Herr Engeler beabsichtigte, für sich ein Telefon erstellen zu lassen u. es habe die Kommission,

38 FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 39f., Bewerbungsschreiben vom September 1896.

39 FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 100f., Bewerbungsschreiben vom 31. Juli 1897.

nachdem Ersterer sich bereit erklärte, eine öffentliche Sprechstation unentgeltlich zu übernehmen, gefunden, dass es an der Zeit sei, mit der längst angeregten u. mehrfach besprochenen Angelegenheit Ernst zu machen.»⁴⁰

Wenig später wurde er als Schlossverwalter auf Gemeindeebene in die Pflicht genommen und in die Ortskommission gewählt.⁴¹ Wie mit dem Telefonanschluss deutlich wurde und hinsichtlich der Stromversorgung weiter unten noch einmal zu sehen sein wird, bot die politische Beteiligung des Gutsverwalters in Gündelhart die Möglichkeit, Projekte zu initiieren, die vor allem für den Gutsbetrieb von Bedeutung waren, aber eine gemeinschaftliche Vorgehensweise notwendig machten. Allerdings konnte die eher progressive Einstellung von Louis auch vehemente Opposition hervorrufen, wie dies z.B. Anfang der 1920er-Jahre mit der Automobilverbindung zwischen Frauenfeld und Steckborn der Fall war.⁴² Der in dieser Frage in den Abstimmungen unterlegene Louis – seit 1919 selber Besitzer eines Ford-Automobils – stellte sich in der darauffolgenden Wahlversammlung nicht mehr zur Verfügung.

Politisch blieb er allerdings weiterhin aktiv. Seit 1911 sass Louis als Vertreter der katholischen Volkspartei im Kantonsrat; bis in die 1930er-Jahre arbeitete er in verschiedenen Kommissionen mit. Ausserdem reaktivierte er 1921 die örtliche landwirtschaftliche Vereinigung, die in dem davorliegenden Jahrzehnt auseinandergefallen war. In der Funktion des Präsidenten sorgte er dafür, dass wieder gemeinschaftlich Saatgut und Dünger bezogen werden konnte.⁴³ Die gemeinsame Beschaffung und Nutzung von Maschinen allerdings überliess der Verein gerne privater Initiative.⁴⁴ Bald nachdem im Jahr 1936 seine Frau gestorben war, sah er die Zeit gekommen, die Leitung des Gutsbetriebs an seinen Sohn Oskar zu übergeben. Als Präsident sowohl der Elektrizitätskorporation als auch des landwirtschaftlichen Vereins amtierte er noch bis zu seinem Tod im Jahr 1947.

3.2 Der Kauf des Gutsbetriebs «Schloss Gündelhart» um 1900

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte Louis Engeler begonnen, Ausschau nach einem geeigneten Betrieb zu halten, den er selbstständig führen konnte. Er hatte sich in den entsprechenden Zeitungen und Zeitschriften nach Inseraten umgesehen und auch selber Annoncen aufgegeben:

«Zu pachten event. zu kaufen gesucht: In der Nähe einer grösseren Ortschaft und Bahnstation ein grösserer arrondierter Landcomplex mit oder ohne Gebäulichkeiten von einem Landwirt.»⁴⁵

Nachdem er mehrere Jahre ein geeignetes Objekt gesucht hatte, liess er sich über eine Liegenschaft im Kanton Thurgau von einem Immobilienmakler in Konstanz detaillierte Informationen zukommen.⁴⁶ Es handelte sich um den Gutsbetrieb «Schloss Gündelhart». Die Unterlagen müssen einen ungewöhnlichen Eindruck auf Louis Engeler gemacht haben, denn bereits am 24. Mai 1900 – vier Tage nach der obigen

40 GA Gündelhart-Hörhausen: Gemeindeversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1864–1929, Gemeindeversammlung vom 2. September 1900.

41 GA Gündelhart-Hörhausen: Gemeindeversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1864–1929, Gemeindeversammlung vom 20. März 1904.

42 GA Gündelhart-Hörhausen: Gemeindeversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1864–1929, Gemeindeversammlungen vom 29. Mai 1921, 9. Juli 1921, 5. Februar 1922 und 5. März 1922.

43 ArLV: Vorstands- und Mitgliederversammlungen, Protokollbücher, Band 1, 1873–1934, Sitzung vom 6. Februar 1921.

44 ArLV: Vorstands- und Mitgliederversammlungen, Protokollbücher, Band 1, 1873–1934, Sitzung vom 10. September 1930.

45 FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 138, Auftrag an die «Annoncen-Expedition Hasenstein u. Vogler» in Chur vom 18. März 1898.

46 FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 264, Brief an Berchthold Bloch in Konstanz vom 20. Mai 1900.

Abb. 52: Dieser Anlageplan des Schlossguts Gündelhart zeigt die Lage der verschiedenen Gebäude in den 1920er-Jahren.

- 1** Schlossgebäude
- 2** Doppelscheune, Trottengebäude und Fruchtladengebäude
- 3** Dienst- und Backhaus
- 4** Wohnhaus, Schaf- und Schweinestall sowie Brennereigebäude

- 5** Neue Scheune
- 6** Gartenhaus
- 7** Holzschopf, Hühnerhaus
- 8** Schweinestall
- 9** Treibhaus

Die Gebäude 7 bis 9 standen zur Kaufzeit noch nicht.



Interessenbekundung – besuchte er den Betrieb persönlich.⁴⁷ Knapp eine Woche später meldete er sich erneut für eine Besichtigung an, diesmal in Begleitung einer weiteren Person.⁴⁸ Deren Identität ist nicht klar, es dürfte sich aber um seinen Vater Alois gehandelt haben. Dieser kannte das Gut – wie weiter oben berichtet – bereits aus seiner dortigen Tätigkeit als Lehrer. Die Parteien waren sich schnell einig, ein Vorvertrag wurde bereits am 6. Juni gefertigt.⁴⁹ In landwirtschaftlichen Kreisen begrüßte man diesen Handel:

«Herr Engeler ist ein weit bekannter, sehr tüchtiger Oekonom und wird das grosse Landgut wieder zu heben verstehen.»⁵⁰

Der gesamte Umfang des Kaufs wurde genau festgehalten.⁵¹ Zuerst dokumentierte der Kaufvertrag die betroffenen Gebäude. An zweiter Stelle wurden die dazugehörigen Produktionsflächen ausgewiesen, wovon etwa ein Drittel von Wald bedeckt war, über die Hälfte als Acker genutzt und nebst Wiesen auch noch etwas Reben gepflegt wurden.⁵² Wie aus dem Situationsplan (Anhang) ersichtlich wird, befand sich der Grossteil dieser landwirtschaftlichen Produktionsflächen in direktem Kontakt zu den Gebäuden. Dieser Umstand soll nicht deshalb herausgehoben wer-

den, weil die durchschnittliche Parzellenzahl eines landwirtschaftlichen Betriebs um die Jahrhundertwende wesentlich höher lag. Eine kurze Distanz zu den zu bearbeitenden Feldern sowie zusammenhängende Flächen waren zwei der zahlreichen Voraussetzungen für einen effizienten Einsatz von Maschinen in der Feldarbeit. Drittens dokumentiert ein ausführliches Inventar der Gebäude- und Betriebseinrichtungen die kurz vor der Kaufzeit vorhandene Ausrüstung des Gutsbetriebs. Demnach waren an maschinellen Geräten bereits mehrere unterschiedliche Pflüge, eine Mähmaschine, ein Heuwender, ein Pferderechen, eine Jauchepumpe sowie Futterschneidmaschinen vorhanden. Ein Göpel diente als Kraftquelle.⁵³

Ein solches Objekt hatte seinen Preis: 135 000 Franken betrug die gesamte Kaufsumme. Obschon die Tätigkeit für das Asyl in Wil eine anspruchsvolle Stellung war und entsprechenden Verdienst brachte, reichte das Gesparte bei Weitem nicht. Louis Engeler konnte aber auf die Unterstützung seitens seiner eigenen Familienmitglieder wie auch seiner Schwie-

47 FA Engeler 2.6.0: Korrespondenz Raible, Gutsverwalter Gündelhart (1899/1900), Brief an den Verwalter von Schloss Gündelhart vom 29. Mai 1900.

48 FA Engeler 2.6.0: Korrespondenz Raible, Gutsverwalter Gündelhart (1899/1900), Brief an den Verwalter von Schloss Gündelhart vom 29. Mai 1900.

49 FA Engeler 2.0.1.4.0.0: Kaufbrief zwischen Berthold Bloch und Louis Engeler über das Schlossgut Gündelhart vom 15. Juni 1900.

50 FA Engeler 1.14.2: Nachrufe Familie Engeler, Anzeige in: Der Wächter, 21. Juni 1900.

51 FA Engeler 2.0.1.4.0.0: Kaufbrief zwischen Berthold Bloch und Louis Engeler über das Schlossgut Gündelhart vom 15. Juni 1900.

52 FA Engeler 2.0.1.4.0.0: Kaufbrief zwischen Berthold Bloch und Louis Engeler über das Schlossgut Gündelhart vom 15. Juni 1900. Der gesamte Situationsplan inklusive Produktionsflächen ist im Anhang abgebildet.

53 FA Engeler 2.0.1.4.1.0: Inventar des Schlossguts Gündelhart auf den 1. November 1897.

gereltern zählen. Letztere wurden einerseits dem Immobilienmakler als Referenz für die finanzielle Absicherung des Handels angegeben, andererseits erhielt Louis Engeler aus diesen Händen auch ein Darlehen von 20 000 Franken. Nebst weiteren 20 000 Franken, die Louis selber in die Kaufsumme einbrachte, wurde der Hauptteil des Handels durch einen Kredit der St. Galler Kantonalbank über 95 000 Franken gedeckt, der zu 4,5 % zu verzinsen war.⁵⁴

Schliesslich stellt sich überhaupt die Frage nach der Motivation eines solchen Geschäfts. Die Informationen über die Tätigkeit von Louis Engeler als Verwalter des Asyls in Wil im vorigen Kapitel können nur beschränkt weiterhelfen. Der Posten war wohl nicht überbezahlt, bot aber ein Umfeld für Tätigkeiten in wohl sämtlichen Bereichen der Landwirtschaft, von den ökonomischen Aspekten bis zur Düngelehre. In den Quellen aus der Zeit direkt nach dem erfolgten Gutskauf finden sich aber einige Hinweise auf mögliche Intentionen, die speziell im Hinblick auf die Technisierung der Landwirtschaft von Interesse sind. Bezüglich der Publikation des Kaufgeschäfts lässt Louis Engeler den Immobilienmakler Folgendes wissen:

«Wenn nach der Fertigung eine Zeitungsnotiz den Besitzerwechsel des Gutes bekannt gibt, ist mir ebenfalls gedient. Mit der Reklame betreffend Gründung einer Ackerbauschule wird man indessen noch zurückhalten müssen, denn erst müssen doch die nötigen Vorbereitungen für ein solches eventuelles Unternehmen getroffen werden.»⁵⁵

Wenige Tage nach dieser Äusserung, welche noch abwartenden Klang hatte und mit «Ackerbau» ein ziemlich breites Forschungsobjekt beschrieb, thematisierte ein weiterer Brief die Zukunftsabsichten schon wesentlich konkreter. Professor Müller, den Direktor der Versuchsanstalt Wädenswil, schien Louis Engeler bereits gekannt zu haben, wohl aus der Studienzeit oder gemeinsamen Sitzungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte. Ihm berichtete er wie folgt:

«Teile Ihnen höfl. mit, dass ich dieser Tage das Gut Gündelhart (Schloss) käuflich erworben habe & in einigen Wochen dasselbe antreten werde. Auf dem Gute befinden sich circa 6 Juch. Reben u. über 1500 Obstbäume. Da die letzteren bis jetzt noch nicht besonders gedüngt wurden, dürften sie sich als Versuchsobjekte für Düngung gut eignen u. würde ich mich, gestützt auf unsere Unterredung an der Maiversammlung [...] in Zürich, gerne Ihren bezügl. Anweisungen unterziehen.»⁵⁶

Das Gut sollte nicht nur einen direkten wirtschaftlichen Zweck für Louis Engeler haben, sondern auch Plattform für landwirtschaftliche Ausbildung und Forschung sein. Die Perspektive enthielt neu neben dem Ackerbau auch die Fokussierung auf Obstbau. Diese Ausweitung lässt sich als kontinuierliche Tätigkeit von Louis Engeler verstehen, welcher sich schon vor dem Gutskauf mit der Düngung – insbesondere von Obstbäumen – auseinandersetzte. Seine Erfahrungen auf diesem Gebiet gab er einerseits in zahlreichen Vorträgen weiter,⁵⁷ andererseits wurden sie in den 1890er-Jahren in Form eines Hefts in mehrfacher Auflage publiziert.⁵⁸

Auch seinem ehemaligen Lehrer am Polytechnikum, Prof. A. Krämer, teilte er zeitgleich mit, dass «sich das Gut auch als Excursionsziel der landw.

54 FA Engeler 2.0.1.4.0.0: Kaufbrief zwischen Berthold Bloch und Louis Engeler über das Schlossgut Gündelhart vom 15. Juni 1900, S. 4.

55 FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 273f., Brief an Berthold Bloch vom 13. Juni 1900.

56 FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 281f., Brief an Professor Dr. U. Müller in Wädenswil vom 19. Juni 1900.

57 FA Engeler 1.2.3: Vorträge vom 17. März 1895, 25. August 1895, 11. Dezember 1898, 15. August 1907 und undatierte.

58 FA Engeler 1.2.2.8.1: «Die Düngung der Obstbäume mit Natur- und Kunstdünger». Von L. Engeler, Verwalter des kantonalen Asyls Wyl, 2. verbesserte Auflage, Aarau 1899.

Schule eignen» würde.⁵⁹ Ob die Studenten der landwirtschaftlichen Abteilung in der Folge den Gündelharter Betrieb besuchten, ist aus den benutzten Quellen nicht ersichtlich. Immerhin kamen mehrfach die Schüler der näher gelegenen, im Jahr 1906 in Arenenberg eingerichteten «Thurgauischen landwirtschaftlichen Schule und milchwirtschaftlichen Station» auf Besuch, unter anderem zur «Besichtigung der grossen Entwässerung»,⁶⁰ aber auch als Ergänzung zur Besichtigung der Maschinenfabrik Rauschenbach in Schaffhausen.⁶¹

Die Organisationsschritte, welche Louis Engeler nach der Übernahme des Betriebs unternahm, weisen noch auf einen weiteren Punkt hin, der für ihn von speziellem Interesse war – und es auch für diese Untersuchung ist: die Zuhilfenahme landwirtschaftlicher Maschinen bei den unterschiedlichen Arbeitsschritten. Wie bereits erwähnt, war schon vor dem Gutskauf eine ziemliche Auswahl an landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen auf dem Gut vorhanden. Dennoch leitete Louis Engeler in den Wochen nach dem Kauf in die Wege, dass einige weitere Hilfsmittel nach Gündelhart gelangten. Noch bevor er selber auf dem Gut einzog, beauftragte er den Verwalter, an der Bahnstation in Felben (an der Eisenbahnlinie zwischen Winterthur und Romanshorn gelegen) verschiedene Geräte abzuholen:

«Die 3 besprochenen Erntemaschinen werden also heute in Felben eintreffen. Es kommt der Rechen <Sangler>, statt Lion sup. derselbe soll auch gut sein. Ich bemerke, dass alle 3 Maschinen vorderhand auf Probe bestellt sind. Mäher u. Wender sollten sich indessen bewähren. Sollte der Rechen irgendwie nicht entsprechen, so muss er wieder retour, ich lasse dann einen Lion sup. kommen. Es ist indessen nicht ausgeschlossen, dass das fragl. System auch gut ist.»⁶²

Woher diese Geräte kamen, geht aus den Quellen nicht hervor. Sicher ist aber, dass er in den 1890er-Jahren Kontakte zu Landmaschinenherstellern und

-händlern geknüpft hatte. Er hatte die oben zitierten Zeilen kaum abgeschickt, als er ein Angebot der Fritz Marti AG in Winterthur, einem der grössten Vertriebszentren landwirtschaftlicher Maschinen, erhielt, dessen Inhalt er sogleich an den noch anwesenden Verwalter in Gündelhart weiterleitete:

«Herr Fritz Marti in Winterthur telegraphiert, dass er nur den auf Station Felben liegenden Rechen unentgeltlich zur Benutzung überlassen, bis er einen anderen Rechen desselben Systemes mit 32 Zähnen als Ersatz fende.

Wenn Sie also den Rechen benötigen, lassen Sie dieselben abholen. [...]

Werde mich noch in Winterthur erkundigen.»⁶³

Die Art des Angebots wie auch die Tatsache, dass es nicht bloss von der Firma, sondern vom Inhaber Fritz Marti persönlich zu kommen scheint, deutet auf intensivere Kontaktpflege hin. Wie aus den weiteren Ausführungen ersichtlich werden wird, war die Fritz Marti AG für Louis Engeler während der ersten beiden Jahrzehnte auf Gündelhart die zentrale Lieferantin für Maschinen und Ersatzteile.

Sowohl der Werdegang von Louis Engeler bis zur Selbstständigkeit als auch die Schritte, die er zur Erlangung derselben unternahm, zeigen ein weites Feld von zusammenwirkenden Faktoren, die für einen Grossbetrieb von Einfluss waren oder nützlich sein konnten. Allerdings liegen gerade in Bezug auf die Tätigkeit von Louis Engeler für das Asyl in Wil nur wenige Quellen vor, die eine präzise Analyse von kon-

59 FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 281, Brief an Professor Dr. A. Krämer vom 19. Juni 1900.

60 StATG 9'16, 2.0/0: Landwirtschaftliche Schule Arenenberg, Jahresbericht 1908/1909, S. 15.

61 StATG 9'16, 2.0/2: Landwirtschaftliche Schule Arenenberg, Jahresbericht 1920/1921, S. 20.

62 FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 278, Brief an Verwalter Raible vom 18. Juni 1900.

63 FA Engeler 1.2.5.0: Kopienbuch 1895–1921, S. 279, Brief an Verwalter Raible vom 19. Juni 1900.

stanten oder veränderlichen Werten zulassen würden. Nur andeutungsweise konnte deshalb dargelegt werden, auf welchen Vorarbeiten die Jahre in Gündelhart aufbauen konnten. Der zentrale Punkt ist, dass Louis Engeler bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ein grosses theoretisches sowie praktisches Wissen erlangt und sich zu wissenschaftlichen und ökonomischen Kreisen Zugang verschafft hatte.

Im Folgenden werden nun einzelne in Gündelhart benutzte Maschinen oder technische Installationen in chronologischer Folge zusammengestellt, um ausgehend vom Einsatz deren weitere Entwicklung wie auch damit einhergehende Auswirkungen und Einwirkungen darzustellen.

4 Die Mähmaschine

Der Gündelharter Betrieb war bereits zur Kaufzeit mit einem ansehnlichen Arsenal von landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen ausgestattet.⁶⁴ Dazu zählten zum einen jene zur Bodenbearbeitung wie Pflug, Egge und Walze. Diese waren für den landwirtschaftlichen Betrieb nach wie vor die wichtigsten Geräte;⁶⁵ die individuelle «Mechanisierung» eines Betriebs beschränkte sich mehrheitlich auf die Verwendung dieser Utensilien. Als Ergänzung der Handgeräte zielten die damaligen technischen Neuerungen vor allem auf die Verwendung robusterer Materialien bei diesen Ackergeräten.⁶⁶ Zum anderen umfasste das Schlossgut aber auch schon verschiedene Erntegeräte wie Mähmaschine, Pferderechen und Heuwender.

Während aber Rechen und Wender wenig Aufsehen hervorriefen und eher still den Weg auf die Betriebe fanden, war die Verbreitung der Mähmaschine ab den 1890er-Jahren mit erheblich grösserer Publizität verbunden. Die Präsenz der Mähmaschine in den Zeitschriften, Ausstellungen und Vorträgen war wesentlich ausgeprägter, was sich unweigerlich auch im Bewusstsein der Landwirte niederschlagen musste.

4.1 Verbreitung und Preisgestaltung

Zwar wurde schon um 1900 auf die Ursprünge der Mähmaschine im 18. Jahrhundert hingewiesen und eine fortlaufende (ausländische) Entwicklung während des 19. Jahrhunderts gezeichnet. Dem entgegen steht die tatsächliche Verbreitung derselben, nicht einmal nur auf die Schweiz bezogen. Die Zahl der vorhandenen Mähmaschinen im Inland war bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts derart gering, dass namentliche Erwähnungen von Besitzern gemacht werden konnten:

«1869 benutzte auch Herr Eschmann von Merhart als Pächter des Schlossgutes Herdern (Thurgau) eine Grasmähmaschine, die er leihweise von Herrn V. Fehr, Ittingen, hatte und die Samuelsons System war.»⁶⁷

Eine «epochemachende Rolle» schrieb Nachtweh der Probe von Futtererntemaschinen zu, die 1875 stattgefundenen hatte.⁶⁸ Zwar entstanden in jener Zeit erste in der Schweiz gefertigte Kopien amerikanischer und englischer Maschinen. Es dauerte aber bis in die 1890er-Jahre, dass Mähmaschinen auch nur geringe Verbreitung fanden. Umso erstaunlicher ist die damalige Einschätzung von Nachtweh:

«Seit 1895 findet sich in der Schweiz auch die sehr gute Maschine von Deering in Chicago. Doch mag hier die historische Entwicklung ein Ende haben; von da ab sind die Mähmaschinen bereits so zahlreich vertreten, dass man sagen kann, sie sei seit 1895 in

64 FA Engeler 2.0.1.4.1.0: Inventar des Schlossguts Gündelhart auf den 1. November 1897, S. 7–11.

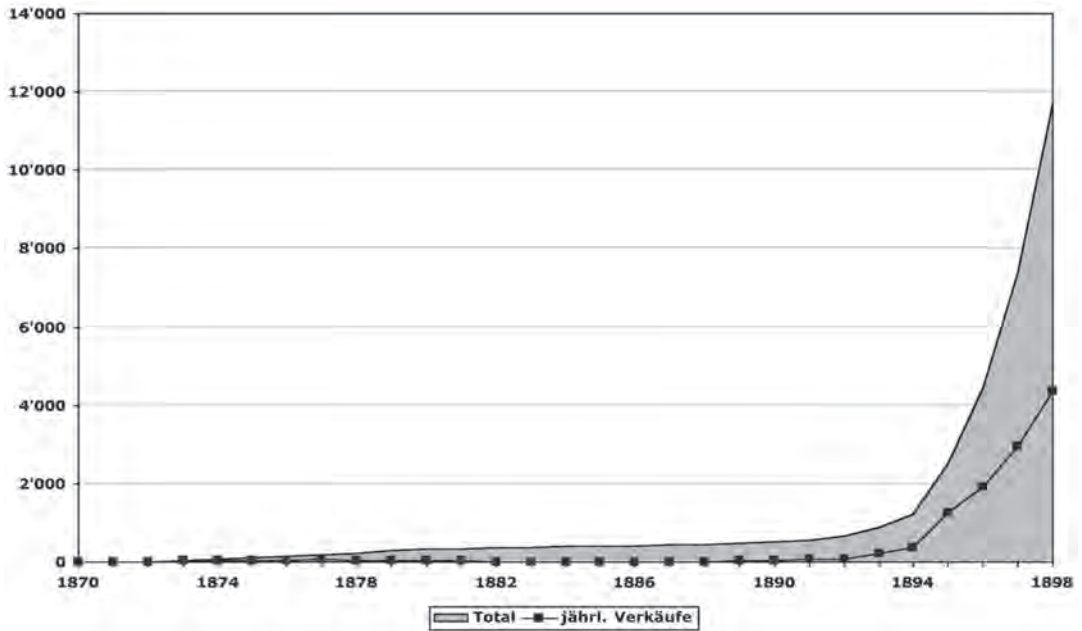
65 Henning 1978, S. 138.

66 Borchardt/Häsler/Kuballa/Schwenger 1985, S. 154.

67 Nachtweh 1899, S. 36. Herdern liegt übrigens nur wenige Kilometer südwestlich von Gündelhart. Der Landwirtschaftsbetrieb der Kartause Ittingen, geleitet von Oberst Viktor Fehr, wäre für die Untersuchung der frühesten Phase der landwirtschaftlichen Mechanisierung der Schweiz sicher eines der ersten Objekte.

68 Nachtweh 1899, S. 36.

Fig. 4: Verkauf und Bestand von Mähmaschinen in der Schweiz 1870–1898



Quelle: Nachtweh 1899, S. 45.

der schweizerischen Landwirtschaft vollständig eingebürgert. Und betrachten wir die Verbreitung der Mähmaschine im Sommer 1898, dann wird man dieselbe als ungeahnt gross, wenn nicht gar als ungeheuer bezeichnen müssen.»⁶⁹

Von «vollständiger Einbürgerung» kann aus retrospektiver Sicht nicht die Rede sein. Allerdings hatte man damals wohl auch nicht die Erwartung, dass selbst die kleinsten Landwirtschaftsbetriebe einer Mähmaschine bedurften. Immerhin zeigen die von Nachtweh zusammengetragenen Verkaufszahlen für die Schweiz eine erhebliche Zunahme ab Mitte der 1890er-Jahre.

Relativ betrachtet kann man durchaus von einem «reissenden Absatz»⁷⁰ sprechen, doch die Tatsache, dass 1905 erst in 13,8 % der landwirtschaft-

lichen Betriebe Mähmaschinen verwendet wurden, zeigt den in Nachtwehs Aussage liegenden Optimismus in aller Deutlichkeit.⁷¹

Die in Gündelhart vorhandene Mähmaschine dürfte zur Zeit der wachsenden Absatzzahlen von Mähmaschinen beschafft worden sein. Mehrere Gründe hielten bis dahin potenzielle Anwender vom Kauf einer Mähmaschine ab. Ein gewichtiger war der hohe Preis. Ganz unabhängig davon, wie hoch die Einsparungen gegenüber der Handmahd sein mochten: Der Preis einer Mähmaschine betrug selbst für

69 Nachtweh 1899, S. 43.

70 Pfister 1995, S. 221.

71 Eidgenössische Betriebszählung 1905, Band 2, Tabelle 12, S. 218.

grosse Betriebe eine nicht leicht aufzubringende Summe, die zudem noch innerhalb weniger Jahre zu amortisieren war. Zwischen 500 und 700 Franken kosteten die Modelle noch zu Beginn der 1890er-Jahre.⁷² Doch nicht nur die Beschaffung einer solchen Maschine, sondern auch deren Unterhalt schlug auf den Geldbeutel.⁷³ Dieser Umstand war besonders bei den noch anfälligen Maschinen der Jahrhundertwende zu bedenken.

Immerhin sanken die Beschaffungskosten noch im 19. Jahrhundert bedeutend. Bucher-Manz baute in Niederweningen ab 1890 die schon bewährte amerikanische McCormick-Mähmaschine nach und versuchte, diese durch verschiedene praktische Vorführungen bekannt zu machen.⁷⁴ Auch Johann Ulrich Aebi begann die McCormick-Maschine zu imitieren, und den Maschinenbauern gelang es allgemein immer besser, die Qualität und Leistung der Vorbilder zu erreichen. Lag Aebis Maschine bei einer Probe 1892 noch einige Punkte hinter dem amerikanischen Original, war dieser Rückstand zwei Jahre später beinahe wettgemacht.⁷⁵ Ein spekulativ gleichwertiges Produkt reichte allerdings noch nicht, um den Importeuren ernst zu nehmende Konkurrenz zu bieten. Die Fertigung kleiner Stückzahlen wirkte sich negativ auf den Gesamtpreis aus, und Professor Hans Moos vom Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich machte nach einer Reise zur McCormick-Fabrik in Chicago erneut auf den weiterhin grossen Preisunterschied zwischen den USA und der Schweiz aufmerksam:

«In Chicago konnte ich mich überzeugen, dass diese nämliche Mähmaschine, welche die europäischen Fabrikate in ihrer Qualität überbietet, in dem enormen Etablissement von McCormick kaum 30 Dollars (150 Fr.) Erstellungskosten verursacht, während mir früher schweizerische Produzenten erklärt hatten, dass sie bei dem geringen Absatz von wenigen Maschinen jährlich für das Exemplar wenigstens Fr. 400 haben müssen, wenn sie nicht mit Verlust arbeiten wollen.»⁷⁶

Als Aebis Imitation gezeigt hatte, dass sie dem Original kaum mehr nachstand, beschloss der Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften der Zentralschweiz, durch eine Sammelbestellung eine Serienfertigung auch in der Schweiz zu ermöglichen, was erhebliche Einsparungen in der Produktion brachte und die Preise pro Maschine auf etwa 300 Franken reduzierte.⁷⁷ Dass die Mähmaschine damit auch «für Kleinbetriebe erschwinglich»⁷⁸ wurde, entsprach aber wohl noch nicht ganz der Wirklichkeit.

Die im Gündelharter Inventar von 1897 aufgelistete Mähmaschine wurde noch auf einen Wert von 150 Franken geschätzt.⁷⁹ Die genauen Produktspezifikationen sind aus den Quellen nicht ersichtlich. Ein Hinweis findet sich in der Buchhaltung, die im Jahr 1906 einen Erlös von nicht einmal mehr 30 Franken für «die alte Cormick-Mähmaschine» ausweist.⁸⁰ Auch ist klar ersichtlich, dass Louis Engeler zu Beginn des 20. Jahrhunderts Reparaturen der Mähmaschine bei der Fritz Marti AG ausführen liess, einer Firma, welche sich auf den Import von Maschinen beschränkte.⁸¹ Die Mähmaschine wird also kaum eine der Schweizer Imitationen gewesen sein, sondern ein amerikanischer Import. Sie dürfte zur Zeit des Gutskaufs entsprechend dem reduzierten Wert im Inven-

72 Nachtweh 1899, S. 39.

73 Nachtweh 1899, S. 39.

74 Nachtweh 1899, S. 41. So zum Beispiel an Pfingsten 1891 in Schneisingen, der Nachbargemeinde des Firmenstandorts von Bucher-Manz, und im selben Jahr in Olten und Schinznach.

75 Nachtweh 1899, S. 41f.

76 Moos 1894, S. 166.

77 Tauber 1983, S. 34; Nachtweh 1899, S. 42.

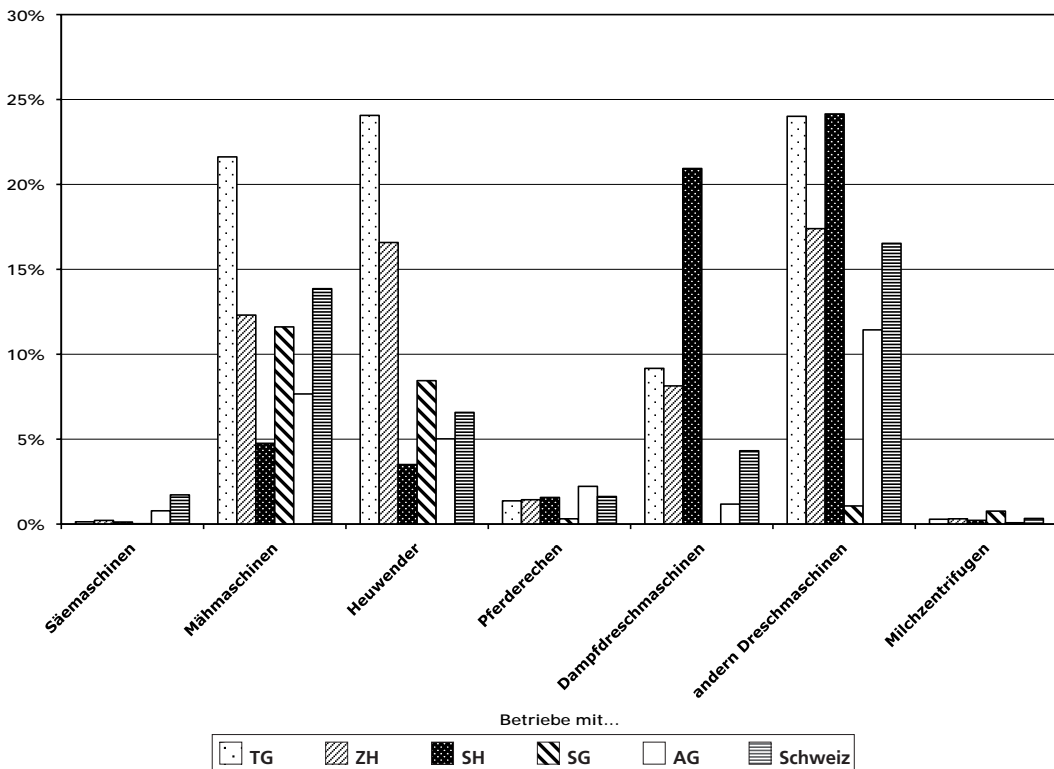
78 Brauchli/Pfaffhauser 1985, S. 75.

79 FA Engeler 2.0.1.4.1.0: Inventar des Schlossguts Gündelhart auf den 1. November 1897, S. 8.

80 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher 1900–1936, Eintrag vom 31. Dezember 1906.

81 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher 1900–1936, Eintrag vom 27. November 1907.

Fig. 5: Verwendung von Maschinen in der Schweizer Landwirtschaft 1905



Quelle: Eidgenössische Betriebszählung 1905, Band 2, Tabelle 12.

tar bereits einige Jahre in Benutzung gewesen sein und wurde demnach zu jenem Zeitpunkt beschafft, als die Mähmaschinenpreise einen bedeutenden Rutsch nach unten erfuhren und damit – wie die Verkaufszahlen zeigen – für eine zunehmende Zahl von Betrieben bezahlbar wurden.

Verfolgt man die Verbreitung der Mähmaschine weiter, ist der zeitlich nächstfolgende Anhaltspunkt die eidgenössische Betriebszählung von 1905. Auf die inhärenten Probleme dieser Zahlen wurde bereits in der Quellenkritik aufmerksam gemacht, gewisse

Tendenzen lassen sich aber ohne Überbeanspruchung der Daten erkennen:

Gegen 14 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe der Schweiz setzten demnach 1905 eine Mähmaschine in ihrem Betrieb ein, allerdings nicht immer eine eigene. Da daher die tatsächliche Anzahl in Betrieb stehender Maschinen einiges unter den angegebenen 33 778 stehen muss, setzte sich die aus den Angaben der 1890er-Jahre ersichtliche Zunahme des Maschinenbestands nach der Jahrhundertwende nicht mehr im selben Ausmass fort. Allgemein dürfte

die Bekanntheit der Mähmaschine recht ausgedehnt gewesen sein, generell galt aber – auch in Bezug auf die Mähmaschine –, dass «die Verbreitung landwirtschaftlicher Maschinen [...] offenbar den möglichen und wahrscheinlich auch den zweckmässigen Ausdehnungsgrad noch nicht erreicht»⁸² hatte.

Im Vergleich mit den anderen erfassten Maschinenkategorien liegt die Verbreitung der Mähmaschine einerseits klar hinter derjenigen der (Dampf-)Dreschmaschinen. Im Unterschied zur Mähmaschine war Letztere aber vor allem eine genossenschaftliche Angelegenheit. Für diesen Umstand gibt es zahlreiche bekannte Gründe: Extrem hohe Beschaffungskosten, jährliche Auslastung, aber auch die Zahl und Ausbildung des Betriebspersonals einer maschinellen Dresch- ausrüstung waren für einen einzelnen Betrieb kaum aufzubringen. Andererseits zeigt sich – zieht man die schon weiter oben als Vergleichsobjekte benutzten Nachbarkantone hinzu – der Thurgau als Region, die mit Mähmaschinen relativ gut bestückt war.

Einen zusätzlichen Anhaltspunkt bietet ein Vergleich mit dem angrenzenden deutschen Bundesland Baden-Württemberg. Dort wurden bei der amtlichen Erhebung im Jahr 1907 insgesamt 574 999 landwirtschaftliche Betriebe gezählt.⁸³ Auf diesen standen zur selben Zeit 21 093 Mähmaschinen im Einsatz.⁸⁴ (Im Unterschied zu den Zahlen der schweizerischen Statistik wurden in Deutschland die tatsächlich vorhandenen Maschinen gezählt und nicht die Betriebe, welche solche verwendeten.) Auf hundert Betriebe kamen also nicht einmal vier Mähmaschinen. Dieser doch recht erstaunliche «Vorsprung» der schweizerischen Landwirtschaft lässt sich zum einen mit dem grossen Anteil der Kleinstbetriebe in Baden-Württemberg erklären.⁸⁵ Ein Artikel im «Schweizerischen landwirtschaftlichen Centralblatt» weist darüber hinaus noch auf einen weiteren Grund hin:

«Aber auch der Preis, der für eine Mähmaschine anzulegen ist, kann nicht mehr zurückschrecken, geniessen wir doch mitten in Europa die gewiss sehr

*auffällige Thatsache, die billigsten Mähmaschinen des ganzen Kontinentes zu haben.»*⁸⁶

Betrachtet man die starke Zunahme, die durch eine markante Verbilligung und Förderung der Mähmaschine in der Schweiz seit 1895 bewirkt wurde, scheint es durchaus möglich, dass eine ausbleibende Förderung eigener Konstruktionen und damit fort-dauernd hohe Preise in Deutschland deren beschleunigte Verbreitung erschwerte.

Nach den ersten Betriebsjahren in Gündelhart besorgte Louis Engeler 1906 eine neue Mähmaschine, welche er für 300 Franken bei der schon erwähnten Fritz Marti AG in Winterthur bezog.⁸⁷ Das Modell war eine amerikanische «Deering Ideal Vertikal», deren Verbesserungen und Ergänzungen vor allem im Bereich der Bedienung und der Betriebssicherheit lagen. Die ältere Maschine wurde kurz darauf verkauft: Sie ging nicht etwa an einen Landwirt, sondern landete in einer lokalen Schmiede, wo sie wohl noch als Ersatzteillager diente.⁸⁸ Auf dem Betrieb waren also nicht etwa mehrere Mähmaschinen anzutreffen, dafür eine, die erhöhte Arbeitsqualität und zusätzliche Erleichterung bei der Anwendung bot. Ab 1913 waren dann aber schon zwei Mähmaschinen im Einsatz. Der Preis lag immer noch im selben Rahmen, inklusive zwei Vorkarren bezahlte Louis Engeler 500 Franken.⁸⁹ Angesichts der davor geführten Korrespondenz dürfte es sich wieder um ein Pro-

82 Bauernsekretariat Arbeiterfrage 1918, Band 4, S. 97.

83 Borcherdt/Häsler/Kuballa/Schwenger 1985, S. 102.

84 Borcherdt/Häsler/Kuballa/Schwenger 1985, S. 158.

85 Krauss 1997, S. 184.

86 «Welche Mähmaschine soll ich kaufen?», in: LwCB 16, 4/1897, S. 48f.

87 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher 1900–1936, Eintrag vom 6. August 1906.

88 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher 1900–1936, Eintrag vom 31. Dezember 1906.

89 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher 1900–1936, Eintrag vom 19. Oktober 1913.

Abb. 53: Diese Aufnahme aus den 1920er-Jahren zeigt vorne die von Pferden und unter Benützung eines Vorkarrens gezogene Mähmaschine und hinten die vom Traktor «International 8-16» gezogene Mähvorrichtung. Ganz links steht der Gutsbesitzer Louis Engeler.



dukt der Marke «Deering» gehandelt haben.⁹⁰ Der Zweck der gleichzeitig angeschafften Vorkarren bestand darin, als Zwischenstück die seitlichen und vertikalen Bewegungen der Zugtiere abzuschwächen und der Mähmaschine dadurch einen ruhigeren Gang zu ermöglichen.

Die nächste und bis dahin massivste Änderung im Umfang des Mähmaschinenbestands in Gündelhart beschloss Louis Engeler 1921. Verbunden mit einem finanziellen Aufwand von beinahe 1500 Franken bestellte er ein amerikanisches Modell einer Grasmähmaschine sowie eine spezielle Getreidemähmaschine nach Gündelhart.⁹¹ Diese Beschaffungen standen dabei in engem Zusammenhang mit der Motorisierung des Gutsbetriebs, im Speziellen mit dem Kauf eines amerikanischen Traktors. Dieser Kauf hatte unter anderem die direkte Folge, dass Louis Engeler die Mähmaschinen nicht mehr bei der Fritz Marti AG – welche mittlerweile ihre zahlreichen Standorte auf Bern konzentriert hatte und damit eine

grössere geographische Distanz zu Gündelhart entstehen liess – einkaufte, sondern bei der schweizerischen Vertretung der International Harvester Company in Zürich besorgte, welche auch den Traktor geliefert hatte. Mit dem 1922 zu einem Preis von über 1500 Franken gekauften Getreidebinder stellte dies den Umfang an Erntemaschinen dar, auf den die Betriebsleitung während der 1920er-Jahre zurückgreifen konnte.⁹²

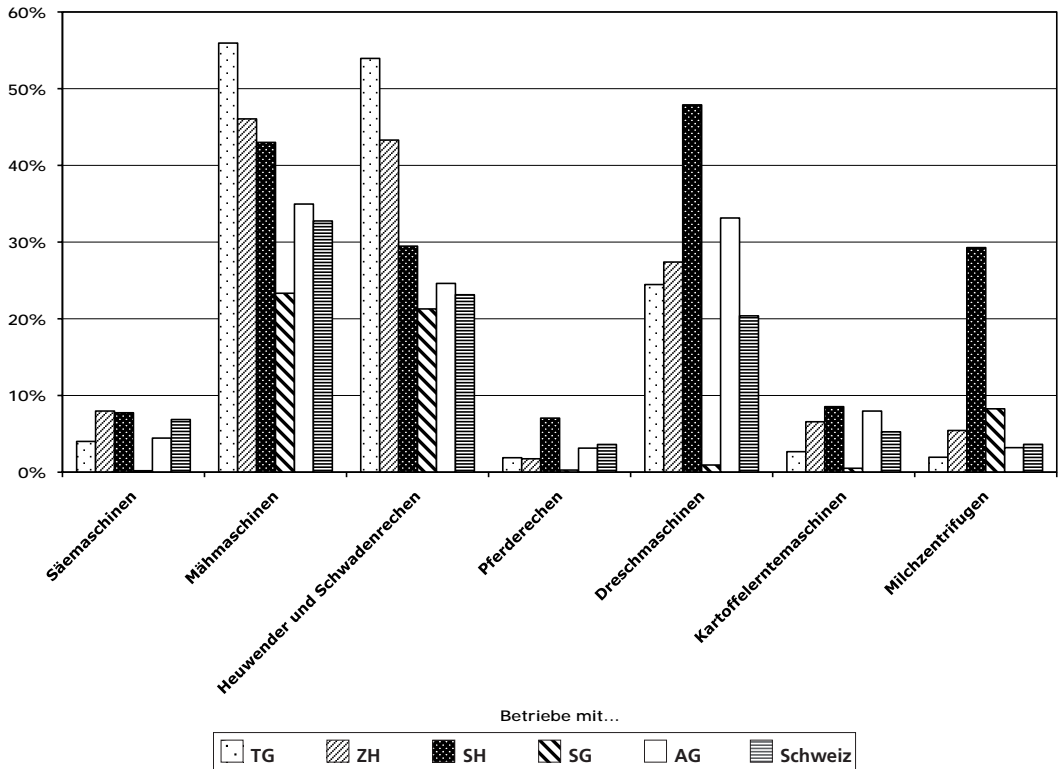
Die zweite eidgenössische Betriebszählung von 1929 liefert nach derjenigen von 1905 die nächsten Vergleichswerte für die Verbreitung und den Einsatz von Mähmaschinen. Leider finden sich für den dazwi-

90 FA Engeler 2.6.1.0: Korrespondenz 1900–1912, Brief von «Deering» in Bochum vom 12. Juli 1912 und Brief der Fritz Marti AG vom 18. Juli 1912.

91 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher 1900–1936, Eintrag vom 9. August 1921.

92 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher 1900–1936, Eintrag vom 22. August 1922.

Fig. 6: Betriebe mit Maschineneinsatz 1929



Quelle: Eidgenössische Betriebszählung 1929, Band 6, Tabelle 19.

schenliegenden Zeitraum keine Aufstellungen über Verkaufszahlen oder Einsatzhäufigkeiten.

Die Verhältnisse haben sich aber in diesem knappen Vierteljahrhundert nachhaltig verschoben: «Die Mähmaschine ist die verbreitetste Maschine in der Landwirtschaft.»⁹³ Im Kanton Thurgau besaßen oder benutzten schon über die Hälfte aller landwirtschaftlichen Betriebe eine Mähmaschine. Nur unwesentlich geringer war die Zahl derjenigen, welche zur maschinengestützten Mahd auch weitere Arbeits-

schritte der Futtergewinnung mit maschinellen Hilfsmitteln wie Heuwender oder Schwadenrechen ver-richteten. Gegenüber den Werten von 1905 bedeutet dies eine Zunahme von über 100 %. Allerdings nahm im selben Zeitraum die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe um über 10 % ab, was die hohen Wachstumszahlen etwas relativiert. Trotzdem lässt sich festhalten, dass in der ganzen Schweiz die Maschinen zur

93 Eidgenössische Betriebszählung 1929, Band 7, S. 255.

Futtergewinnung, insbesondere die Mähmaschine, stark an Bedeutung gewonnen hatten. Im Vergleich zu den angrenzenden Kantonen weist der Thurgau die höchsten Werte auf, wobei dieser «Vorsprung» teilweise dadurch erklärt werden kann, dass im Thurgau die Graswirtschaft so verbreitet war wie sonst nirgends im Mittelland.⁹⁴

Man kann zudem feststellen, dass in derselben Zeit die Frage nach dem Einsatz einer Maschine für einen einzelnen Arbeitsschritt derjenigen nach der Mechanisierung des gesamten Produktionsvorgangs der Futterbereitung gewichen ist. Die Maschinenhersteller gestalteten ihre Inserate dementsprechend nicht nur mit der Abbildung einer einzelnen Maschine. Die Werbungen zeigten stattdessen die verschiedenen Maschinen, mit deren Hilfe der ganze Prozess von der Mahd über das Wenden und Zusammenrechen bis zum Einbringen des Futters verrichtet werden konnte.⁹⁵ Es wird deutlich, dass der Futterbau auf dem Betrieb in Gündelhart unter Louis' Leitung nie ohne maschinelle Hilfsmittel betrieben wurde. Vielmehr intensivierte er diese Arbeitsweise, indem er alte Maschinen ersetzte und das Inventar noch weiter ergänzte. Die Benutzung von Maschinen dehnte sich zudem auf weitere Bereiche der Feldbewirtschaftung aus: Auch im Getreidebau schnitten Fingerbalken die Halme, und Düngerstreuer verteilten die chemischen Stoffe fein und gleichmässig.⁹⁶

Abschliessend lässt sich bezüglich der Verbreitung der Mähmaschine in den dreissiger Jahren festhalten, dass die um die Jahrhundertwende gemachten Aussagen doch noch zutrafen: Die Mähmaschine ist allgemein bekannt und eingebürgert.

4.2 Maschinenteknik und Anwendung

Analog zur Beurteilung um die Jahrhundertwende, dass die Mähmaschinen bereits «grosse Verbreitung gefunden»⁹⁷ hätten, hielt man auch die konstruktive

Entwicklung der Mähmaschine schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts für nahezu abgeschlossen.⁹⁸ In Bezug auf die grundsätzliche Funktionsweise trifft diese Aussage durchaus zu. Das Kernstück der gezogenen Maschine war ein mit metallenen Fingern versetzter Balken, an welchem eine Schiene mit Messerchen hin- und herlief. Der Antrieb erfolgte über die Wagenräder.

Zum Zeitpunkt, als die Verkaufszahlen auch in der Schweiz zu steigen begannen, gab es bezüglich der grundlegenden Bauweise zwischen den Schweizer Fabrikaten und den importierten Modellen keine Unterschiede mehr:

«Bei den heutigen Fortschritten der Maschinenteknik und speziell der Mähmaschinenkonstruktion besteht ein eigentlicher Unterschied in der Qualität zwischen Amerikaner und Schweizer Fabrikat nicht mehr. Letztere haben sich an den in den letzten Jahren stattgefundenen Heuerntemaschinenproben den

94 Eidgenössische Betriebszählung 1929, Band 7, Tabelle 1. Im Kanton Thurgau fielen 87,9 % in Kategorien mit mindestens 70 % Graswirtschaft. Im Vergleich dazu: Zürich 69,8 %, Aargau 58,1 %.

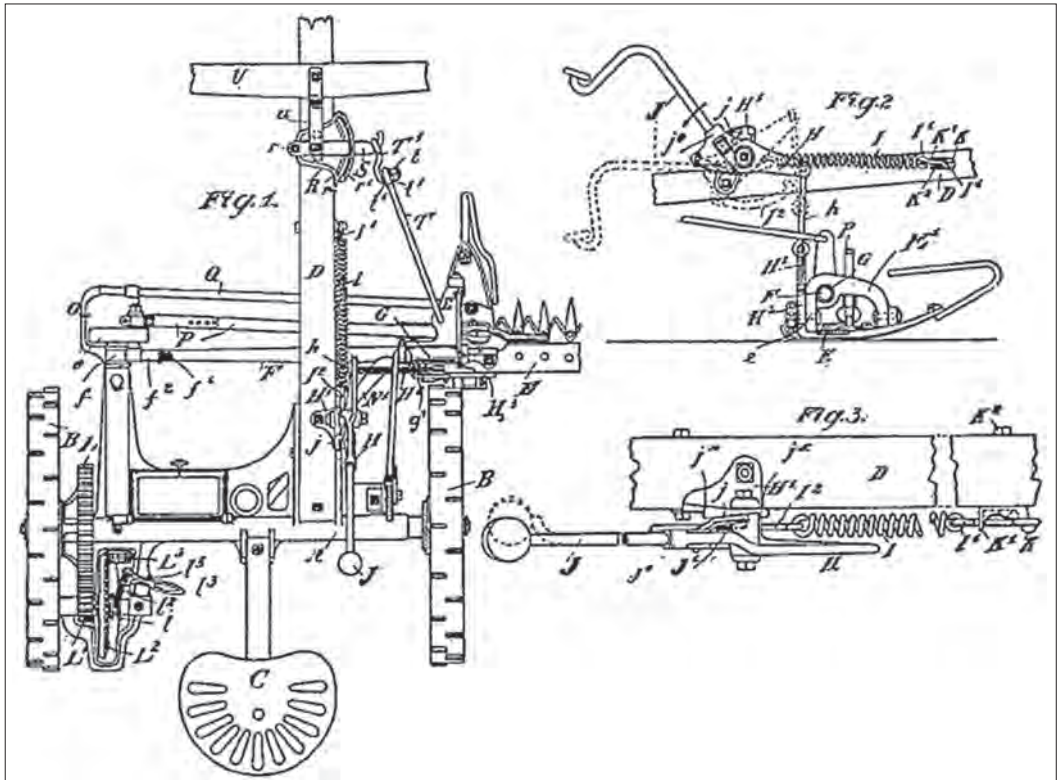
95 Werbung von Bucher-Manz, in: OstLW 4, 18/1909, Umschlag. Abbildung siehe Anhang.

96 Eine Düngestreumaschine der Maschinenfabrik Langenthal traf 1909 in Gündelhart ein: FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher 1900–1936, Eintrag vom 18. Dezember 1909. Dieselbe wurde in zumindest einem Fall auch anderen Betrieben zur Verfügung gestellt: Eintrag vom 10. Januar 1912.

97 «Zur Pflege der Wiesen im Frühjahr», in: LwCB 20/1901, S. 89f.

98 Nachtweh 1899, S. 44; ebenso Frey 1913, S. 390: «Der Mähmaschinenbau hat in den letzten Jahren wesentliche Neuerungen nicht mehr gezeitigt.» Ähnliche Interpretationen finden sich auch in späteren Darstellungen, so z. B. Thomsen 1984, S. 72: «Bereits um 1880 hatte der Grasmäher seine endgültige Form gefunden und wurde kaum noch verändert.» Oder sinngemäss Segler 1969, S. 274: «Im Jahre 1910 haben die Gespanngrasmäher bereits alle wichtigen baulichen Merkmale, wie in den späteren Jahrzehnten.»

Abb. 54: Diese schematische Zeichnung zeigt links die Oberansicht einer Mähmaschine und rechts die Ober- und Seitenansicht des dazugehörigen Fusspedals zur Anhebung des Mähbalkens, um 1897.



amerikanischen und englischen Fabrikaten als vollständig ebenbürtig erwiesen.»⁹⁹

Auszeichnen konnten sich die einzelnen Maschinen hauptsächlich über die Qualität des Materials und der Verarbeitung. Schon bei der erwähnten Maschinenprobe von 1895, als Aebis Imitation einen halben Punkt hinter dem amerikanischen Vorbild eingestuft wurde, waren qualitative Mängel des Materials der Grund für den Abzug.¹⁰⁰ Allerdings waren gerade die Mähmaschinen mit ihrem feinen Mähwerk anfällig für Defekte. In der Folge entschied man sich bei einem Kauf weniger für ein bestimmtes Produkt, sondern suchte vielmehr einen bezüglich Qua-

lität geeigneten und bekannten Lieferanten. Dieser hatte für den Fall eines Defekts möglichst rasch erreichbar zu sein:

«Bei dem Ankauf einer Mähmaschine kommt es deshalb für den Landwirt weniger darauf an, welches System er wähle, als vielmehr darauf, eine Maschine

99 «Schweizer- oder Amerikaner-Mähmaschinen?», in: Grüne 40/1912, S. 438; ebenso Nachtweh 1898, S. 257: «In zweiter Linie kommt erst die Frage des Systemes einer Maschine. Und hierüber kann man insbesondere bei Mähmaschinen hervorheben, dass die meisten neuen Systeme unter einander gleichwertig sind.»

100 Nachtweh 1899, S. 42.

zu kaufen, von der er auch die Reparatur- und Ersatzstücke in nächster Nähe beziehen kann, damit allfällige, während der Gebrauchssaison sich einstellende Defekte rasch behoben werden können.»¹⁰¹

So verhielt sich auch Louis Engeler. Während langer Zeit bezog er seine Maschinen und vor allem Ersatzteile bei der Fritz Marti AG. Diese hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Hauptsitz in Winterthur sowie Depots in verschiedenen anderen regionalen Zentren, z. B. Bern und Yverdon. Als Importeur von vor allem amerikanischen Fabrikaten ohne eigene Produktionsstätte gestaltete sich die Sammlung von Know-how umständlicher. Man unterhielt zwar eine Werkstätte in Wallisellen, doch bei technischen Problemen – vor allem mit neuen Konstruktionen – konnte man sich nicht auf eigene Erfahrungen stützen, was in der Korrespondenz zwischen der Firma und Louis Engeler durchscheint. Als die Mähmaschine, welche Louis Engeler mit dem Gut übernommen hatte, einen Defekt am Messerbalken erlitt, lieferte die Winterthurer Firma zuerst Ersatzmaterial mit einer ersten Diagnose des Problems. Nachdem aber wenig später der Messerrücken erneut gebrochen war, empfahl man, «die ganze Maschine einer kompletten Reparatur [zu] unterwerfen, was jedenfalls das Sicherste wäre».¹⁰²

Aus diesem Grund war die Fritz Marti AG auch daran interessiert, Erfahrungen aus Kundenkreisen nutzen zu können. Mit dem Kauf einer zweiten Mähmaschine auf dem Gündelharter Betrieb 1912 ging die Beschaffung zweier Vorkarren einher, welche zwischen Zugtiere und Mähmaschine zu spannen waren. Als Louis Engeler mit der Einrichtung des Zugs nicht klar kam, leitete die Fritz Marti AG das Schreiben direkt an die Fabrik in Deutschland weiter, die eine Anleitung zu geben imstande war.¹⁰³ Aus Winterthur wollte man Louis Engeler gegenüber nicht unterlassen, «Ihnen hiervon Copie zu geben, zumal Sie sich um die zweckmässige Verwendung und Vervollständigung der Konstruktion schon sehr viel Mühe gege-

ben haben, wird es uns freuen, wenn Sie nach Befolgung der Anleitungen von Seite unseres Lieferanten dazukommen, den Vorwagen als nützliches Objekt zu empfehlen».¹⁰⁴ Die Tatsache, dass die neue Mähmaschine sowie die beiden Vorkarren erst nach der Erntesaison 1913 bezahlt wurden, zeigt ebenfalls das Zuvorkommen, mit welchem der Importeur kooperative Kunden behandelte.¹⁰⁵

In den 1910er-Jahren – der genaue Zeitpunkt ist aus den Gündelharter Quellen nicht feststellbar – wurde Winterthur als Standort von der Fritz Marti AG aufgegeben. Die Korrespondenz und allfällige Reparaturen liefen nun über Bern, was auf die Dauer eine zu grosse zeitliche und finanzielle Hürde bedeutete. Aus der Buchhaltung wird ersichtlich, wie oft Reparaturen fällig waren und welche Kosten diese verursachten. Entsprechende Einträge sind meist mehrere Male pro Jahr vorhanden mit einer Summe von jeweils einigen Dutzend Franken.¹⁰⁶

101 «Schweizer- oder Amerikaner-Mähmaschinen?», in: Grüne 40/1912, S. 438.

102 FA Engeler 2.6.1.0: Korrespondenz 1900–1912, Brief der Fritz Marti AG vom 21. August 1903.

103 FA Engeler 2.6.1.0: Korrespondenz 1900–1912, Brief von «Deering» in Bochum vom 12. Juli 1912.

104 FA Engeler 2.6.1.0: Korrespondenz 1900–1912, Brief der Fritz Marti AG vom 18. Juli 1912.

105 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher 1900–1936, Eintrag vom 19. Oktober 1913.

Bereits früher wurde Louis Engeler von der Fritz Marti AG dahingehend angeschrieben, ihr Informationen bezüglich eines Initiativkomitees für eine Automobilverbindung Frauenfeld–Müllheim–Steckborn–Ermatingen zu geben mit dem Versprechen, «zu Gegendiensten stets mit Vergnügen zur Verfügung» zu stehen: FA Engeler 2.6.1.0: Korrespondenz 1900–1912, Brief der Fritz Marti AG vom 28. April 1903.

106 FA Engeler 2.0.1.0.0: Hauptbücher 1900–1938, Konto «landw. Geräte». Im ersten Jahrzehnt gab Louis Engeler beinahe 700 Franken für Reparaturen und Ersatzteile der Mähmaschine aus – die Neuanschaffung sowie den Verkauf der alten Maschine nicht mitgerechnet.

Wie schon erwähnt, übernahm die International Harvester Company (IHC), die sich in den 1910er-Jahren in Zürich eine Schweizer Vertretung einrichtete, nach dem Ersten Weltkrieg für den Gündelharter Gutsbetrieb die Rolle des Hauptlieferanten für Maschinen aller Art.¹⁰⁷ Die IHC wurde 1902 in New York gegründet und war ein Zusammenschluss der führenden amerikanischen Landmaschinenhersteller, unter anderem der McCormick Harvesting Machine Company und der Deering Harvester Company.¹⁰⁸ Dass die IHC in der Schweiz selber Maschinen herstellte, ist nicht anzunehmen.¹⁰⁹ Vielmehr war die Niederlassung in Zürich ähnlich der Fritz Marti AG eine Verkaufsstelle von den in Amerika und in anderen Ländern Europas hergestellten Maschinen. In den noch folgenden Abschnitten zur Mistzettmaschine und zum Traktor werden zwei davon ausführlicher behandelt.

Trotz der abschliessenden Betrachtung des Entwicklungsstands der Mähmaschine um die Jahrhundertwende brachten die Maschinenhersteller auch in der darauffolgenden Zeit Änderungen an, die in unterschiedlicher Weise die Arbeit mit der Maschine optimieren sollten. Als Louis Engeler 1906 die vom vorherigen Verwalter übernommene Mähmaschine ersetzte, bestand eine der Neuerungen der Deering-Maschine darin, den Mähbalken anheben und senkrecht stellen zu können; daher auch die Bezeichnung «Deering Ideal Vertical». Diese Neuerung dient hier als Beispiel für andere Ergänzungen, welche während des Untersuchungszeitraums angebracht wurden, denn wie zu sehen sein wird, brachte der bewegliche Mähbalken in vielerlei Hinsicht direkte und indirekte Verbesserungen.

Ein hochklappbarer Messerbalken erleichterte einmal das Einstellen der Maschine ausserhalb der Erntezeit. In den Zeitschriften sind zahlreiche Berichte zu finden, welche das sorglose Unterbringen der Maschinen und Geräte beklagen:

«Um die Dauerhaftigkeit und die guten Leistungen der Maschinen und Geräte zu erhöhen, sollen

diese an einem geeigneten und speziell zu diesem Zwecke reservierten Orte aufbewahrt werden, so dass sie während des Winters vor allen Witterungseinflüssen und fremder Zerstörungssucht geschützt sind. Leider findet man in dieser Beziehung gar zu häufig grosse Missstände bei unsern Landwirten.»¹¹⁰

Eine platzsparende Maschine fand eher Raum in einem Schuppen. Zum anderen vereinfachte ein vertikal stehender Balken die Verschiebung der Maschine vom Hof auf das zu bearbeitende Feld. Kombiniert mit dem Senkrechtstellen des Balkens war auch eine Entkopplung vom Antriebsmechanismus. Das Unfallpotenzial, das generell hoch war, konnte damit verringert werden.

Ein Grund für die zum Teil schlechten Ergebnisse und Eindrücke der Maschinenmäh war der Zustand der Wiesen. Steine, Bodenebenheiten und andere Hindernisse liessen das Maschinenmähen zu einem Geduldspiel werden. Die Beschaffung von Walzen, Eggen, Drillmaschinen usw., mit welchen der Boden mähmaschinentauglich hätte hergerichtet werden können, sowie die Arbeitszeit dazu fehlten oft, obwohl es diesbezügliche Erfahrungen und Mahnungen genug gab. Diese Anforderungen mussten aber nicht unbedingt als negativer Aspekt der Mäh-

107 Im Familienarchiv taucht die IHC erstmals 1914 auf, als Louis Engeler bei dieser Firma einen Heuaufklader kauft: FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher 1900–1936, Eintrag vom 19. Juni 1914. Dieser stand nachweislich zumindest bis Ende der 1920er-Jahre im Einsatz: Eintrag vom 9. Juli 1928.

108 Wendel 1981, S. 29.

109 Wendel 1981, S. 31, erwähnt Fabriken zumindest in Deutschland und Schweden, die schon im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts produzierten. Buschmann listet zudem eine Fabrikgründung zur selben Zeit in Frankreich auf: http://homepages.compuserve.de/matbush1710/05_historie/worldwide_ih/www_werke.htm.

110 «Behandlung und Aufbewahrung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte», in: Grüne 40/1912, S. 1101. Siehe auch Nachtweh 1899, S. 39.

Abb. 55: Werbung der Firma Bucher-Manz für eine Mähmaschine mit vertikal aufstellbarem Messerbalken, 1911: «Vertikalstellen und Senken des Schneideapparates sowie Ausrücken des Getriebes geschieht automatisch durch die Laufachse. Der Führer hat stets beide Hände frei auf der Maschine.»



maschine zugerechnet werden. Einige gewannen dem Umstand, dass der Landwirt zur Pflege der Wiesen gezwungen wurde, auch Positives ab:

«Man kann in vielen Fällen den Mähmaschinen dankbar sein, dass sie den Weg zu einer bessern Pflege der Wiesen geebnet haben, indem viele Landwirte sich nun einfach genötigt sehen, die Wiesen zu eggen.»¹¹¹

Konnte der Landwirt den Balken sowohl um die Längsachse drehen als auch in beschränkter Masse anheben, war es ihm möglich, allfällige Unebenheiten, aber vor allem Hindernisse wie Bäume oder Pfähle sowie Steigungen mit geschickter Bedienung und Führung der Zugtiere zu meistern.

4.3 Informationsbörsen

Wenn es um den Entscheid für oder gegen die eine oder andere Maschine ging, spielte nebst der Konstruktionsweise ebenso das Wissen um Erfahrungen mit dem Apparat eine grosse Rolle. Wie sollte eine Basis gebildet werden, aufgrund derer der Landwirt den Kaufentscheid fällen konnte? Es wurden Räume benötigt, in welchen ein Informationsaustausch über das Produkt stattfinden konnte. Für Louis Engeler bot das örtliche Umfeld wohl nur beschränkt Gelegenheit

dazu; als Gutsbesitzer war er selber in der Rolle des Informationslieferanten und Wissensvermittlers für die umliegenden landwirtschaftlichen Betriebe. Die eigenen Entscheidungen musste er aufgrund von Informationen fällen, die er auf anderen Pfaden erhielt und sich aneignete.

Ein Beispiel dafür stellen die landwirtschaftlichen Zeitschriften dar. Im Zuge der Entstehung landwirtschaftlicher Vereine und Genossenschaften führten diese ihre zahlreichen Publikationsorgane ein, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts auf eine breite Leserschaft zählen konnten. Die grosse Verbreitung war allerdings nicht nur Ausdruck von Wissensdurst seitens der Landwirte, sondern auch von gezielter Förderung seitens der Vereinsleitungen: Oftmals war die Abonnie rung von Verbandsschriften für Mitglieder obligatorisch. In Louis Engeler's Briefkasten landeten gleich mehrere solcher meist wöchentlich, z. T. zweiwöchentlich oder monatlich erscheinenden einschlägigen Publikationen:

- die «Schweizerische landwirtschaftliche Zeitschrift: Die Grüne», herausgegeben vom Schweizerischen Landwirtschaftlichen Verein,
- das «Schweizerische landwirtschaftliche Centralblatt», herausgegeben von der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte,
- «Der Ostschweizerische Landwirt», früher «Thurgauer Blätter für Landwirtschaft», herausgegeben vom Thurgauischen Landwirtschaftlichen Kantonalverband,
- und die «Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte», die allerdings bezüglich Form und Inhalt nicht ganz den obigen Zeitschriften entsprachen.

Abgesehen davon, dass die Hersteller landwirtschaftlicher Maschinen ihre Inserate bevorzugt auf den Umschlagsinnenseiten dieser Zeitschriften plat-

¹¹¹ «Zur Pflege der Wiesen im Frühjahr», in: LwCB 20/1901, S. 90.

zierten, beschäftigten sich von Zeit zu Zeit Autoren mit neuen landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen, beschrieben Funktionsweisen und beurteilten deren Potenzial. Ausser bei den «Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte» war bei den Zeitschriften auch immer Platz dafür reserviert, Fragen aus der Leserschaft abzdrukken und in den darauffolgenden Ausgaben zu erörtern. War die Anzahl von Artikeln und Berichten über Maschinen und Geräte im Vergleich zu politischen, züchterischen und die Düngung betreffenden relativ gering, so tauchten gerade im Forumsteil doch häufig Fragen bezüglich Landmaschinen auf. Viele Leser benutzten diesen Weg zum Beispiel, um ganz einfach nach der besten Maschine für einen bestimmten Arbeitsvorgang zu fragen:

«Mit welchen Jauchepumpen hat man bis jetzt die besten Erfahrungen gemacht in Bezug auf Solidität, Leistung und zugleich leichten Gang beziemlich intensivem Geruch? E. L.»¹¹²

«Da ich schon 6 Jahr eine Jauchepumpe <Ideal> von H. Maier, Maschinenwerkstätte, Triboltingen, in starkem Gebrauch habe, und zwar ohne Reparaturen, so lässt solche an Solidität nichts zu wünschen übrig. Der leichte Gang hängt natürlich von der Höhe der Pumpe ab. Wenden Sie sich an obige Firma, welche solche Pumpen in zwei Rohrweiten liefert. A. W.»¹¹³

Ergänzt wurden diese allgemeinen Fragen durch Erkundigungen spezifischer Art:

«Wer liefert Jauchefasshahnen mit Anschluss an Schlauchleitungen? Habe ein neues Fass bestellt und möchte nun mit angeschlossener Schlauchleitung die Abhänge begüllen. M. H. E.»¹¹⁴

«Güllefasshahnen mit Anschluss an die Schlauchleitungen liefert der Verband ostschweizerischer Genossenschaften in Winterthur.»¹¹⁵

Es bestand also innerhalb der Leserschaft einerseits ein Bedarf an konkreten Informationen über Erfahrungen im Umgang mit landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten. Andererseits gab es in der-

selben Leserschaft eine beträchtliche Zahl von Personen, die über die gesuchten Informationen verfügten und diese auch bereitwillig weitergaben. Bezüglich der gegebenen Ratschläge war allerdings zu bedenken, dass sie zum Teil von den Maschinenherstellern selbst stammten und im Kern eine Anpreisung ihres Produkts enthielten:

«Haben sich die Heuaufzüge von Bucher-Manz bewährt? Genügt ein Wassermotor mit 2 PS zum Antrieb eines solchen, und wieviel Minutenliter Wasser sind nötig für einen 2 PS Motor bei 5 Atmosphären Druck? J.»¹¹⁶

«Ein Wassermotor mit 2 PS genügt zum Antrieb meiner Seilwinden vollständig. Derselbe benötigt zirka 300 Minutenliter. Eine ganze Anzahl Zeugnisse über gelieferte Anlagen stehen mit Vergnügen zu Diensten. Bucher-Manz in Niederweningen.»¹¹⁷

Einige private «Berater» luden hin und wieder skeptische Leser sogar ein, den eigenen Betrieb zu besuchen und die von ihnen gegebenen Ratschläge vor Ort zu überprüfen:

«Auf einem Gute von 35 Jucharten, vollständig arrondiert, möchte Kraftbetrieb eingerichtet werden. Ist es vorteilhafter, einen Göpel (1 Arbeitspferd steht zur Verfügung) oder einen Elektromotor von 2–3 PS anzuschaffen bei zirka 200–250 Betriebsstunden, wobei Häcksel- und Strohschneidemaschine, Dreschmaschine, Mostmühle, Schrotmühle und Fräse in Betrieb gesetzt werden sollten? Länge der Transmissio-

112 «Auskunfts-Ecke: Frage Nr. 57», in: OstLW 4, 17/1909, S. 316.

113 «Auskunfts-Ecke: Antwort auf Frage Nr. 57», in: OstLW 4, 19/1909, S. 356.

114 «Auskunfts-Ecke: Frage Nr. 1», in: OstLW 11, 1/1916, S. 13.

115 «Auskunfts-Ecke: Antwort auf Frage Nr. 1», in: OstLW 11, 3/1916, S. 44.

116 «Auskunfts-Ecke: Frage Nr. 51», in: OstLW 4, 12/1909, S. 215.

117 «Auskunfts-Ecke: Antwort auf Frage Nr. 51», in: OstLW 4, 14/1909, S. 256.

nen würde sich bei der einen oder andern Antriebsart gleichbleiben. H. Sp.»¹¹⁸

«Wo Gelegenheit zum Anschluss für Elektrizität geboten und die Tagesenergie zum anständigen Preis erhältlich, ist im gegebenen Falle die Beschaffung eines 3 PS Motor entschieden das Richtigeste, indem selbst mit 2pferdigem Göpelbetrieb die schwereren Maschinen, wie z. B. Fräse gar nicht genügend angetrieben werden können. Ich selbst habe unter gleichen Verhältnissen den Göpelbetrieb aufgegeben und Motorbetrieb eingerichtet, und kann die Anlage bei mir besichtigt und Auskunft eingeholt werden. H. K.-J. in E.»¹¹⁹

Als weitere Informationsquelle dienten schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die verschiedenen Ausstellungen. Zu diesen zählten die seit 1873 in unregelmässigen, mehrjährigen Abständen durchgeführten schweizerischen landwirtschaftlichen Ausstellungen.¹²⁰ Deren erste wurde im thurgauischen Weinfelden abgehalten.

An den darauffolgenden nationalen Ausstellungen belegte der Maschinen- und Gerätebereich eine wachsende Fläche des jeweiligen Ausstellungsgeländes und wurde zu einem tragenden Teil des Gesamtbildes.¹²¹ Nebst den schweizerischen Ausstellungen organisierten auch die kantonalen Verbände landwirtschaftliche Ausstellungen, zum Teil nur der Maschinen und Geräte wegen.¹²² Deren Grösse «reicht[e] an eine eidgenössische heran».¹²³

Die Ausstellungen boten den interessierten Kreisen – im Gegensatz zu den Berichten und Foren in den Zeitschriften – die Gelegenheit, direkt miteinander in Kontakt zu kommen. Die langen Listen der Aussteller und derer Objekte machen klar, dass man sich als Hersteller eine Absenz an den Anlässen kaum leisten konnte.¹²⁴ Grössere Firmen versuchten mit erheblichem Aufwand, die Aufmerksamkeit der Besucher auf ihre Produkte zu lenken. Solcher Aufwand war gern gesehen und wurde auch mit Wohlwollen honoriert: «Einzelne Maschinenfabriken scheinen wohl zu

wissen, was für Kunden sie am fortschrittlichen Luzernerbauer haben.»¹²⁵ Die Ansammlungen von Maschinen und Motoren waren die Attraktionen und Besuchermagnete der Ausstellungen.¹²⁶ An ihnen konnten auch die städtischen Besucher ihren Gefallen finden, ohne freilich dabei zu erfahren, «was für Gedanken und Sorgen im Lauf des Jahres den Landmann bewegen; denn sie verstehen nicht, was sie sehen».¹²⁷

Allerdings fühlten sich die Landwirte mehr durch die «hübsch zusammengestellten Kollektionen»¹²⁸ angezogen, ohne dass ihnen dabei viel nützliche In-

118 «Auskunfts-Ecke: Frage Nr. 19», in: OstLW 5, 16/1910, S. 317.

119 «Auskunfts-Ecke: Antwort auf Frage Nr. 19», in: OstLW 5, 17/1910, S. 339.

120 Bis Ende der 1930er-Jahre wurden insgesamt zehn nationale landwirtschaftliche Ausstellungen durchgeführt:
5. bis 14. Oktober 1873 in Weinfelden,
17. bis 24. September 1877 in Freiburg,
2. bis 11. Oktober 1881 in Luzern,
1. Mai bis 30. September 1883 in Zürich (als Teil der Landesausstellung),
11. bis 20. September 1887 in Neuenburg,
13. bis 22. September 1895 in Bern,
18. bis 27. September 1903 in Frauenfeld,
10. bis 19. September 1910 in Lausanne,
12. bis 27. September 1925 in Bern,
6. bis 29. Oktober 1939 in Zürich (wieder als Teil der Landesausstellung).
Vgl. Brugger 1963, S. 96–101.

121 Ausstellung für Landwirtschaft 1925, S. 433.

122 Z. B. die Ausstellung in Meilen des Zürcher Kantonalverbandes von 1912, an der die Maschinenabteilung räumlich «stark dominiert» hatte: Zürcher Ausstellung 1912, S. 230.

123 «Von der landwirtschaftlichen Ausstellung in Luzern», in: OstLW 4, 41/1909, S. 783.

124 Ausstellung für Landwirtschaft 1925, S. 435ff.; Katalog Wald 1900, S. 16–19.

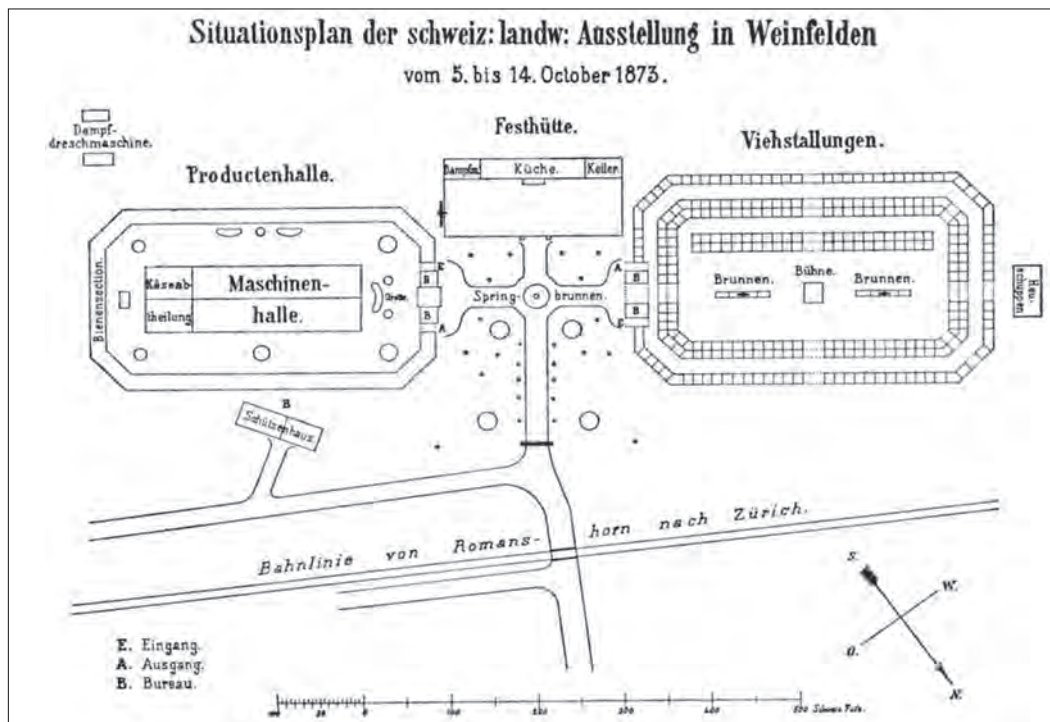
125 «Von der landwirtschaftlichen Ausstellung in Luzern», in: OstLW 4, 41/1909, S. 783.

126 Zentralkomitee Landesausstellung 1914, Fachberichte, Band 1, 1916, S. 154.

127 «Zur Bedeutung landwirtschaftlicher Ausstellungen», in: OstLW 8, 45/1913, S. 121.

128 Zürcher Ausstellung 1912, S. 230.

Abb.56: Der Situationsplan der schweizerischen landwirtschaftlichen Ausstellung 1873 in Weinfelden macht deutlich, wo die Schwerpunkte und Publikumsmagnete lagen.



formation für ihre konkreten Bedürfnisse geboten wurde. Die Ausstellungen «verschafften den kaufwilligen Landwirten einen Überblick über das Angebot und schufen ein psychologisches Klima, das die Bereitschaft zur Übernahme neuer Technologien förderte». ¹²⁹ Im Gegensatz zu anderen Ausstellungsabteilungen wie der Viehzucht, wo für herausragende Leistungen und Produkte Auszeichnungen und Vorteile erreicht werden konnten, war die Maschinenabteilung zwar schön anzuschauen, doch die kritische Betrachtung der Objekte blieb weitgehend aus. Zwar wurden entsprechend einer Forderung im Rückblick auf die Ausstellung von 1903 in Frauenfeld Diplome eingeführt, diese jedoch «breitwürfig ausgesät. [...] Aber der Sache und vor allem der Landwirtschaft war

damit nicht gedient.» ¹³⁰ Davon waren sowohl die Besucher wie auch die Aussteller betroffen, die ihren grossen Aufwand immer weniger gerechtfertigt sahen und «mindestens 95 % von allen die Ausstellungen überhaupt ins Pfefferland wünschen würden». ¹³¹ Das Verhältnis zwischen Aufwand – speziell für kleinere Maschinenhersteller – und Ertrag war für die Aussteller längst aus dem Gleichgewicht geraten.

Den Landwirten bot sich ein überwältigendes Bild über das Potenzial an vorhandenen technischen

129 Pfister 1995, S. 220.

130 Jordi 1915, S. 181.

131 «Betrachtungen über landwirtschaftliche Ausstellungen», in: MGSL 4/1904, S. 21.

Hilfsmitteln. Ob sich diese aber im individuellen Betrieb bewähren würden, konnte für die meisten der präsentierten Neuigkeiten nicht überprüft werden. Die Juroren der Ausstellungen unterliessen es jeweils nicht, im Schlussbericht auf die ausgebliebenen praktischen Prüfungen hinzuweisen.¹³² Mangel an Zeit und geeigneten Flächen war meist der Grund dafür, was durchaus plausibel erscheint: Während der kaum mehr als eine Woche dauernden Ausstellungen war eine durchgängige Prüfung der Objekte vollkommen illusorisch. Kommende Ausstellungsorganisatoren wurden dringend aufgefordert, diesen Fehler nicht zu wiederholen, doch der Missstand wurde nicht behoben. Die Schwierigkeit lag darin, dass die jeweils speziell für einen Anlass gebildeten Komitees aus Personen bestanden, die aus den Kreisen des austragenden Verbands rekrutiert worden waren und vielleicht über die Probleme früherer Ausstellungen informiert waren, sich jedoch nicht auf eigene Erfahrungen abstützen konnten. Die vereinzelt Personen, die aus dem nationalen Kontext mehrfach für die Organisation und Durchführung beigezogen wurden, kämpften ohne Erfolg gegen die wiederkehrenden Hindernisse an.¹³³

Aus den Reihen der wechselnden Ausstellungsorganisatoren war demnach eine Lösung der Probleme nicht zu erwarten. Die Initiative in diesem Bereich musste von jemandem ausgehen, der nicht nur ein generelles Interesse, sondern einen unmittelbaren und kontinuierlichen Bedarf an einer vergleichenden Beurteilung landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen hatte und in ideologischer, wissenschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht gut eingebettet war. Diese Eigenschaften konnte die «Gesellschaft Schweizerischer Landwirte» bieten.

Ein Blick in die Mitgliederverzeichnisse macht deutlich, dass viele der «fachbeflissenen Landwirte»¹³⁴ im Gegensatz zu den Mitgliedern der örtlichen und kantonalen Vereinigungen gerade nicht den durchschnittlichen Schweizer Bauer mit kaum mehr als einigen Hektaren Land repräsentierten. Sie waren

einerseits Besitzer landwirtschaftlicher Betriebe mit ausgedehnten Produktionsflächen, zu denen auch Louis Engeler gehörte. Andererseits finden sich auch viele im Lehrbereich tätige Personen unter den Mitgliedern, von Angestellten kantonaler Winterschulen bis zu Universitätsprofessoren.¹³⁵ Die Durchmischung von Wissenschaftlern und Praktikern war eine bewusste:

«In Ihrer Gesellschaft ist immer, wenn ein Wissenschaftler gesprochen hat, ein Praktiker zum Worte gekommen, und da nun ein Praktiker gesprochen hat, wollen Sie auch dem Wissenschaftler gestatten, einige Worte zu sagen.»¹³⁶

Ausserdem zeigen die Mitgliederverzeichnisse, dass viele von ihnen auch politische Ämter – auf nationaler wie kantonaler Ebene – bekleideten. Zusätzlich ist zu erwähnen, dass auch ausländische Personen Zugang zur Gesellschaft hatten; diese bekleideten ebenfalls höhere Ämter in ihren Ländern.¹³⁷ Ab 1898 war auch Louis Engeler Mitglied dieser Gesellschaft, damals noch als Verwalter des Asyls in Wil tätig.¹³⁸ Er folgte damit seinem Vater, der seit langem Mitglied war und an der 75. Versammlung vom 2. Mai 1890 «einen praktischen, leicht und doch solid konstruierten Handheurechen [...], welcher von allen Denjeni-

132 Jordi 1915, S. 180.

133 Jordi 1915, S. 180–182.

134 Hofer 1915, S. 134.

135 Die erweiterten Angaben bei 54 Namen der 294 Mitglieder des Jahres 1915 lassen direkt auf eine Lehrtätigkeit schliessen: Mitgliederverzeichnis vom Februar 1915, in: MGSL 1/1916.

136 Professor Wiegener in der Diskussion der Versammlung vom 14. März 1919, in: MGSL 3/1919, S. 101.

137 Z. B. ein Vertreter aus dem Institut International d'Agriculture in Rom, der Direktor der landwirtschaftlichen Schule Litzlhof aus Kärnten, ein Instruktor aus der Obersteiermark oder ein Baron aus Schnaitberg-Essingen in Württemberg: Mitgliederverzeichnis vom Februar 1915, in: MGSL 1/1916.

138 «Nachrichten von der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte», in: LwCB 17/1898, S. 218.

gen, die ihn bisher benützten, recht günstig beurteilt» wurde, vorgestellt hatte.¹³⁹

Angesichts der personellen Struktur der Gesellschaft und ihrer überregionalen Zusammensetzung überrascht es nicht, dass entscheidende Impulse und Perspektiven bezüglich der Entwicklung der schweizerischen Landwirtschaft von ihr ausgingen. Die Einrichtung des Schweizerischen Bauernsekretariats 1897 und der Zusammenschluss der zahlreichen kantonalen und lokalen Verbände im Bauernverband taten ihren Aktivitäten keinen Abbruch. Die Gesellschaft fühlte sich weiterhin zur Behandlung von Problemen und zur Verfassung entsprechender Stellungnahmen verpflichtet und wurde auch explizit von ihrem Mitglied Ernst Laur dazu aufgefordert.¹⁴⁰ Als sich die Landwirtschaft durch den Kriegsausbruch 1914 in einer neuen Situation befand, behandelte die Gesellschaft in ihren Sitzungen grundlegend «mehrere wichtige Fragen».¹⁴¹ Ihre Tätigkeit zeigt, dass sie gerade unter diesen ausserordentlichen Umständen gewillt und auch in der Lage war, eine nationale Führungsrolle in der Bearbeitung der damaligen Schwierigkeiten und der Fragen künftiger Entwicklung zu übernehmen.

Dazu zählte ihrer Ansicht nach auch diejenige bezüglich der Maschinenverwendung in der Landwirtschaft. Die Haltung der Mitglieder bezüglich der Maschinen – und der Mähmaschine im Besonderen – war eine tendenziell positive. Über die Frage, ob der generelle Einsatz der Maschinen angebracht sei, brauchte nicht diskutiert zu werden:

*«Im Bestreben, schwere Handarbeit an Maschinen zu übertragen, haben es viele unserer Landwirte ziemlich weit gebracht; das Heuen ist dabei, trotzdem man weniger Kräfte hat, angenehmer und leichter geworden, und man hört oft sagen, es sei kaum zu begreifen, wie man es auch früher machen konnte.»*¹⁴²

Gerade im Kontext des Kriegs und des dadurch verstärkten Mangels an Arbeitskräften bildete die

Verwendung von Maschinen zur Bewältigung der «Drangperiode im Betriebe»¹⁴³ eine Lösung, die unter den Mitgliedern grundlegend akzeptiert wurde. Mit Oberst Fehr von der Kartause Ittingen hatten sie zudem einen Präsidenten, dessen Einstellung zur Mechanisierung und später auch Motorisierung kaum zustimmender hätte sein können. Der Diskussionsbedarf bestand also nicht etwa in der Art und Weise praktischer Anwendung der (Mäh-)Maschinen, und schon gar nicht in der Frage, ob überhaupt Maschinen eingesetzt werden sollten, wie ihre wirtschaftliche Beurteilung darlegt: «Sobald sie [die Mähmaschinen] uns nur einigermassen zu entlasten vermögen, sind sie meistens auch rentabel.»¹⁴⁴ Entsprechend dem Selbstverständnis der Gesellschaft und ihrer Mitglieder galt es vielmehr, Strukturen zu hinterfragen und zu errichten, die der Landwirtschaft in der Schweiz den Weg zur generellen Mechanisierung ebnen würden.

Dementsprechend war auch der Vortrag von Ernst Jordi an der Versammlung im November 1915 ausgelegt. Jordi, der selber vielfach an Ausstellungen und Proben mitwirkte, brachte das schon weiter oben geschilderte Problem zur Sprache, dass eine durchgehende und umfassende Beurteilung von Maschinen bislang unmöglich war. Er nutzte die Gelegenheit des

139 «Nachrichten von der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte», in: LwCB 9, 19/1890, S. 74.

140 Koblet 1982, S. 7.

141 «Direktor Lichtenhahn referierte über den Getreidebau, Direktor Flückiger über den Kartoffelbau, beide zur Belehrung und Aufforderung zu vermehrter Produktion für den eigenen Bedarf. Über zeitgemässe Düngungsfragen referierte uns Herr Direktor Liechti von Bern-Liebefeld, Herr Lüthi über die derzeitige Fleischversorgung namentlich der Armee, Herr Direktor Peter über Stand und Ziele der schweizerischen Milchwirtschaft und schliesslich Herr Hofer über Heubereitung.»: Jordi 1915, S. 169.

142 Hofer 1915, S. 133.

143 Hofer 1915, S. 132.

144 Hofer 1915, S. 133.

Vortrags, um aufgrund seiner Erfahrungen und Kenntnisse den Mitgliedern konkrete Vorschläge zu unterbreiten, wie die Problematik gelöst werden könnte. Entgegen bisherigen fehlgeschlagenen Forderungen nach einer ortsgebundenen und kostenintensiven Maschinenprüfungsanstalt orientierte er sich stark am bewährten Vorgehen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Dieses bestand darin, anstatt die Maschinen in einer speziell eingerichteten Anstalt zu prüfen, diese auf geeigneten Landwirtschaftsbetrieben einzusetzen.¹⁴⁵ Vorteile dieser Vorgehensweise bestanden einerseits darin, keine Gelder für eine neue Institution aufreiben zu müssen, andererseits wurden aber auch durch die realitätsnahen Prüfungsbedingungen zutreffendere Ergebnisse erwartet.

Die an den Vortrag anschliessende Diskussion zeigt den einhelligen Standpunkt der Gesellschaft. Die Liste der zur Sprache kommenden Personen macht aber auch deutlich, dass der letztlich resultierende Entschluss nicht nur für die Gesellschaftsmitglieder von Bedeutung sein würde. Einerseits argumentierten mit den Herren Fluck und Flückiger zwei Personen, die bereits ausgiebig Erfahrungen im Zusammenhang mit Ausstellungen und Maschinenprüfungen gesammelt hatten. Andererseits brachte Hans Moos als Professor am Polytechnikum die Einstellungen der Lehrbetriebe und Einrichtungen unterstützend ein. Und zuletzt sprach der Maschinenhersteller Aebi aus Burgdorf – zwar nicht offiziell als Vertreter des Verbands schweizerischer Fabrikanten und Händler landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, aber doch als ein wichtiger Exponent dieser Gruppe – seine Unterstützung aus.¹⁴⁶ Die Versammlung endet mit dem Auftrag an den Vorstand, «eine Eingabe zu machen an das Volkswirtschaftsdepartement in dem Sinne, man möchte dort der Frage einer schweizerischen Maschinenprüfung nähertreten und eventuell – wir müssen das natürlich dem Departement überlassen, wie es vorgehen will – eine Kommission

ernennen, um der Sache Folge zu geben».¹⁴⁷ Weit musste der Vorstand für die Eingabe nicht laufen, und überraschend dürfte sie für das Departement auch nicht gekommen sein: Mit Josef Käppeli, dem Chef der Abteilung Landwirtschaft des Volkswirtschaftsdepartements, war diese Instanz ebenfalls in der Gesellschaft vertreten.

Nach langer Zeit folgenloser Kritik an der Situation der Landmaschinenbeurteilung in der Schweiz kam die Angelegenheit im Anschluss an diese Versammlung langsam ins Rollen. Nach Kriegsende wurde 1919 vom Bauernverband die Maschinenberatungsstelle in Brugg gegründet und 1922 mit Unterstützung des Volkswirtschaftsdepartements die Stiftung «Trieur», ebenfalls in Brugg, errichtet.¹⁴⁸ Der Beitrag der «Gesellschaft Schweizerischer Landwirte» soll nicht überbewertet und der im Anschluss an die beschriebene Versammlung ablaufende Prozess als dadurch vorgegeben beurteilt werden. Initiative war noch von vielerlei Seiten nötig, um die genannten Einrichtungen zu verwirklichen. Die Gesellschaft bot aber einen einzigartigen Schnittpunkt für die beteiligten Akteure, direkt und informell miteinander in Kontakt zu kommen und Lösungswege auszuloten.

Von dieser Struktur wird auch Louis Engeler als praktischer Landwirt profitiert haben. An den Versammlungen dieser Gesellschaft konnte Louis Engeler die Informationen, welche er an Ausstellungen und aus den Verbandszeitschriften gewann, aus einer

145 Jordi 1915, S. 185.

146 Jordi 1915, S. 195. J. F. Aebi trat im Anschluss an diese Versammlung offiziell der Gesellschaft bei. An der darauffolgenden Versammlung nahm auch der Direktor der IHC teil und trat der Gesellschaft bei. 1923 war auch die Maschinenfabrik U. Ammann aus Langenthal vertreten. Bereits früher, kurz nach der Jahrhundertwende nämlich, war Landmaschinenfabrikant Fritz Marti der Gesellschaft beigetreten.

147 Jordi 1915, S. 196.

148 Brugger 1985, S. 94.

weiteren Perspektive ergänzen. Sie boten ihm die Möglichkeit, einerseits Kontakte zu ähnlich gestellten Landwirten zu pflegen, andererseits aber auch von Verbindungen zu Personen aus anderen Bereichen regelmässig zu profitieren. Die schon weiter oben erwähnte Beziehung zur Lehranstalt in Wädenswil zum Beispiel war durch die Mitgliedschaft von Personen aus deren Lehrkörper fortlaufend möglich.¹⁴⁹ Zu den Verbindungen, die Louis Engeler innerhalb dieser Gesellschaft gepflegt haben könnte, ist vielleicht auch diejenige zur landwirtschaftlichen Schule Plantahof in Landquart zu zählen. Die familiären Beziehungen nach Landquart wurden bereits erwähnt, doch ob auch eine berufliche zur Lehranstalt bestand, ist nicht gesichert. Ob der Beitritt der IHC zur Gesellschaft einen Einfluss darauf hatte, dass Louis Engeler seine Maschinen seit Ende der 1910er-Jahre bei eben dieser Firma bezog, kann ebenfalls nur vermutet werden. Aufgrund der Quellenlage in Gündelhart lassen sich keine direkten Zusammenhänge zwischen der Mitgliedschaft in der Gesellschaft und der Mechanisierung des Betriebs herstellen. Es existieren allerdings etliche Indizien wie die soeben genannten, die durch ihre Zahl und chronologische Übereinstimmung die Vermutung einer entsprechenden Verknüpfung durchaus plausibel machen.

5 Der Elektromotor

Aus überregionaler Perspektive lässt sich bereits kurz nach dem Übergang ins 20. Jahrhundert innerhalb der landwirtschaftlichen Gremien und Verbandsleitungen eine ähnlich offensive und positive Stimmung für den Elektromotor ausmachen, wie sie nicht einmal zwei Jahrzehnte früher bezüglich der Mähmaschine vorherrschte: In Zeitschriften und an Ausstellungen wurde die praktische neue Arbeitskraft gelobt und auch deren «Wirtschaftlichkeit» unterstrichen. Zahlreiche Einrichtungen, vor allem auf dem Hof, bo-

ten sich zum kombinierten Einsatz mit dieser Antriebsart an. Der Elektromotor war als Lieferant für Bewegungskraft gedacht und in dieser Funktion auch ein Ersatz für andere Kraftmaschinen. Elektrische Energie bot sich aber nicht nur durch die motorische Ausnutzung als Alternative für herkömmliche Energiearten und deren Umsetzungen in Bewegung an, sondern war auch die Grundlage für neue Anwendungen.

Im Unterschied zur Mähmaschine war die Nutzung von elektrischer Energie nicht – oder nur unter aussergewöhnlichen Bedingungen – eine Entscheidung des individuellen Betriebs. Sie machte als netzgebundene Energieform eine gemeinschaftliche Vorgehensweise notwendig. Diese musste im lokalen Umfeld ausgeformt und extern vertreten werden. Im Hinblick auf den Gündelharter Betrieb bieten die Quellenlage und die Umstände an, diese Vorgänge zu beleuchten. Louis Engeler war als Präsident der Elektrizitätskommission von Gündelhart-Hörhausen stark involviert in die Schaffung des Zugangs an das überregionale Elektrizitätsnetz. Die folgende Darstellung umfasst dementsprechend nicht nur die ausgedachten und praktizierten Anwendungen der Elektrizität im landwirtschaftlichen Betrieb. Sie beschreibt auch die lokalen Ausmachungen vor dem Hintergrund einerseits der generellen Problematik der Vernetzung ländlicher Gebiete, andererseits des örtlichen Gemeinwesens.

5.1 Elektrizität – Spannung auf dem Land

Die elektrische Energie mochte bereits in den 1890er-Jahren mehr und mehr Städte in ihren Bann gezogen haben. Doch damit «die geheimnisvollen Kräfte der

149 Die Wädenswiler Versuchsanstalt war bereits 1907 mit mindestens fünf Personen aus der Lehrerschaft in der Gesellschaft vertreten.

Elektrizität»¹⁵⁰ auch von Landwirtschaftsbetrieben genutzt werden konnten, mussten der neuen Energieform erst Wege in die ländlichen Gegenden geschaffen werden. Dies ist einerseits wörtlich zu verstehen, indem Transportnetze in weniger dicht besiedeltes Gebiet errichtet werden mussten. Andererseits bedurfte es Perspektiven für deren Verwendung im landwirtschaftlichen Betrieb. Als Promotoren dieser neuen Einsatzformen wirkten weniger die Elektrizitätswerke als vielmehr wiederum die schon um die Verbreitung der Mähmaschine bemühten landwirtschaftlichen Vereinigungen. Dies wird aus der frühen Diskussion, wofür exemplarisch wieder eine Versammlung der «Gesellschaft Schweizerischer Landwirte» herangezogen werden soll, deutlich:

*«Seitdem aber die Elektrizität ihren Siegeszug durch die Welt angetreten hat, ist der Elektromotor unter allen Motoren wohl jener, der für die Landwirtschaft die grössten Vorteile bietet. [...] Die geringen Reparaturen, die Einfachheit der Wartung, die leichte Anpassung an die baulichen Verhältnisse und namentlich die rasche Inbetriebsetzung sind so grosse Vorzüge, dass dagegen die nur wenig billigere Kraft eines anderen Motors gar nicht in Frage kommt. Der Elektromotor ist darum überall der gegebene Motor für die Landwirtschaft, wo nicht Wasserkraft zur Verfügung steht und der Anschluss an ein Kraftwerk möglich ist.»*¹⁵¹

Nur wenige Jahre vor dieser euphorischen Beurteilung der Elektrizität, die «in den Ruf eines Wunderkinds gekommen»¹⁵² war, agierte man diesbezüglich noch vorsichtiger. Man wartete auf vermehrte Resultate aus der Praxis, und nebst dem Elektromotor boten sich auch die Benzin- und Petrolmotoren als Alternativen an. Letzteren stand man um die Jahrhundertwende wie dem Elektromotor noch abwartend gegenüber.¹⁵³ Diese vorerst eher defensive Haltung bei der Integration der Elektrizität rührte vor allem daher, dass das Wissen über deren Charakteristiken und den Umgang mit ihr nicht vorhanden wa-

ren und die Wirtschaftlichkeit – was auch immer dies bedeutete – nicht grundsätzlich erwiesen war.¹⁵⁴ Um diese Hürde zu senken, lieferten die Verbandsorgane Einführungen zur Elektrotechnik im Allgemeinen.¹⁵⁵ Auch wenn dem Elektromotor schon bald eine einfache Bedienung zugestanden wurde und die Konstruktionen vermehrt Aspekte der Sicherheit und Dauerhaftigkeit berücksichtigten, erachtete man es doch als nötig, «dass auch die Bauern über die Bedienung etwas aufgeklärt werden. Zum mindesten sollte dem Bauern das Ohm'sche Gesetz beigebracht werden. Er muss wissen, was Kurzschluss ist und wie solcher verhütet werden kann.»¹⁵⁶

So verwendeten im Jahr 1905 von insgesamt 11 179 landwirtschaftlichen Betrieben im Thurgau deren 336 motorische Kräfte, wobei nur 10 davon einen elektrisch angetriebenen Motor benutzten.¹⁵⁷ Wie aber noch zu sehen sein wird, erfolgte auch erst Jahre später der Effort, um ein kantonsweites Elektrizitätsverteilungsnetz zu erstellen; der Einsatz von Elektromotoren war also in vielen Orten in den Jahren nach der Jahrhundertwende mangels struktureller Voraussetzungen gar nicht möglich.

150 Mack 1897, S. 248.

151 Schellenberg 1910, S. 3 und S. 5.

152 Fischer 1902, S. 45.

153 Uehlinger 1897, S. 12.

154 Fischer 1902, S. 54.

155 Z.B. der Beitrag «Elektrotechnik», in: LwCB 17/1898, S. 364–372.

156 Schellenberg 1910, S. 24. Siehe auch Bauernsekretariat Arbeiterfrage 1918, Band 4, S. 96: «Es ist nötig geworden, dass der angehende Landwirt über das Wesen der Betriebskräfte, vorab der Elektrizität, unterrichtet werde, [...]»

157 Eidgenössische Betriebszählung 1905, Band 2, Tabelle 10. Zählt man die 413 Betriebe mit landwirtschaftlichen Spezialzweigen ohne Grund und Boden dazu, wie das Marti 1913, S. 340f., getan hat, kommt man auf 19 Elektromotoren.

5.2 Strom nach Gündelhart

Als Traktandum 11 wurde an der Gemeindeversammlung im Mai 1912 «eine Zuschrift vom Titl. Vorstand des kant. thurg. Elektrizitätswerks betr. die Versorgung der Seerückengemeinden v. Homburg-Neunforn mit elektr. Energie durch den Staat» behandelt.¹⁵⁸ Gemeinden oder Personengruppen sollten ihren Standpunkt diskutieren und waren zu einer Informationsversammlung nach Frauenfeld eingeladen. Unter den anwesenden Stimmberechtigten herrschte geteilte Meinung, von genereller euphorischer Begrüssung des Vorhabens kann jedenfalls nicht gesprochen werden. Das Thema wurde nicht als die gesamte Gemeinde tangierend betrachtet. Der Antrag, «es sei die Einführung elektr. Versorgung den Interessenten zu überlassen; es möchten diese eine Korporation bilden u. sich durch eine Abordnung an der Frauenfelder-Versammlung vertreten lassen», wurde so beschlossen.¹⁵⁹ Louis Engeler und Albert Kocherhans wurden im Anschluss daran als Abgeordnete bestimmt und sollten nach dem Besuch der Versammlung in Frauenfeld den Interessierten in Gündelhart und Hörhausen Bericht erstatten.

Bis zum Jahr 1912 waren die in landwirtschaftlichen Zeitschriften und Ausstellungen beschriebenen und demonstrierten elektrischen Motoren und Einrichtungen in Gündelhart also nicht einzusetzen. Die positiven Urteile und euphorischen Prognosen hatten zwar ihren Einfluss auf die Erwartungen der Landwirte, diese praktisch umzusetzen war aber bis dahin aussichtslos. Die Produktion von elektrischer Energie war wohl technisch auch für den individuellen Betrieb oder für Gemeinschaften möglich. Die speziell im Thurgau fehlenden Kraftquellen zum Antrieb von Generatoren konnten unter Umständen noch durch Wärmekraftmaschinen ersetzt werden. Der Energiekonsum machte aber solche Installationen aus ökonomischer Sicht nicht vertretbar: Einerseits hatte die Dimensionierung entsprechend dem maximalen

Kraftbedarf zu erfolgen und somit relativ grosszügig auszufallen, andererseits wurde dieser aber kaum je erreicht und die Einrichtung nur ungenügend ausgenutzt.

Mit der Bildung eines kantonalen Elektrizitätswerks im Thurgau wurde eine Organisation geschaffen, welche die Verteilung elektrischer Energie in die ländlichen und weniger dicht besiedelten Gegenden koordinieren und unterstützen sollte. Für Louis Engeler war dies der Moment, selber aktiv zu werden und dafür einzutreten, dass der nun bevorstehende Leitungsbau im Kantonsgebiet möglichst schnell auch seinen Hof miteinbeziehen würde. Er wandte sich dazu direkt an das neu gegründete staatliche Unternehmen und erhielt versprochen, dass eine Vorlage an den Verwaltungsrat in Vorbereitung sei mit dem Ziel, «die Bedienung Ihrer Gegend als erste Arbeit des kantonalen Elektrizitätswerkes ins Auge zu fassen».¹⁶⁰ Seine Einflussnahme auf kantonaler Ebene kann wohl in Zusammenhang mit seiner Neuwahl als Kantonsrat 1911 gesehen werden.¹⁶¹ Nebst der Rolle als Vertreter seiner Region dürfte er mit seinem Engagement auch seine eigenen wirtschaftlichen und persönlichen Interessen wahrgenommen haben. Immerhin wurde das Thema der Elektrifizierung auf Gemeindeebene ja erst einige Monate später offiziell diskutiert.

Eine Berücksichtigung der Anschlusswilligen seitens des Kantonswerks machte allerdings nicht nur eine finanzielle Beteiligung der interessierten Kreise nötig. Die Aktivitäten des Werks stützten zudem dar-

158 GA Gündelhart-Hörhausen: Gemeindeversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1864–1929, Protokoll vom 28. Mai 1912.

159 GA Gündelhart-Hörhausen: Gemeindeversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1864–1929, Protokoll vom 28. Mai 1912.

160 FA Engeler 2.6.1.0: Korrespondenz 1900–1912, Brief des Elektrizitätswerks des Kantons Thurgau vom 31. Januar 1912.

161 Amtsblatt des Kantons Thurgau, 45/1911, S. 734.

auf ab, dass die Kunden auch organisatorisch ein grosses Mass an Eigeninitiative an den Tag legten. Für Gündelhart und Hörhausen begann diese mit der Teilnahme an der genannten Informationsveranstaltung in Frauenfeld. Die interessierten Personen aus den Orten trafen sich – wie an der Gemeindeversammlung verabredet – wenige Tage später, um über die Resultate informiert zu werden. Albert Kocherhans und Louis Engeler konnten an der «zahlreich besuchten» Veranstaltung die Grundzüge darlegen, wie die ersten Schritte für eine zukünftige Elektrizitätsversorgung aussehen würden:

«1. Gemeinden u. Korporationen, welche gewillt sind, sich durch den Staat mit elektr. Energie versorgen zu lassen, haben sich anzumelden.

2. Der Staat erstellt die Primärleitungen bis zum Transformator; die Korporationen übernehmen alsdann die Erstellung:

1. des Sekundärnetzes, der Zuleitungen zu den Häusern

2. die Hausbesitzer übernehmen die Hausinstallation.

3. Das kantonale Elektrizitätswerk (Herr Direkt. Elsener in Arbon) wird nach erhaltenem Auftrag für jede Gemeinde resp. Korporation anfertigen:

1. Einen Plan

2. Eine Kostenberechnung

3. Eine Rentabilitätsberechnung mit Vorschlägen betr. Verzinsung u. Amortisation.»¹⁶²

Die Versammelten beschlossen darauf, weiterhin am Ball zu bleiben und die Ausarbeitung eines Projekts zu veranlassen. Da allerdings das Kantonswerk Verhandlungen mit Einzelpersonen verhindern wollte, bedurfte es der Gründung einer entsprechenden Korporation, was denn auch am selben Abend stattfand. 27 Personen – ein Drittel der Stimmberechtigten – traten ihr bei und verpflichteten sich dadurch schon einmal dazu, die Kosten für die Ausarbeitung und Inangasetzung eines entsprechenden Projekts zu tragen. Der fünfköpfige Vorstand setzte sich unter anderem aus dem bereits aktiv gewesenen

Louis Engeler (als Präsident), Albert Kocherhans (als Kassier) sowie dem bereits an den Gemeindeversammlungen als Protokollführer tätigen Carl Ammann (als Aktuar) zusammen.¹⁶³

Betrachtet man den Umfang und die Zahl der Fragen, die zu klären waren, bis die ersten Ampere durch die Leitungen zu den Verbrauchern flossen, erscheint die Dauer von etwas über einem Jahr zwischen der Gründung der Korporation und dem ersten Strombezug nicht gerade lange. In dieser Zeit galt es, die erforderliche Leistungsfähigkeit des Stromnetzes abzuklären, die Leitungsführung festzulegen, die Geräte zu besorgen sowie die Finanzierung zu regeln. So musste als Erstes eine Schätzung über die zukünftige Zahl der Strombezüger und deren Energiebedarf erfolgen, damit anschliessend darauf basierende Projektvarianten erarbeitet werden konnten. Dies wurde bereits in der kurzen Zeit eines Jahres dadurch erschwert, dass laufend immer mehr Interessenten der Korporation beitraten.¹⁶⁴ Zuvor getroffene Annahmen mussten dauernd überprüft und angepasst werden.

Ein weiterer Diskussionspunkt entstand aufgrund der geografischen Situation von Gündelhart und Hörhausen: Die beiden Gemeindeteile, welche eine Konzentration von Stromverbrauchern und somit eigentliche Zentren der lokalen Netzstruktur darstellten, lagen relativ weit auseinander. Die Frage, wie die Netzarchitektur ausfallen sollte, stellte sich des-

162 ArEK: Vorstands- und Korporationsversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1912–1940, Sitzung vom 6. Juni 1912.

163 ArEK: Vorstands- und Korporationsversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1912–1940, Sitzung vom 6. Juni 1912.

164 Im August 1913 hatte die Elektrakorporation 41 Mitglieder, was eine Zunahme seit der Gründung von über 50% bedeutet. Bis allerdings der Entscheid zum Bau und die Auswahl der Netzarchitektur und somit die Kosten feststanden, blieb die Mitgliederzahl beinahe konstant: ArEK: Protokollbuch, Band 1: 1912–1940, Generalversammlung vom 7. August 1913.

halb komplizierter als in anderen Orten. Die Kern-diskussion drehte sich in der Folge darum, wo der Schnittpunkt zum Verteilungsnetz des kantonalen Überlandwerks, der Transformator, zu stehen kommen sollte. Normalerweise wurde dieser möglichst nahe an den grössten Verbrauchern errichtet, um einerseits Energieverluste durch weite Übertragungswege zu vermeiden, in erster Linie aber, um die teuren und konflikträchtigen Leitungen möglichst kurz zu halten. Man liess deshalb mehrere Lösungen hinsichtlich der Kosten berechnen, aber auch bezüglich der technischen Optimierung beurteilen. Man fasste zudem ins Auge, statt eines zentralen Transformators zwei kleinere zu beschaffen, die je in einem der beiden Orte platziert worden wären.¹⁶⁵ Die Kostenberechnungen zeigten, dass die beiden Optionen aus finanzieller Sicht keine grossen Unterschiede aufwiesen, da die Einsparungen beim Leitungsbau die Mehrkosten für zwei Transformatoren beinahe aufwogen.¹⁶⁶ Die schliesslich umgesetzte Netzstruktur platzierte den Transformator ziemlich genau in der Mitte der beiden Orte, in die Nähe des Schulgebäudes.¹⁶⁷

Die elektrischen Freileitungen verursachten also einerseits einen Grossteil des finanziellen Aufwands, der bei der Erstellung einer lokalen Elektrizitätsversorgung anfiel: Entsprechend den Kostenvoranschlägen für das Projekt in Gündelhart und Hörhausen machte das Verteilungsnetz mit 14 100 Franken rund zwei Drittel der Gesamtkosten von 21 500 Franken aus.¹⁶⁸ Aus dieser finanziellen Sicht war die Diskussion über die Architektur des Netzes eine interne Angelegenheit der Genossenschaft; einzelne Kunden mussten wegen ihrer Entfernung zum zentralen Netz eventuell höhere Beiträge entrichten. Andererseits trat die Problematik der Leitungsführung schnell über die Grenzen der Korporation hinaus und betraf auch nicht aktiv an der Elektrifizierung beteiligte Personen. Grund dafür war der auch Nicht-Bezüger tangierende Leitungsbau, denn es war «eben bei den Freileitun-

gen bisher nicht gelungen, dieselben an den Himmel zu hängen, und kennen wir kein anderes Mittel, als diese Kupferleitungen an in die Erde eingegrabene oder einbetonierte Masten zu befestigen».¹⁶⁹ So kam es, dass sich Grundbesitzer, die kein Interesse an einem elektrischen Anschluss hatten oder sich aus ideologischen Gründen gegen die Elektrifizierung wehrten, mit dem Umstand konfrontiert sahen, dass auf ihrem Grundstück Leitungsstangen platziert werden sollten.

Mit der zunehmenden Ausdehnung der Übertragungsleitungen seit den 1890er-Jahren waren die Stromproduzenten schweizweit immer häufiger auf Grundbesitzer getroffen, die mit den Konditionen, die ihnen für die Benützung ihres Landes geboten wurden, nicht einverstanden waren. Es kam vermehrt zu Situationen, die durch Gerichtsentscheide geregelt werden mussten.¹⁷⁰ Die entstehenden Elektrizitätsversorgungen wurden dabei – nicht zuletzt durch die Arbeit der landwirtschaftlichen Vereine und Organe – als Aufgabe und Ziel der Allgemeinheit eingeordnet:

«Die elektrische Energie dient der ganzen Bevölkerung und ist dazu berufen, dies je länger je mehr zu tun, [...]»¹⁷¹

165 ArEK: Vorstands- und Korporationsversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1912–1940, Vorstandssitzung vom 20. Oktober 1912.

166 FA Engeler 4.4.2: Korrespondenz der Elektrakorporation, Kostenberechnungen vom 19. Dezember 1912.

167 FA Engeler 4.4.4: Elektrakorporation: Pläne/Karten. Abbildung des Netzplans im Anhang.

168 Hätte man sich dazu entschieden, nur die Ortszentren mit zwei Transformationsstationen zu bedienen, wären die prognostizierten Kosten im Gesamten gesunken, und auch der Anteil des Verteilungsnetzes hätte sich auf etwa die Hälfte der Gesamtkosten reduziert: FA Engeler 4.4.2: Korrespondenz der Elektrakorporation, Kostenberechnungen vom 19. Dezember 1912.

169 Zwingli 1909, S. 3.

170 Gugerli 1996, S. 187.

171 Zwingli 1909, S. 4.

Das Bundesgericht stützte sich Ende des 19. Jahrhunderts auf diese in kurzer Zeit in der Bevölkerung verankerte Sichtweise der allgemeinen Dienlichkeit und erlaubte den entscheidenden Instanzen, durch Expropriationen die übergeordneten Interessen zu schützen.¹⁷² Im wenige Jahre später abgesetzten «Bundesgesetz betreffend die elektrischen Schwach- und Starkstrom-Anlagen» war denn auch die Expropriation als legitimes Mittel festgehalten.¹⁷³

Allerdings war die Diskussion um die Entschädigung und die Belastung des benutzten Grundeigentums durch das Bundesgesetz nicht endgültig beigelegt. Auch wenn den Leitungsbauern nun das Mittel der Expropriation zur Verfügung stand, machte dies ihre Arbeit nur beschränkt einfacher. Da sie die Kosten der Expropriationsverfahren zu tragen hatten, war es für sie doch vielfach günstiger, den sich wehrenden Bauern höhere Entschädigungen zu offerieren.¹⁷⁴ Der Leitungsbau bot trotz spezifischer Gesetzeslage und beispielhafter Gerichtsentscheide weiterhin Gelegenheit zur Konfrontation. Die Festlegung der «angebrachten» Höhe der Entschädigung fiel aus den verschiedenen Blickwinkeln immer noch recht unterschiedlich aus. Gerade die Landwirtschaft befand sich in einem Interessenkonflikt, der auch an Genossenschaftsversammlungen der «Gesellschaft Schweizerischer Landwirte» zum Ausdruck kam:

«Auf der einen Seite ist klar, dass sie [die Landwirte] entschädigt werden müssen, aber andererseits dürfen wir die Fortleitung von Energie nicht verunmöglichen; damit würde sich ja die Landwirtschaft ins eigene Fleisch schneiden.»¹⁷⁵

Die Schwierigkeit bestand vor allem darin, eine «angemessene» Entschädigung festzulegen. Zahlreiche Faktoren wie die Nutzungsart des tangierten Bodens bestimmten die Höhe des Betrags. Dabei konkurrierten sich unterschiedliche «Modernisierungen» der Landwirtschaft auch gegenseitig:

«Die Entschädigung für die Entwertung durch die Stangen selbst wurde berechnet bezw. gestützt

auf den zum Beispiel beim Mähen mit der Mähmaschine eintretenden Zeitverlust und die Arbeit, dass um die Stange herum von Hand gemäht werden muss.»¹⁷⁶

Die mehr und mehr umgesetzten Forderungen nach Mechanisierung und Ersatz von menschlichen Arbeitskräften hatte einen Punkt erreicht, an dem einzelne Vorgehensweisen einen Hauch von Inkompatibilität zeigten.

Um aus landwirtschaftlicher Sicht optimale Ansätze bezüglich der Entschädigung zu erreichen, wollten einzelne Stimmen in der Gesellschaft einen mehr konfrontativen Weg einschlagen und Abklärungen über die den Landwirten zustehenden Rechte initiieren, «um der praktischen Landwirtschaft eine Waffe zu geben».¹⁷⁷ Grundsätzlich waren sich die Vertreter der beteiligten Parteien aber darin einig, dass die Entschädigungsfrage «wohl hauptsächlich eine Frage der gegenseitigen Verständigung» ist.¹⁷⁸ Die zum Schluss getroffene Entscheidung, eine Kommission einzusetzen, welche diese Frage untersucht, widerspiegelt einerseits die Attitüde einer objektiven Beurteilung, andererseits zeigt dieses Vorgehen in Ergänzung zu den Darstellungen des vorigen Kapitels

172 1898 bewertete das Bundesgericht die Elektrizitätsversorgung als «im öffentlichen Interesse liegend», auch wenn diese nicht ausschliesslich öffentlichen Zwecken diene. Urteil des Schweizerischen Bundesgerichtes, II. Abteilung, Sitzung vom 16. November 1898, zit. nach: Gugerli 1996, S. 189.

173 Gugerli 1996, S. 204.

174 Zwingli 1909, S. 5.

175 Professor Moos in der Diskussion zu Zwinglis Vortrag, in: Zwingli 1909, S. 16.

176 Zwingli 1909, S. 9.

177 Präsident Gsell in der Diskussion zu Zwinglis Vortrag, in: Zwingli 1909, S. 11.

178 Regierungsrat Bleuler in der Diskussion zu Zwinglis Vortrag, in: Zwingli 1909, S. 11. So auch Präsident Gsell: «Ich halte dafür, das Recht liegt in der Mitte.», in: Zwingli 1909, S. 15.

erneut die zentrale Rolle der «Gesellschaft Schweizerischer Landwirte» in politischen Fragen.¹⁷⁹

Ausserdem muss man in Betracht ziehen, dass nicht nur die Landwirte, die zwar einen Grossteil des von Leitungen berührten Landes besaßen, ein Leitungsbauprojekt obstruieren konnten, sondern dass auch Personen und Grundbesitzer anderer Berufsgruppen sich gegen solche Projekte stellten. Der Widerstand formierte sich nicht immer nur um die der Landwirtschaft entstehenden Hindernisse, sondern wandte sich auch gegen die Legitimierung der als privatwirtschaftlich betrachteten Interessen durch den Staat. Mit dem Übergang von privaten zu kantonalen Elektrizitätswerken wurde einer Kritik an der Diskrepanz zwischen privaten und öffentlichen Interessen zuvorgekommen, da man für die staatlichen Werke die Vertretung von allgemein empfundenen Interessen voraussetzte. Die vorgeschossene Akzeptanz kantonalen Projekte gegenüber privaten Leitungen wurde explizit geäußert:

«[...] wird die Leitung vom Staate errichtet, so mag man ein Einsehen haben; aber gegenüber einer Privatgesellschaft solle sich der Bauer gehörig vorsehen.»¹⁸⁰

Immerhin erwarteten nicht zuletzt die ländlichen Gegenden von der Verstaatlichung der Stromversorgung, dass ihre Gebiete, die bisher aufgrund wirtschaftlicher Überlegungen ohne Netzanschluss geblieben waren, in der Zukunft stärker berücksichtigt würden, was ja auch in der oben gezeigten Forderung an das neu gegründete thurgauische Elektrizitätswerk zum Ausdruck kam.

In Gündelhart und Hörhausen scheint indes die Entschädigungsfrage wenig Probleme bereitet zu haben: Ein Grundbesitzer, der selber Mitglied der neu gegründeten Elektrikorporation war und über das zu erstellende Ortsnetz Strom beziehen wollte, war per Reglement verpflichtet, «die Zu- und Durchführung der Leitung [...] durch seinen Grund und Boden ohne Entschädigung zu gestatten».¹⁸¹ Andere Einwohner

wurden mit entsprechenden Beträgen für Beeinträchtigungen ihrer Grundstücke entschädigt.¹⁸² Darin eingeschlossen waren allerdings auch Entschädigungen, die durch die Verpflichtung der Elektrikorporation, «dem Lieferanten [dem Kantonswerk] die freie Durchleitung für die genannte Stromzuleitung von der bestehenden Hauptleitung des Lieferanten an bis zur Transformatorstation incl. der notwendigen Beseitigung von Bäumen usw.» zu verschaffen, entstanden.¹⁸³

5.3 Der Elektro-Knecht

Das Unterfangen der Elektrifizierung, das die gesamte Dorfbewölkerung gewollt oder ungewollt in seinen Prozess mit einbezog und betraf, musste einen diesem Aufwand entsprechenden Nutzen haben. Dieser konnte natürlich je nach Standpunkt und Rolle des Akteurs anders definiert sein: Die Elektrizitätswerke – wollten sie weiter wachsen – konnten nicht nur auf der kleinen Zunahme des Absatzes in den Städten warten. Verglichen mit den zu tätigenen

179 «Es ist eine Kommission zu bezeichnen, welche prüft, ob dasjenige, was die Landwirtschaft für die entstehenden Inkonvenienzen und Servituten erhält, billig sei, und nach welcher Richtung die Interessen der Landwirtschaft zu schützen seien.»: Zwingli 1909, S. 19.

180 Hauptmann Schwarz in der Diskussion zu Zwinglis Vortrag, in: Zwingli 1909, S. 15.

181 FA Engeler 4.4.1: Statuten, Reglement vom 7. August 1913, S. 10, Art. 4.

182 FA Engeler 4.4.2: Korrespondenz, Kostenberechnung über eine elektrische Verteilungsanlage in Gündelhart-Hörhausen. Dieser Kostenvoranschlag des Projekts, das am Ende auch umgesetzt wurde, sah Fr. 252.– für Stangenentschädigungen vor, was im Vergleich zum Gesamtbudget kaum mehr als 1% ausmachte.

183 FA Engeler 4.4.1: Statuten, Reglement vom 7. August 1913, S. 10, Art. 3a: Besondere Bestimmungen zum Vertrag zwischen dem Elektrizitätswerk des Kantons Thurgau und der Elektrizitätskorporation Gündelhart-Hörhausen.

Investitionen und den zu erstellenden Infrastrukturen war die Elektrifizierung des ländlichen Gebiets aber kurzfristig nicht als lukrativ zu betrachten. Die Verstaatlichung der Unternehmen führte nun dazu, dass diese Perspektive jedoch weniger Gewicht erhielt.

Die Wohnbevölkerung in Gündelhart und Hörhausen setzte die elektrische Energie in erster Linie für Beleuchtungszwecke ein. Aus Sicht der landwirtschaftlichen Betriebe lag die Motivation für die Elektrifizierung in der Möglichkeit, einen Elektromotor einsetzen zu können. Was in ihrem Unternehmen die Mähmaschine für die Feldarbeit war, sollte der Elektromotor für die Hofarbeit bedeuten. Die Aussicht, diese Kraftmaschine betreiben zu können, war nebst dem auch privaten Interesse an elektrischer Beleuchtung das wirksamste Argument für eine – aktive oder passive – Unterstützung der Elektrifizierung. Der in Gündelhart zu beschaffende Transformator war dementsprechend nach der Zahl der anzuschliessenden Elektromotoren sowie nach dem gewünschten Umfang der Beleuchtungseinrichtungen dimensioniert.¹⁸⁴ Als die Projektierung des lokalen Netzes in die Wege geleitet war, standen die Entscheidungen über die individuellen Einrichtungen an. Die Korporationsmitglieder bevorzugten es, die Elektromotoren gemeinsam zu beschaffen, liessen es aber dem «Einzelnen unbenommen, einen günstigen Gelegenheitskauf abzuschliessen».¹⁸⁵ Eine Auswahl an stationären und tragbaren Motoren der BBC (Brown, Boveri und Cie.) aus Baden und der Motorenfabrik Oerlikon wurde an einer folgenden Sitzung vorgestellt, worauf Letztere den Zuschlag erhielt mit der Verpflichtung, «dass auf die ganze Rechnungssumme 12 % Rabatt gestattet [...] werden».¹⁸⁶

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert erschienen regelmässig Artikel in landwirtschaftlichen Blättern, die die Vorzüge des Elektromotors für landwirtschaftliche Betriebe, insbesondere «den schweizerischen Kleinbetrieb», anpriesen. Die Autoren schrieben ihm eine Universalität bezüglich der Ein-

satzgebiete zu, die die bis dahin erhältlichen Geräte und Maschinen bei Weitem übertraf. Er kam dabei als Antrieb für die unterschiedlichsten, vielfach fest installierten Maschinen in Frage, die meist der Weiterverarbeitung von Primärprodukten dienten:¹⁸⁷

- Abladevorrichtungen:
Heuzange, Heuelevator, Wagenaufzug
- Keltreimaschinen:
Obstmühle, Presse, Elevator
- Futterzubereitungsmaschinen:
Häckselmaschine, Rübemühle, Haferquetscher, Ölkuchenbrecher, Schrotmühle, evtl. Bauernmühle
- Ernteverarbeitungsmaschinen:
Dreschmaschine, Windflege, Trieur oder Sortierzylinder
- Molkereigeräte:
Butterfass, Zentrifuge, Butterknetter
- Maschinen und Geräte für allgemeine Zwecke:
Güllenpumpe, Wasserpumpe, Schleifstein, Holzsäge, Tresterstöcklimaschine
- Hauswirtschaftliche Maschinen:
Waschmaschine

Die zahlreichen Einsatzmöglichkeiten liessen den Elektromotor bald als «Kraftmaschine der Zukunft unserer Landwirtschaft» erscheinen.¹⁸⁸ Einige Jahrzehnte später sollte «das oberste Gebot einer neuzeitlichen Betriebseinrichtung die richtige und

184 ArEK: Vorstands- und Korporationsversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1912–1940, Vorstandssitzung vom 26. Januar 1913. Es wurden 390 Lampen und 16 Motoren angemeldet.

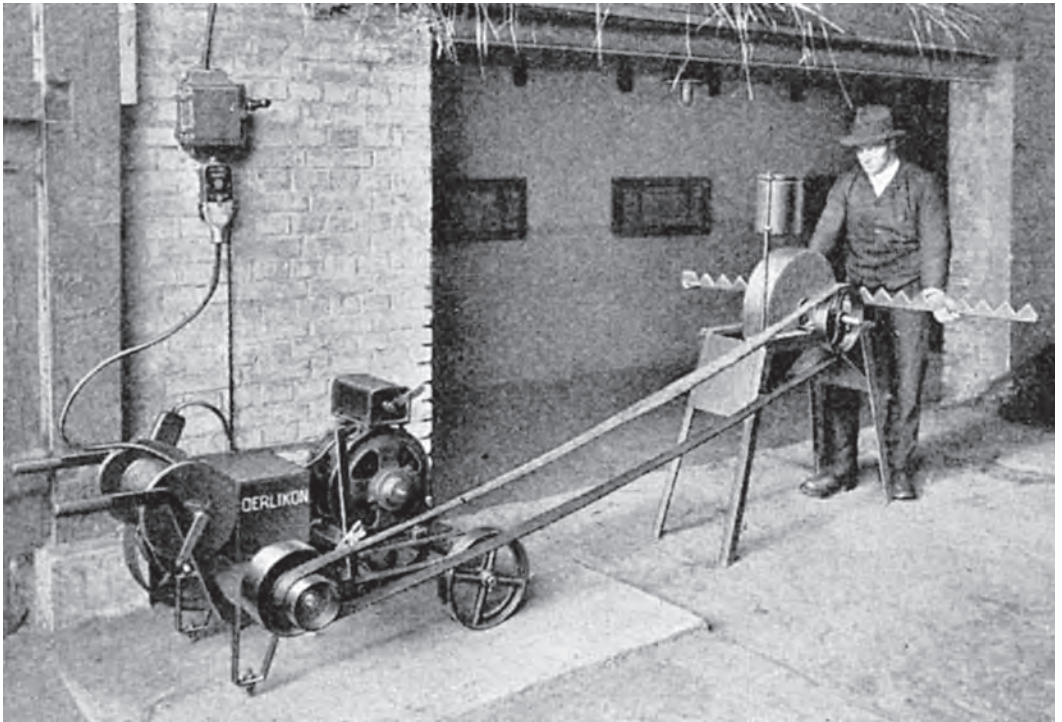
185 ArEK: Vorstands- und Korporationsversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1912–1940, Vorstandssitzung vom 26. Januar 1913.

186 ArEK: Vorstands- und Korporationsversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1912–1940, Vorstandssitzung vom 6. März 1913.

187 Schellenberg 1910, S. 6.

188 Dr. Ernst Jordi von der landwirtschaftlichen Schule in Rütli (Bern), zit. nach: Schellenberg 1910, S. 7.

Abb.57: Die Aufnahme zeigt einen fahrbaren Elektromotor der Maschinenfabrik Oerlikon beim Antrieb eines Schleifsteins, zirka 1921.



umfassende Ausnutzung der elektrischen Kraft» sein.¹⁸⁹ Noch am Übergang ins 20. Jahrhundert war man allerdings zurückhaltender, attestierte ihm aber durchaus «Aussicht auf Erfolg».¹⁹⁰ Aus deutscher, positivistischer Sicht war Letzterer schon eingetroffen, und man wagte zu sagen, «dass alle diejenigen Verrichtungen, welche durch die bisher üblichen Motorsysteme [...] besorgt wurden, nunmehr durch den Elektromotor besorgt werden können».¹⁹¹ Dies galt insbesondere hinsichtlich der optimistischen Prognosen über weitere potenzielle Einsatzgebiete: Nachdem sich die Elektrizität auf dem Hof zumindest in vereinzelt Anlagen durchgesetzt hatte, ging man daran, diese Arbeitskraft auch auf das Feld zu schicken. Im Zuge der Elektrifizierung landwirt-

schaftlicher Betriebe harrte «nur ein Problem, und zwar eines der wichtigsten, [...] noch der definitiven und anerkannten Lösung, nämlich das Pflügen mit Hilfe der Elektrizität».¹⁹² Doch auch nachdem grosse Teile der ländlichen Gebiete in der Schweiz an das Elektrizitätsnetz angeschlossen waren und Licht und Kraft auf dem Hof nutzten, hatte die elektrische Energie den Sprung auf die Felder noch nicht geschafft.¹⁹³

189 Alfeld 1951, S. 22.

190 Uehlinger 1897, S. 12.

191 Mack 1897, S. 249.

192 Mack 1897, S. 249.

193 Maschinenfabrik Oerlikon [ca. 1921], S. 8.

«Die Bodenbearbeitung mit der elektrischen Kraft hat schon recht viel Kopfzerbrechen gekostet.»¹⁹⁴

Gepflügt wurde weiterhin unter Verwendung der Zugtiere oder inzwischen vereinzelt – wie noch zu sehen sein wird – mit dem Traktor.

Auf dem Hof war der Elektromotor durch seine vielfältigen Einsatzmöglichkeiten aber tatsächlich für ein grosses Spektrum von Produktionsrichtungen (Obstbau, Getreidebau, Viehzucht, Milchwirtschaft) verwendbar. Insbesondere konnte er mit vorhandenen Maschinen und Einrichtungen kombiniert werden, die Integration war ohne grossen finanziellen und technischen Zusatzaufwand möglich. Sosehr in landwirtschaftlichen Kreisen aber auch der vielseitige Einsatz des Elektromotors gelobt wurde, gilt es doch zu beachten, dass das Gros der landwirtschaftlichen Betriebe in der Schweiz einen solchen vielfältigen Maschinenpark gar nicht hatte. War ihre Produktion diversifiziert, rechtfertigte der geringe Umfang der einzelnen Bereiche die Anschaffung einer einschlägigen Maschine meist nicht. So war der in landwirtschaftlichen Kreisen vorgebrachte Vorteil des Elektromotors nur beschränkt gültig. In der Viehwirtschaft mochte vielleicht eine Güllepumpe Kraft benötigen; dass zugleich die Getreide- oder Obstproduktion so umfangreich war, dass ebenfalls Maschinen zur Produktverwertung vorhanden waren, kann bei den schweizerischen Grössenverhältnissen in vielen Fällen bezweifelt werden.

Auch bei Betrieben mit mehreren anzutreibenden Maschinen stand fest, dass diese kaum je zeitgleich betrieben und auch nicht täglich benutzt wurden. Ein einziger Motor sollte also nicht nur mit verschiedenen Maschinen kombinierbar sein, sondern auch bezüglich der Leistung für alle möglichen Einsätze genügen. Die Anschaffung von mehreren Motoren war bei der geringen zeitlichen Auslastung nicht vertretbar. Die Motorenleistung war demnach nach dem höchstmöglichen Bedarf zu wählen.¹⁹⁵

Sollten dennoch mehrere Maschinen durch dieselbe Kraftquelle angetrieben werden, stellte sich die Frage der praktischen Einrichtung. Einerseits konnte der Landwirt den Betrieb so einrichten, dass die Arbeitsmaschinen um die Kraftmaschine gruppiert wurden. Dies war für bestehende Anlagen aber nur mit grossem Aufwand zu erreichen und meist mit der Gebäudeanordnung nicht kompatibel. In der Folge wurden zum Teil in Eigeninitiative trag- oder fahrbare Elektromotoren konstruiert, die die elektrische Kraft nicht nur auf den Hof, sondern direkt zur Maschine transportierten.¹⁹⁶ Schon zu Beginn der 1910er-Jahre entwickelte sich folglich eine Diskussion über die Vorzüge der beiden Systeme. Ein Umfrage 1913 zeigte jedoch, dass auf etwas mehr als sieben stationär installierte Motoren erst ein mobiler kam.¹⁹⁷ Nebst den infrastrukturellen Voraussetzungen waren auch die höheren Kosten bei der Anschaffung und auch beim Unterhalt eines mobilen Motors Grund für diese Situation.¹⁹⁸

Unabhängig von der Ausführung richtete sich der Elektromotor durch seine variable Dimensionierung – nach oben und vor allem nach unten – auch an die in der Schweiz stark vertretenen kleinen und mittleren Betriebe. Entsprechend gross waren die Hoffnungen der landwirtschaftlichen Führungskräfte bezüglich der Modernisierung der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Für diese waren die hauptsächlich genossenschaftlich eingesetzten Dampfmaschinen oder allgemein Wärmekraftmaschinen mehr als nur überdimensioniert. Dieser Umstand lässt sich eng mit

194 Günthart 1936, S. 58.

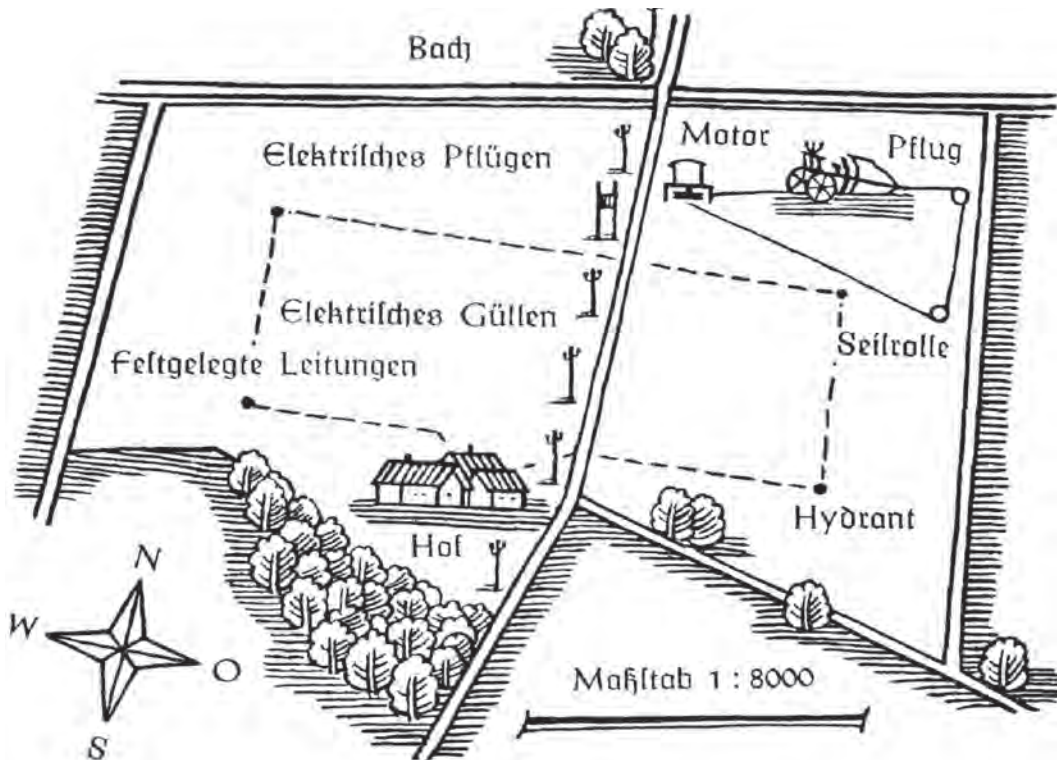
195 Maschinenfabrik Oerlikon [ca. 1921], S. 6.

196 «Transportable Elektromotoren», in: Grüne 40/1912, S. 448–450.

197 Marti 1913, S. 324.

198 Bertschinger/Jordi/Waeber 1927, S. 42. Ein 3-PS-Motor, der als ausreichend für die meisten Betriebe angesehen wurde, kostete mit Installation in stationärer Bauweise 667 Franken, die fahr- oder tragbare Version kam auf 901 Franken.

Abb. 58: Noch in den 1930er-Jahren war die Feldarbeit mit Strom eine unverwirklichte Vision. Die Darstellung zeigt eine Vorstellung von 1936.



einer Eigenheit in der Interpretation der sich bildenden schweizerischen Elektrizitätsversorgung verbinden: Im Gegensatz z.B. zur Mähmaschine, die aus anderen europäischen Ländern oder Amerika stammte und an die vergleichsweise kleinbäuerlichen Verhältnisse der Schweiz angepasst werden musste, wurde der Elektromotor zum Symbol der Eigenkraft der Schweiz. Die Produktion der Elektrizität in der Schweiz war stark von einem Autarkiestreben begleitet. Der Elektromotor – ein Produkt der starken schweizerischen Elektrizitätswirtschaft – konnte nun als Link zwischen der heimischen Kraft und der Landwirtschaft als Versorgerin der Nation fungieren. Indem die Landwirtschaft ebenfalls die Dienste dieses

nationalen Guts in Anspruch nahm, konnte sie nicht nur als Profiteurin dieser Nationalisierung teilnehmen, sondern den Autarkiegedanken noch intensivieren, wenn es ihr gelang, dadurch speziell fremde Arbeitskräfte zu ersetzen:

«Vom nationalökonomischen Standpunkt aus ist aber die allgemeine Verwendung der aus den Wasserkraften erzeugten Energie in der Landwirtschaft von grösster Wichtigkeit. Den grössten Vorteil davon wird die Landwirtschaft haben, indem durch die Einführung maschineller Arbeitsvorgänge dem Arbeitermangel wirksam entgegengearbeitet werden kann.»¹⁹⁹

199 Marti 1913, S. 322. Siehe auch Jordi 1915, S. 172.

Seitens führender Kräfte der schweizerischen Landwirtschaft unternahm man grosse Anstrengungen, um die Beschaffung von Elektromotoren zu fördern. Mehrere Gründe brachten sie dabei vor, um die Landwirte vom Beschreiten des elektrischen Wegs zu überzeugen. Zum einen knüpfte die Rhetorik an bekannte Muster aus dem Umfeld der generellen Forderung nach vermehrter Mechanisierung an: Wie schon im Zusammenhang mit der Mähmaschinen-Diskussion gehört, wurde die Werbung erneut vor dem Kontext der Landarbeiterfrage betrieben. Dieser immer wiederkehrende Aspekt der landwirtschaftlichen Mechanisierung wird noch weiter unten ausführlich behandelt. Aus ökonomischer Sicht sollte der Elektromotor – analog zur Mähmaschine auf dem Feld – den Bedarf an immer teurer werdenden Arbeitskräften für die Hofarbeit senken und den Betrieb damit unabhängiger vom Arbeitsmarkt machen.²⁰⁰

Der Elektromotor war also einerseits aus Sicht des einzelnen Betriebs bezüglich Bedienung, Finanzen und Einsatz eine positive Lösung, liess sich andererseits auch aus nationaler Perspektive gut in die damaligen Verhältnisse integrieren:

«Keine andere Maschine hat in der schweizerischen Landwirtschaft so viele gute Zeugnisse erhalten, wie der Elektromotor.»²⁰¹

5.4 Neue Applikationen

Der Elektromotor stellte aber nicht die einzige Neuerung dar, von der ein landwirtschaftlicher Betrieb durch die unsichtbare Energie und die sich ausdehnenden Verteilungsnetze profitieren konnte. Auf verschiedenen Gebieten machte man sich daran, diese Energieform auch anderweitig als nur für Licht oder Kraft zu verwenden. Nachdem also die Netze geschaffen worden waren, die den Strombezug auch in den ländlichen Gegenden ermöglichten, sollte dieser nun gesteigert werden.²⁰² Der effektive Anteil,

den diese Anwendungen am gesamten Stromverbrauch hatten, ist nicht zu bestimmen. Gross kann er aber nicht gewesen sein, denn häufig blieb die Verbreitung dieser Neuerungen auf Versuchsbetriebe beschränkt.²⁰³ Bedeutung wird ihnen deshalb zugemessen, weil sie – ähnlich dem schon erwähnten elektrischen Pflügen – als konsequente Weiterführung der Idee gesehen werden können, beinahe den gesamten landwirtschaftlichen Betrieb durch elektrische Kraft zu bedienen. Sie ergänzen zeitgenössische Berichte über Elektrizität in der Landwirtschaft zu einem Bild universeller Anwendungsmöglichkeiten. Die Stellung der elektrischen Energie im landwirtschaftlichen Betrieb wandelte sich von einer alternativen zu einer ultimativen. Im Folgenden sollen einige der Vorstellungen beschrieben werden, mit denen die vermehrte Verwendung einheimischer elektrischer Energie in der Landwirtschaft erreicht werden sollte.

Eine in den zeitgenössischen Prognosen beliebte Applikation war diejenige der «elektrischen Futterkonservierung». Ein Ingenieur der Maschinenfabrik Oerlikon stellte dieses Verfahren im VSE-Bulletin 1921 vor. Dieses sieht vor, dass das feuchte Gras – und nicht erst das getrocknete Heu – eingebracht und in einem Silo gelagert werden soll. Der metallene Boden des Silos sowie der Deckel, der auf das noch zusätzlich mit Wasser benetzte Gras gelegt wird, dienen als Elektroden. Das nasse Gras ermöglicht das Fließen eines Stroms, wodurch «das organische Leben in der Pflanzenmasse gelähmt» und die Masse erwärmt wird, «wodurch die schädlichen Bakterien abgetötet werden und die Masse haltbar gemacht wird».²⁰⁴ Die Vorteile lagen darin, dass das Gras wesentlich reicher an Nährstoffen blieb als Heu und dass frisch geschnittenes Gras einfach weiter eingefüllt werden

200 Schellenberg 1910, S. 3.

201 Bertschinger/Jordi/Waeber 1927, S. 44.

202 Bertschinger/Jordi/Waeber 1927, S. 65.

203 Bertschinger/Jordi/Waeber 1927, S. 64.

204 Rutgers 1921, S. 216.

konnte. Der Stromverbrauch für die Konservierung des durchschnittlichen Ertrags einer Juchart Wiesland betrug zirka 130 bis 200 kWh. Diese Energie konnte der Landwirt zu den Zeiten reduzierter Tarife beziehen. Rutgers erwähnte aber genauso das Interesse der Elektrizitätswerke an diesem Verfahren, da der Bauer «als Konsument von Sommer-Nachtstrom, zur bessern Ausnützung von Leitungsanlagen» beitragen konnte.²⁰⁵ Die Rezeption dieser Anwendung blieb jedoch aus, nicht einmal eine negative Replik zur Idee ist zu finden.

Ebenfalls die Futterwirtschaft betrafen die Vorschläge zur technischen Unterstützung der Trocknung des Grases. Schon während des Ersten Weltkriegs forderte der Direktor der Zentralschweizerischen Kraftwerke in Luzern die «vermehrte Verwendung von Elektrizität in der Landwirtschaft», wobei er der Grastrocknung grosse Aufmerksamkeit schenkte.²⁰⁶ Er verwies auf verschiedene schon bestehende Verfahren, die sich hauptsächlich darin unterschieden, wie sie die erwärmte Luft durch das feuchte Gras leiteten. Fest stand, dass der Luftstrom wie auch die warme Luft durch elektrische Energie erzeugt werden sollten, welche dabei die Aufgabe der Sonne übernahm:

«Wenn also die Landwirtschaft mehr Werte als bisher aus dem Boden herausbringen will und muss, so scheint sie von der Natur selbst darauf verwiesen, noch weit mehr als bisher diejenige Energiequelle zu Nutzen zu ziehen, die ihr als teilweisen Ersatz an Stelle der direkten Sonnenenergie zur Verfügung steht, die Elektrizität.»²⁰⁷

Der Stromverbrauch für Wärmeanwendungen war verglichen mit dem Licht- und Kraftbedarf relativ hoch: «Die praktischen Versuche haben ergeben, dass für die Herstellung von 100 kg Heu aus frischem Gras rund 270 kWh notwendig sind.»²⁰⁸ Im Gegensatz zu Rutgers, der neben dem Landwirt einzig die Elektrizitätswerke als Nutzniesser des zusätzlichen Verbrauchs erkannte, sah Ringwald, dass «auch die

übrigen Elektrizitäts-Abonnenten» gewonnen werden mussten, «denn die Elektrizitätswerke können die Winterenergie umso günstiger abgeben, je mehr es ihnen gelingt, die unbenützten Vorräte an Sommerenergie abzusetzen».²⁰⁹ Er ging gar noch weiter, indem er behauptete, es gewinne «auch die Allgemeinheit Nährwerte, die sonst verloren» gingen.²¹⁰ Nebst den einzelnen Annehmlichkeiten und Einsatzmöglichkeiten der Elektrizitätsversorgung ermöglichte diese den Landwirten grundsätzlich eine weitere Flexibilisierung der Betriebsführung. Nachdem bereits die Mähmaschine den Bauern höhere Geschwindigkeit bei der Heuernte und dadurch die Möglichkeit bot, in kürzeren Schönwetterperioden die Ernte einzufahren, machte die Konservierung oder die künstliche Trocknung die Landwirte noch unabhängiger von den Launen der Natur.

Nicht nur für das Trocknen von Gras, sondern auch für das Dörren von Obst und Gemüse konnte die elektrische Energie benutzt werden. Verglichen mit der Heutrocknung lag der Energiebedarf pro Kilo noch weit höher, je nach Obst- oder Gemüsesorte bis zu 12 kWh. Zahlreiche weitere Anwendungsmöglichkeiten, wie das elektrische Melken oder die Elektrokultur, wurden vorgeschlagen, doch auf praktische Erfahrungen konnte man lange nicht abstützen. Man verwies stattdessen auf – häufig auch ausländische – Versuchsgüter, wo entsprechende Einrichtungen in Betrieb sein sollten.

Auch auf dem Betrieb in Gündelhart benutzte Louis Engeler die elektrische Energie bald zu mehr als nur zum Antrieb des Motors, zur Beleuchtung und für das «Glätteisen». Kurz nach dem Ende des Ers-

205 Rutgers 1921, S. 217.

206 So der Titel des Artikels im Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins (SEV): Ringwald 1917, S. 135.

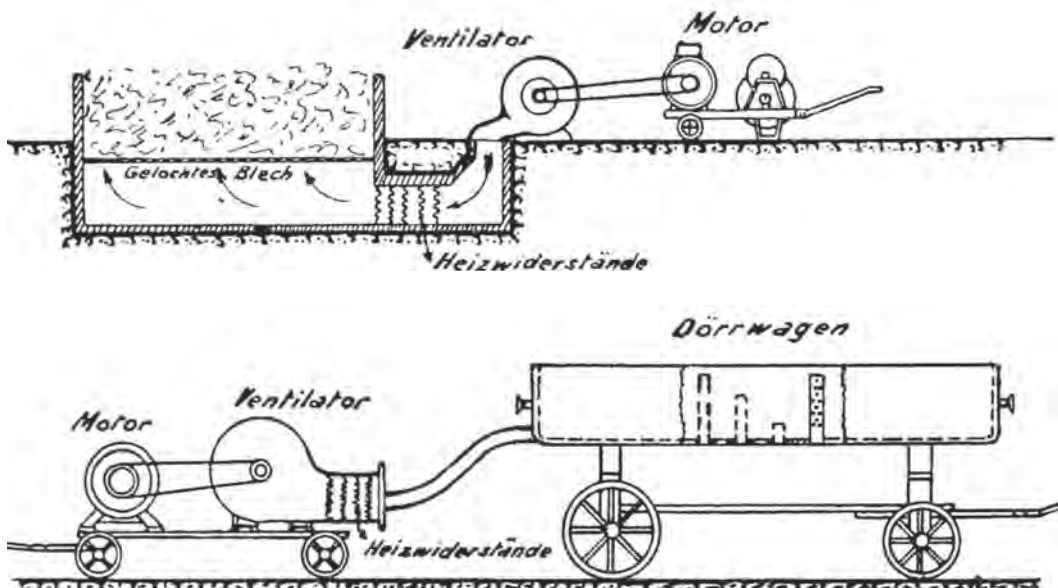
207 Ringwald 1917, S. 135.

208 Ringwald 1917, S. 137.

209 Ringwald 1917, S. 137.

210 Ringwald 1917, S. 137.

Abb. 59: Darstellungen von Trocknungseinrichtungen für Futter, Früchte und Gemüse als Beispiele für weitere mögliche Nutzungen der elektrischen Energie, 1917.



ten Weltkriegs liess er sich einen Brutapparat kommen.²¹¹ Der Preis von 150 Franken deutet auf ein eher kleineres Modell für höchstens einige Dutzend Eier hin,²¹² was auch der Zahl der Geflügeltiere auf dem Hof entsprechen würde.²¹³ Die Leistung dieser Brutapparate lag in Bereichen von normalen Glühbirnen und fiel also beim Stromverbrauch nicht stark ins Gewicht.

Nachdem 1920 die letzte Abzahlungsrate der Hausinstallation beglichen war – inklusive Zins betragen die Gesamtkosten beinahe 3500 Franken –, blieben die wiederkehrenden Ausgaben auf die Stromkosten einerseits und kleinere Unterhaltsarbeiten (z. B. nach Blitzschlägen, was mehrere Male vorkam) sowie Ersatzmaterial (Lampen, Sicherungen) andererseits beschränkt. Bis zum Ende der Untersuchungsperiode blieben diese Beträge ziemlich konstant, zusätzliche Anwendungen wie die oben beschriebenen Trocknungs- und Konservierungsmethoden wurden auf dem Schlossgut nicht benutzt.

Anders sah die Entwicklung allerdings für die Elektrikorporation aus. Nicht einmal ein Jahrzehnt nach der Inbetriebnahme der ersten eigenen Stromversorgungsanlage war diese bereits überlastet. Auf eine Anfrage für den Anschluss eines weiteren Pumpenmotors gab das Kantonswerk zur Antwort, dass «allerdings Ihr Transformator vermutlich jetzt schon zu Zeiten überlastet sein dürfte, da laut Ihrer Statistik allein an Motoren mit total ca. 75 kVA angeschlossen sind, während Ihr Transformator nur 15 kVA leistet».²¹⁴ Auch wenn Transformatoren niemals nach

211 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher, Eintrag vom 15. März 1919.

212 Bertschinger/Jordi/Waeber 1927, S. 54.

213 FA Engeler 2.0.1.0.4: Geräte- und Viehbestandsliste 1920–1923.

214 ArEK: Vorstands- und Korporationsversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1912–1940, Mitteilung des Elektrizitätswerks des Kantons Thurgau an die Elektrizitätsgenossenschaft Gündelhart-Hörhausen vom 6. April 1922.

der maximal möglichen Belastung ausgelegt waren und eine Erhöhung der Kapazität auf 25 kVA empfohlen wurde, war dies doch eine starke Zunahme nur schon im Motorenbereich. Kommt hinzu, dass wenig später nach langjährigen Diskussionen auch eine Strassenbeleuchtung installiert wurde, die den Verbrauch zusätzlich erhöhte.²¹⁵ Stellte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Energiewirtschaft als Nutzbringerin der Allgemeinheit und vor allem Dienerin der Landwirtschaft dar, änderte sich dies mit dem erhöhten Konsum elektrischer Energie in den ländlichen Regionen. Man betonte weiterhin die Gegenseitigkeit, die Landwirtschaft hatte sich aber inzwischen von einem Pflegefall zu einem wichtigen Kunden und Partner gewandelt:

«Elektrizität dient der Landwirtschaft, Landwirtschaft dient der Elektrizität, als Abnehmer wie für Durchleitungsbewilligungen.»²¹⁶

6 Die Mistzettmaschine

Die Mistzettmaschine – oder Stallungstreuer, wie sie auch genannt wird – mag auf den ersten Blick nicht sonderlich geeignet erscheinen, als Beispiel eines Kristallisationspunkts landwirtschaftlicher Technisierung zu dienen. Andere Geräte wie die Dreschmaschine, die Mähmaschine oder der Traktor stehen bezüglich der agrartechnischen Entwicklung an populärerer Stelle. Diese sind aber, gerade durch die ihnen bis heute zuteil gewordene Beachtung, oft in einen stark geformten spezifischen Kontext eingebettet, der eine differenzierte Bezugnahme zu den unterschiedlichen Einflussbereichen landwirtschaftlicher Technisierung erschwert. Die Mistzettmaschine ist nicht mit solchen Betrachtungen belastet. Sie erlebte im Gegensatz zu den behandelten und noch zu behandelnden Objekten Mähmaschine, Elektromotor und Traktor nie eine Phase der sprunghaften Verbreitung und breiten Publizität. Obwohl man davon

ausgehen kann, dass durch die Verlagerung der landwirtschaftlichen Produktion auf die Vieh- und Milchwirtschaft die Frage der Nutzung der anfallenden tierischen Düngestoffe aktueller wurde, blieben die sonst technikbegeisterten und «modernen» Kräfte und Plattformen bezüglich der Mistzettmaschine relativ stumm. Trotzdem hat Louis Engeler schon früh eine solche Maschine gekauft, zu einem Zeitpunkt, als deren Funktionalität immer noch diskutiert wurde.

Es wird in den folgenden Betrachtungen darum gehen, den Kauf der Mistzettmaschine auf Schloss Gündelhart aus dem Blickwinkel einer wissenschaftlichen Landwirtschaft zu betrachten. Deren Zentrum bildete das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich mit seinen Forschungsanstalten, wo Louis Engeler sein Studium absolviert hatte.

6.1 Mist als Erzeugnis der Viehwirtschaft

Mist war bis weit in die Neuzeit das bedeutendste Düngemittel in der Landwirtschaft. Die zahlreichen in den Tierexkrementen enthaltenen unterschiedlichen Substanzen sind trotz ihrer oft sehr tiefen Konzentration für die Pflanzen von grosser Wichtigkeit:

«*Excreta from human beings and animals devouring the food [...] also forms a supply of plant food. In these excrements fully 75 per cent of the food elements required in plant life may be returned to the soil.*»²¹⁷

Um die Leistungsfähigkeit des Bodens aufrechtzuerhalten, war eine regelmässige Düngung die Voraussetzung. Ansonsten konnte der Boden innert weniger Jahre erschöpft sein und nicht einmal mehr das

215 ArEK: Vorstands- und Korporationsversammlungen, Protokollbücher, Band 1: 1912–1940, Sitzung vom 6. Dezember 1922.

216 Bertschinger/Jordi/Waeber 1927, S. 72.

217 Hermann 1923, S. 20.

Abb. 60: Der Mistzetter der International Harvester Company (IHC), den Louis Engeler um 1918 erwarb und der bis heute auf dem Gut in Gündelhart vorhanden ist.



Saatgut für die nächste Vegetationsperiode liefern. Allerdings war die Zugabe von Mist bei der Bodenbearbeitung in der Menge durch den Umfang der Tierhaltung beschränkt. War diese zu klein, konnte es zu einer «Düngerlücke» kommen, einer Zeitperiode, in der der Boden für eine produktive Bepflanzung nicht leistungsfähig genug war. Dabei kam der Landwirtschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts – insbesondere im Thurgau – entgegen, dass im davorliegenden Jahrhundert eine Verlagerung des Produktionsschwerpunkts vom Ackerbau zur Viehzucht stattgefunden hatte. Die intensive Stallhaltung brachte es ausserdem mit sich, dass der Dung und vermehrt auch der Harn konsequent gesammelt wurden und gemäss einer Planung eingesetzt werden konnten.

Der Mist ist aus diesem Blickwinkel nicht als Abfallergebnis der Viehhaltung, sondern nebst dem Fleisch und der Milch als zusätzliches Produkt zu verstehen, das bei der finanziellen Beurteilung von Betrieben mitberücksichtigt werden wollte:

«Will bei einer Wirtschaft die Rente ermittelt werden, so muss auch der Dünger in Anschlag gebracht werden, denn ohne Düngerberechnung rentiert keine Wirtschaft.»²¹⁸

Wenn man bedenkt, dass je nach Tierart über 50 % der «Trockensubstanz im Futter wieder erscheinen», wird diese finanzielle Betrachtungsweise ver-

218 FA Engeler 1.2.0.0: Vorlesungsnotizen, Düngelehre, zirka 1884, S. 7.

ständig.²¹⁹ Der zusätzlich zur Viehwirtschaft betriebene Anbau von Getreide konnte zusätzlich recht hohe, durch den Ankauf von Stroh verursachte Kosten einsparen helfen.

Betrachtet man den Weg des Mists vom Entstehungs- bis zum Anwendungsort, so stellt man fest, dass dabei enorm viel Arbeit anfällt. Diese besteht nicht nur aus dem Verteilen des Mists auf den Feldern. Die Arbeiten, welche erbracht werden mussten, bis sich der Mist überhaupt auf dem Feld befand, sind nicht zu unterschätzen: «Das Entmisten zählte zu den täglichen Verrichtungen, hatte im Laufe des Jahres unter wechselnden Bedingungen, in Hitze, Regen, Schnee und Eis zu erfolgen und umfasste fast 20 % der gesamten Arbeitszeit im Kuhstall.»²²⁰ Da die gesamte Tätigkeit aus Handarbeit bestand, überrascht der zeitliche Aufwand nicht besonders. Mit Gabel und Schubkarren wurde die schwere Masse aus dem Stall bewegt und auf den Misthaufen gebracht. Dass es sich bei diesem nicht bloss um einen wachsenden Berg Dreck handelte, wird durch die später folgenden Anmerkungen zur wissenschaftlichen Untersuchung des Mists ersichtlich. Maschinelle Hilfsmittel für die Entmistung des Stalls waren bis in die fünfziger Jahre nicht vorhanden. Dann erst wurde es z. B. möglich, an die Vorderseite von Traktoren entsprechende Hilfsmittel anzubringen. Immerhin gab es Versuche, durch eine spezielle Gestaltung der Handarbeitsgeräte Erleichterung zu erwirken. Die Innovationen reichten aber nicht über einige die Konsistenz des Materials berücksichtigende Anpassungen vorhandener Geräte hinaus. Zu erwähnen sind die Mistgabel und -schaufel sowie die Mistbenne, welche sich auch auf dem Gündelharter Betrieb vorfanden.²²¹

Bis der Mist erst einmal auf dem Feld war, bedurfte es erneut grosser körperlicher Anstrengung. Das Aufladen auf den Brückenwagen sowie das hufenweise Abladen auf dem Feld zählten zu den «körperlich schwersten Arbeiten der Landwirtschaft überhaupt».²²² Immerhin konnte der Zeitpunkt für das

Ausbringen des Mists so angesetzt werden, dass die Arbeit in eine Jahreszeit fiel, die von sonstigen zeitlich gebundenen Arbeiten wenig belastet war. Dennoch war das Misten eine Arbeit, welche nicht in stündliche Blöcke aufgeteilt und zwischendurch erledigt werden konnte. Es benötigte das Anspannen der Zugtiere. Vor allem aber beteiligten sich immer mehrere Personen daran: Das Aufladen sowie das Abladen und Verteilen auf dem Feld waren nur durch eine sinnvolle Arbeitsteilung von Personen an den Zügeln, auf dem Wagen sowie auf dem Feld zu erledigen.

6.2 Rezeption des Stalldungstreuers

An der Schweizerischen Landwirtschaftlichen Ausstellung in Frauenfeld von 1903 war eine mechanische Hilfe für die Mistverteilung auf dem Feld als «interessante Neuheit auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Maschinenbaues»²²³ zu sehen. Erneut ein Importprodukt aus Amerika, gehörte die Mistzettmaschine «ohne Zweifel zu den Geräten, die in weitgehender Weise Handarbeit zu ersetzen vermögen».²²⁴ Wie soeben zu sehen war, verursachte das Ausbringen des Mists von Hand einen enormen Zeitaufwand. Zudem war diese Arbeit sehr kräftezehrend und zählte nicht zu den angenehmsten Beschäftigungen eines Landarbeiters. Insofern rechtfertigt sich die der Maschine an der Ausstellung entgegengebrachte Aufmerksamkeit. Sie als blosses Bewunderungsobjekt auszustellen, war den Organisatoren denn auch zu wenig, man wollte vielmehr sogleich Informatio-

219 FA Engeler 1.2.0.0: Vorlesungsnotizen, Düngelehre, zirka 1884, S. 7.

220 Herrmann 1988, S. 212.

221 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabuch, 5. Februar 1911, 27. November 1920 und 31. Dezember 1922.

222 Herrmann 1988, S. 212f.

223 Ausstellung für Landwirtschaft 1903, S. 203.

224 Bauernsekretariat Arbeiterfrage 1918, Band 4, S. 153f.

nen über die praktische Anwendung erfahren, was nicht überall auf Gegenliebe stiess:

«Obschon derselbe für die Prämiiierung nicht beurteilt werden konnte, fand sich das Preisgericht doch veranlasst durch die Neuheit des Gegenstandes, den Wagen einer praktischen Prüfung zu unterziehen. Trotzdem sich die Firma Marti aus überangebrachter Renitenz weigerte, die Maschine vorzuführen und zu erklären, gelang es den beiden damit beauftragten Preisrichtern doch, dieselbe in Gang zu bringen und recht gute Arbeit zu liefern.»²²⁵

Die Maschinenbauer, welche sich erstmals gegen Ende des 19. Jahrhunderts in kommerzieller Absicht mit der Mistverteilung beschäftigten,²²⁶ bemühten sich in erster Linie um die Automatisierung derjenigen Arbeitsschritte, welche auf dem Acker oder der Wiese stattfanden: das Abladen und Verteilen des Mists. Die Kraft für die Mechanismen der Konstruktionen wurde wie bei den meisten landwirtschaftlichen Maschinen über die Rotation der Wagenachse gewonnen. Verschiedene Konstruktionsansätze wurden ausprobiert: Der Streumechanismus wurde z. B. an der Rückseite eines normalen Brückenwagens angebaut und riss das Material durch horizontale Raspeln auseinander, wobei die Ladung durch eine konstante Bewegung der Ladefläche nach hinten transportiert wurde. Eine andere Möglichkeit bestand darin, hinter dem Brückenwagen einen speziell für das Zetten konstruierten Wagen anzuhängen, dem der Mist manuell aus dem Ladewagen zugeführt werden musste.

Wer nun aber eine konsequente Suche nach dem «one best way» und den endlichen Fund desselben erwartet, dem wird schon bloss durch einen Blick auf das auch heute noch vorhandene Spektrum von Mistzettmaschinen widersprochen.²²⁷ Auch wenn gewisse Funktionsweisen – z. B. die Kraftzufuhr über die Zapfwelle – durch die unterschiedlichen Produkte hindurch angewendet werden, bestätigt die breite Palette verschiedenster Lösungsansätze, dass diverse

Faktoren bei der Entstehung einer Mistzettmaschine mitwirken. Die mechanisch beste Lösung muss in der Gesamtbetrachtung nicht das ideale Produkt darstellen.

Nachdem die Existenz von Mistzettmaschinen über die Ausstellungen bekannt gemacht wurde, liess die breite Anwendung dieser Maschine aber auf sich warten. Obwohl «die gelieferte Arbeit [...] sehr gut» war, galt sie lange Zeit als Hilfsmaschine, die «ihre Berechtigung auf Gütern» hatte, wo wenig menschliche, dafür aber genügend Zugkräfte vorhanden sind, in nicht allzu hügeligem, möglichst arrondiertem Besitz und ferner da, wo eben verhältnismässig grosse Flächen übermistet werden.²²⁸ Der Preis von über 700 Franken war zwar ziemlich hoch, aber im Bereich anderer Maschinen.

Die Anschaffung auf dem Gündelharter Betrieb kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs lässt sich aber aufgrund der damaligen Beurteilungen und Stellungnahmen verstehen. Der grosse, arrundierte Betrieb von Louis Engeler entsprach den Anforderungen an die Flächencharakteristiken, und genügend Pferde als Zugkräfte waren auch vorhanden. Im Kontext der immer wiederkehrenden Klage bezüglich des Arbeitermangels stellte der Mistzettwagen wegen der Reduktion schwererer körperlicher Arbeit einen positiven Aspekt dar: Immerhin produziert ein Stück Vieh ungefähr 40–50 kg Mist pro Tag, was bei einem Bestand von zirka 60 Tieren – Kühen, Rindern, Kälbern, Ochsen und Stieren – eine beachtliche Menge ergibt.²²⁹ Bedenkt man, dass der Mistzettwagen eine

225 Ausstellung für Landwirtschaft 1903, S. 203.

226 Schlüßens/Wieneke 1969, S. 155.

227 Oestges 1994, S. 169–174.

228 «Mistzettmaschinen», in: Grüne 41/1913, S. 377.

229 FA Engeler 2.2.0.0: Viehkontrollhefte. Im November 1918, als Louis Engeler den Mistzetter beschaffte, befanden sich 6 Ochsen, 2 Stiere, 32 Kühe, 19 Rinder und 3 Kälber, im Gesamten also 62 Tiere, auf dem Hof. In den 1930er-Jahren stieg diese Zahl auf über 100 Stück Vieh an.

Ladung von 1–2 Kubikmeter Mist aufnehmen konnte, wobei ein Kubikmeter Mist ungefähr 800 kg wiegt, dürften jeden Tag, an dem die Tiere im Stall gehalten wurden, ein bis zwei Fuhren angefallen sein. Die Auslastung des Mistzettlers war in Gündelhart demnach nicht so gering, wie kritische Stimmen in Zeitschriften errechneten. Zusätzlich bedeutete der Mistzettler auch eine Steigerung der Arbeitsattraktivität. Oft wurden nebst dem Lohnunterschied zwischen Arbeitsplätzen in der Industrie und der Landwirtschaft auch die unattraktiven Arbeiten wie gerade das Mistverteilen als Grund für den zunehmenden Arbeiterschwund angebracht. Eine Anschaffung empfahl die IHC denn auch, «weil das Anlegen des Mistes [...] keine schmutzige Arbeit mehr, sondern zum Vergnügen geworden ist».²³⁰

6.3 Mist als Objekt der Wissenschaft

Im Zusammenhang mit der sich im 19. Jahrhundert als universitäres Forschungsgebiet etablierenden Agrikulturchemie sowie der Pflanzen- und Tierphysiologie wurde auch dem Mist als Düngemittel erhöhte Aufmerksamkeit zuteil. Er konnte als Verbindung zwischen den genannten Untersuchungsgebieten fungieren. Nur mit Blick auf die tierische Verdauung erhielt er als «Abfall des Verdauungsprozesses» oder «durch den Körper nicht verwertbare Substanz» eher negativ besetzte Beschreibungen. Konträr dazu war ihm als absolutem Ergebnis der Verdauung die wissenschaftliche Aufmerksamkeit gewiss: Die Differenz zwischen Futter und Ausscheidung konnte nur durch genaue Analyse dieser beiden Grössen bestimmt werden, welche durch aufwendige Versuche und Messungen der Input-/Output-Verhältnisse unternommen wurde.

Sowohl für die Agrikulturchemie als auch für die Pflanzenphysiologie stellten die dadurch gewonnenen Resultate die Grundlage für die Bewertung des

Mists als Düngemittel. Aus ihrer Sicht war der Mist nicht mehr bloss Überbleibsel eines Prozesses oder Subtrahend einer Gleichung, sondern potenzieller Lieferant von Nährstoffen:

«Der Stallmist ist wohl dasjenige Düngemittel, das vor allen den Vorzug verdient weil er nach verschiedenen Seiten wirksam ist & ausserdem sämtliche Pflanzennährstoffe, wenn auch nicht alle in reichlicher Menge enthält.»²³¹

Die Bestandteile des Stallmists – Dung, Harn, Streue – wurden ausführlichst untersucht, Mist war nicht gleich Mist. Um das Maximum an Nährstoffen den Pflanzen zurückzuführen, musste man sich «bemühen, die festen & flüssigen Excremente zu mischen, sei es durch eine zweckmässige Verwendung von Streuroh oder sei es, dass wir ausschliesslich Güllenwirtschaft treiben».²³²

Die Herstellung künstlicher Düngemittel machte allerdings im 19. Jahrhundert grosse Entwicklungen durch. Justus von Liebig, einer der zentralen Forscher dieser Zeit, verkündete bereits zur Jahrhundertmitte, dass eine komplette Ersetzung der natürlichen durch künstliche Stoffe in greifbarer Nähe liege:

«Er [der Landwirt] soll vorerst die Überzeugung gewinnen, dass er den Stallmist, den Universaldünger, und jeden seiner Bestandtheile ersetzen kann durch einen in seiner Form und Zusammensetzung gleichwerthigen Stoff, [...]»²³³

Der hofeigene Dünger geriet aber dennoch nicht aus dem Blickfeld der Wissenschaft. Ihr Ziel war es auch nicht, Mist und andere auf dem Hof entstehende Düngemittel überflüssig zu machen, sondern in allen Facetten zu ergänzen und der Landwirtschaft

230 Werbung für die Mistzettmaschine im Anhang.

231 FA Engeler 1.2.0.0: Vorlesungsnotizen, Düngelehre, zirka 1884, S. 5.

232 FA Engeler 1.2.0.0: Vorlesungsnotizen, Düngelehre, zirka 1884, S. 6.

233 Von Liebig 1855, S. 51.

damit die Möglichkeit zu bieten, eine Wirtschaftsform unabhängig von der eigenen Düngerproduktion zu wählen.²³⁴ Der Mist blieb ein wertvolles Düngemittel: «Der hohe Wert des Stallmistes ist allgemein anerkannt, man nennt ihn ja häufig «die Seele der Landwirtschaft».»²³⁵ An eine Verdrängung durch künstliche Dünger war sowohl auf Grund der hofeigenen Entstehung und damit kleinen finanziellen Mehrbelastung als auch durch die chemischen Eigenschaften des Mists nicht zu denken:

«Denn diese Auswürfe sind gleichsam die Asche der im Leibe verbrannten Nahrung, welche auf dem Felde geerntet wurde, und zwar enthält der Harn die im Wasser löslichen, der Koth die unlöslichen.»²³⁶

Die für die Düngung positive Charakteristik der Exkremente wird also nicht nur durch die Vielfalt der darin enthaltenen Stoffe ausgemacht, sondern auch durch deren chemische Form. Gerade diese ist aber in hohem Masse der organischen Zersetzung ausgeliefert, welche vor allem in Kontakt mit Wasser und Luft voranschreitet. Die Lagerung des Mists auf dem Miststock, der wohl mehr oder weniger in Stallnähe, doch kaum je bedeckt, geschweige denn luftdicht war, unterstützte diese Zersetzung der Substanzen. Damit einher ging eine Abnahme des Düngepotenzials – insbesondere des Stickstoffanteils – des Mists, und je länger die Exkremente der Luft und dem Wasser ausgesetzt waren, desto schlechter wurde ihre Wirkung im Boden. Und weil Stickstoff «der werthvollste Düngerbestandtheil dem Geldwerth nach» war, sollte man ihm «Sorge tragen, der Stallmist soll nicht austrocknen am Stock». ²³⁷ Aus dieser Erkenntnis wurden Lösungen angeregt, welche diese Zersetzungsprozesse verhindern oder zumindest verlangsamen sollten. Vorschläge für den Bau von Mistgruben, Anleitungen für die Aufsichtung des Materials und der Einsatz von Zusatzmitteln wie Gips waren Resultate dieser Bemühungen. ²³⁸ Dass es aber immer noch das Beste war, den Mist möglichst rasch auf die Felder und Wiesen zu bringen, wenn möglich gleich noch

unter die Bodenoberfläche, wurde allgemein anerkannt. Nicht nur der optimale Wirkungsgrad des Düngemittels sprach für die Eile; auch die Tatsache, dass in kürzeren Abständen, dafür in geringeren Mengen durchgeführte Düngungen einen besseren Effekt erzielten, unterstützte diese Forderungen.

Diesen durch die wissenschaftliche Forschung gewonnenen Erkenntnissen und den darauf abstützenden Lehren über die Mistbewirtschaftung stand der dadurch bedingte hohe Arbeitsaufwand entgegen. Unter dem Blickwinkel der zeitlichen Belastung war eine Umsetzung der wissenschaftlichen Erkenntnisse für den landwirtschaftlichen Betrieb ohne geeignete Hilfsmittel nicht möglich, was auch von den Wissenschaftlern eingesehen wurde. ²³⁹ Die Summe der Arbeitsschritte des Aufladens, Transportierens, Abladens und Feinverteilens war zu gross für eine in kurzen Abständen zu wiederholende Ausführung.

6.4 Gerätetechnische Entwicklung

Diese Widersprüchlichkeit, in welcher sich Agronomie und Landwirt in Bezug auf die optimale Mistbewirtschaftung befanden, stellte einen – so müsste man meinen – offenkundigen Steilpass für die Maschinenindustrie dar. Durch Ingenieurskunst sollten die Forschungsergebnisse der Wissenschaft für die Landwirte umsetzbar gemacht werden:

234 Von Liebig 1855, S. 51.

235 Martin/Zeeb 1884, S. 85. Diese Aussage fiel auch in der Vorlesung an der ETH: «Man sagt, der Stallmist sei die Seele der Landwirtschaft.»: FA Engeler 1.2.0.0: Vorlesungsnotizen, Düngelehre, zirka 1884, S. 5.

236 Von Tschudi 1888, S. 112.

237 FA Engeler 1.2.0.0: Vorlesungsnotizen, Agrikulturchemie, zirka 1884.

238 «Die vorteilhafteste Konservierung des Stallmistes», in: OstLW 7, 10/1912, S. 192f.

239 Boussingault 1851, Band 2, S. 36f.

«It is the function of the agricultural engineer to make this vast store of plant food available on an economic scale.»²⁴⁰

Der Zeitpunkt allerdings, an dem diese Aufgabenbeschreibung durch die Agraringenieure selber gemacht wurde, und das Datum der Veröffentlichung der obigen Aussage begrenzen eine Zeitspanne von beträchtlicher Länge. Und wie dem Inhalt des Zitats zu entnehmen ist, blieb die effiziente Mistverteilung unter Verwendung maschineller Geräte erst noch zu entwickeln.

Bis dahin blieben die technischen Neuerungen und Alternativen in Bezug auf die Mistverarbeitung auf andere Gebiete beschränkt:

- Chemie (Stabilisierung der Mistzusammensetzung, kontrollierter Ablauf der Zersetzung der im Mist enthaltenen Stoffe, Art der Streu)
- Bauwesen (Platzierung und Konstruktion des Miststocks)
- Arbeitsorganisation (Rhythmus und Zeitpunkt der Misttransporte auf den Miststock / auf die Felder)

Die «Beschränkung» wirkte sich angesichts dieser Auflistung nicht sehr einengend aus. Auch wenn die maschinellen Hilfsmittel lange ausblieben, stand die Düngewirtschaft vor allem während des 19. Jahrhunderts nicht still: Für Innovation blieb auch ohne Maschinenteknik ein grosser Spielraum übrig. Gerade in Bezug auf die Frage, wo und wie man den Miststock am besten errichtet, entstand ein breites Spektrum von Meinungen und Lösungsvorschlägen: auf der Nord- oder Ostseite des Stalls; von Bäumen umgeben, freistehend oder mit Dach; mit einer Mauer umgeben oder vertieft im Boden. Auch für andere Aspekte gab es viele Änderungen von grösserem oder kleinerem Wert: die physische Schichtung des Mists auf dem Stock; das Hinzufügen von unterschiedlichen Chemikalien zum Schutz vor Austrocknung oder zur Bindung des Stickstoffs.

Demgegenüber bedeutete diese relativ breite Auswahl an Optionen zur Verbesserung und Modifizierung der Düngewirtschaft aber nicht implizit deren Umsetzung. Der schweizerischen Landwirtschaft, durch kleinbäuerliche Verhältnisse geprägt, fehlten vielmals die Mittel sowohl finanzieller als auch zeitlicher und personeller Art, um Veränderungen von grösserer Tragweite zu bewirken. Die kleinen Schritte, welche ohne grossen Aufwand durchgeführt werden konnten und auch durchgeführt wurden, halfen nur sehr beschränkt, die von der Wissenschaft gesetzten Massstäbe zu erreichen. Bedeutende Umgestaltungen – wie z.B. eine Neueinrichtung der Mistlagerstätte, bei der auch die Zugänglichkeit für An- und Abfuhr berücksichtigt wurde – dürften in den seltensten Fällen die Konsequenz gewesen sein.

Mit der Anschaffung eines Mistzettlers unternahm Louis Engeler aber einen grossen Schritt. Nebst den oft genannten Vorteilen dieser Maschine hinsichtlich der Zeiteinsparung, der Steigerung der Arbeitsattraktivität und der -qualität²⁴¹ stand für Louis aber noch ein anderer Punkt im Vordergrund: die Möglichkeit einer flexiblen Mistbewirtschaftung und damit auch eines planmässigen Einsatzes des Düngers. Wie weiter oben schon erwähnt, war auf dem Gündelharter Betrieb ein grosses Wissen in Düngungsfragen vorhanden. Die ausgebrachten Düngermengen und -arten wurden festgehalten und später durch Louis' Sohn Oskar in den dreissiger Jahren in einem Parzellenbuch zusammengezogen.²⁴² Der Mistzettwagen konnte dabei als feste Grössenordnung bezüglich der Menge wie auch der Verteilungsqualität betrachtet werden.

Nachdem trotz engen Kontakten zur Versuchsanstalt in Wädenswil nie gemeinsame Düngungsversuche durchgeführt wurden, kam es Ende der 1930er-

240 Hermann 1923, S. 20.

241 Werbung für die Mistzettmaschine im Anhang.

242 FA Engeler 2.4.0: Parzellenbeschreibung, Anbau-, Düngungs- und Ernteverzeichnis, 1900–1941.

Jahre anderweitig doch noch dazu. Allerdings nicht in Zusammenarbeit mit einer staatlichen Forschungsanstalt, sondern durch einen Kontakt zum Basler Chemieunternehmen Lonza AG.²⁴³ Im genannten Parzellenbuch ist ein detaillierter Plan der Grundstücke «Vogelherd» und «Zelg» enthalten, die für die Durchführung eines Düngungsversuches eingeteilt und vorbereitet wurden.²⁴⁴ Ob der Plan zu der Versuchsreihe mit der Lonza gehört oder eine weitere, vielleicht auch eigenständige Untersuchung darstellt, ist nicht festzustellen. Er zeigt jedoch das auch in der Generation nach Louis fortlaufende Interesse an wissenschaftlich begründeter Landwirtschaft.

7 Der Traktor

Ähnlich wie mit dem Verlauf, den die Einführung der Mähmaschine in die schweizerische Landwirtschaft genommen hatte, verhielt es sich mit den gegen Ende der 1910er-Jahre bekannt werdenden Traktoren. Sie kamen – mangels in diesem Bereich bewährter europäischer, geschweige denn inländischer Maschinen – hauptsächlich aus Amerika, dem «Lande der Erfindungen, wo alles möglich ist», «über den grossen Bach geschwommen».²⁴⁵ In der Agrargeschichte einiger europäischer Länder, wie z. B. Deutschland oder England, werden die Dampfpflüge als Vorreiter der Traktoren beschrieben. Dies hängt in erster Linie damit zusammen, dass die frühen Traktoren beinahe ausschliesslich für die Bodenbearbeitung eingesetzt wurden sowie von der Grösse her auf umfangreiche Güter ausgelegt waren. Für die Schweiz kann eine solche Abfolge nicht bestehen. Die im Inland eingesetzten Dampfpflüge waren zahlenmässig marginal und erhielten mangels Eignung für die schweizerische Landwirtschaft kaum Resonanz.

Erst während des Ersten Weltkriegs – unter dem Zwang, die Nahrungsmittelproduktion auszuweiten – wurde die Frage des Einsatzes motorischer Zugkräfte

neu beurteilt.²⁴⁶ Auf Initiative landwirtschaftlicher Vereine und der Behörden wurde 1917 eine Kommission gebildet, die die Leistung verschiedener Konstruktionen und ihre Eignung für die Gegebenheiten der schweizerischen Landwirtschaft auch in praktischen Proben – sogenannten Motorpflugproben – zu ermitteln suchte.²⁴⁷ Man ging zwar davon aus, dass die importierten amerikanischen Traktoren «zuerst noch «aklimatisiert» werden» müssen,²⁴⁸ die Hoffnungen waren trotzdem gross:

«Hoffentlich fallen sie [die Maschinenproben] gut aus; denn die schweizerische Landwirtschaft hat diese Hilfe bitter nötig.»²⁴⁹

Mitglied dieser Kommission war auch Viktor Fehr, dessen befürwortende Einstellung zur Mechanisierung weiter oben schon ersichtlich wurde.²⁵⁰ Die

243 FA Engeler 2.6.2.0: Korrespondenz 1937–1970, Protokolle über Düngungsversuche, 1937.

244 FA Engeler 2.4.0: Parzellenbeschreibung, Anbau-, Düngungs- und Ernteverzeichnis, 1900–1941. Siehe Abbildung im Anhang.

245 «Der Motor im Dienste der Landwirtschaft», in: OstLW 13, 3/1918, S. 41.

246 Flury/Jordi 1918, S. 6.

247 Die Bezeichnung macht deutlich, welches das ursprüngliche Einsatzgebiet der Traktoren war. Allerdings waren an diesen «Motorpflugproben» bereits auch Konstruktionen vertreten, für welche die Bezeichnung «Schlepper» oder «Traktor» angemessener erscheint, da der Pflug abgenommen werden konnte und sowohl Wagen als auch in beschränktem Umfang andere Geräte angehängt werden konnten. Bezeichnend dafür ist, dass die verantwortliche Kommission schon vor der ersten offiziellen «Motorpflugprobe» den «Mogul» der Firma IHC testete, dessen Einsatzgebiet sich nicht nur auf das Pflügen beschränkte: Flury/Jordi 1918, S. 6; Wendel 1981, S. 283f.

248 «Der Motor im Dienste der Landwirtschaft», in: OstLW 13, 3/1918, S. 41.

249 «Der Motor im Dienste der Landwirtschaft», in: OstLW 13, 3/1918, S. 41.

250 Flury/Jordi 1918, S. 2. Er bemühte sich vor allem darum, die Waffenplätze mit Hilfe motorischer Kraft bepflanzungsfähig zu machen. Siehe auch Sidler 1941, S. 10.

Abb. 61: Der Traktor «International 8-16» mit Bindemäher der Firma IHC im Einsatz auf dem Gut in Gündelhart in den 1920er-Jahren.



Publikationen dieser Kommission lieferten den inländischen Bauern die ersten Grundlagen für motorische Bodenbearbeitungsgeräte.

Im Sommer 1920 kaufte Louis Engeler für seinen Grossbauernbetrieb einen Traktor der IHC des Typs «International 8-16».

Eine Beziehung von Louis Engeler zu dieser Firma bestand – wie im Zusammenhang mit der Mähmaschine weiter oben erwähnt – schon länger. Der Traktortyp war auch bereits in der Schweiz bekannt: Ein Vorgängermodell wurde unter anderem an einer dieser «Motorflugproben» ausprobiert. Das Prüfungsergebnis lautete wie folgt:

«Wurde nur an der zweiten Probe vorgeführt und von einem Manne bedient, der nicht Gelegenheit gehabt hatte, sich in der Bedienung dieser Maschine genügend auszubilden. Dieser Umstand beeinflusste den Brennmittel- und Ölbedarf ungünstig. Auch dieser Maschine sind die Eigenschaften der meisten amerikanischen Fabrikate eigen, nämlich leichte Bauart, Beweglichkeit und einfache Bedienung. Für mittelgrosse Betriebe ist der «Mogul» eine ziemlich gute Maschine.»²⁵¹

Die Traktorkonstruktionen, die die amerikanischen Hersteller gegen Ende der 1910er-Jahre produzierten, entsprachen den lokalen Verhältnissen schon wesentlich besser als die schwerfälligen und – wie der vor allem in Deutschland bekannte Motorpflug – meist auf eine einzige Verrichtung spezialisierten europäischen Konstruktionen.²⁵² Doch eine grosse Verbreitung von Traktoren aus England und Amerika wurde auch deshalb verunmöglicht, weil «die amerikanischen Fabrikanten in den letzten Jahren nicht einmal den einheimischen Bedarf an mittelschweren Motorpflügen decken konnten».²⁵³ Um 1920 bestand zudem nur eine geringe Auswahl an hauptsächlich amerikanischen Fahrzeugen, wobei der ab 1916 produzierte Fordson erste Wahl war, gefolgt von den Modellen der IHC und einiger anderer amerikanischer Hersteller.²⁵⁴

251 Flury/Jordi 1918, S. 33.

252 Sidler 1941, S. 10; Haushofer 1972, S. 279.

253 «Motorkultur», in: OstLW 12, 26/1917, S. 465.

254 Wendel 1981, S. 288; Franke 1969, S. 29; Herrmann 1985, S. 221.

Der Vorsprung der amerikanischen Hersteller blieb nicht lange bestehen. Die Konstruktionsweise des wendigen und verschieden einsetzbaren Kleintraktors überzeugte schnell. Ab Mitte der 1920er-Jahre begann man in der Schweiz – wie in anderen europäischen Ländern – ebenfalls mit der Produktion von Kleintraktoren nach amerikanischem Vorbild. Schon wenige Jahre nach dem Aufkommen der ersten amerikanischen Traktoren, wie in Gündelhart, konnten auch inländische Hersteller mit eigenen Produkten aufwarten. Der Markt war also nur kurze Zeit, während der generell nur eine kleine Zahl von Maschinen abgesetzt wurde, von den amerikanischen Produkten dominiert. Firmen wie Bühler, Hürlimann und Berna brachten Konstruktionen auf den Markt, die bereits um 1930 oft den amerikanischen Modellen vorgezogen wurden. Sie konnten nicht nur die Vorteile der US-Vorbilder bieten, sondern trafen als einheimische Produkte auch den nationalen Nerv der Zeit:

«Der ganze Traktortyp imponierte dem Besitzer, ausschlaggebend war, dass der <Hürlimann> Schweizerfabrikat ist.»²⁵⁵

7.1 «Modernes Überferd» – Vorbild Amerika

Die Anschaffung eines Traktors dürfte Louis Engeler nicht leicht gefallen sein: Immerhin war der Kaufpreis mit 10 000 Franken enorm hoch.²⁵⁶ Nur aus dem Grund, sich als Pionier verstehen zu können und der amerikanischen Landwirtschaft nacheifern zu wollen,²⁵⁷ investierte er diese Summe kaum. Als Gutsbesitzer, der in betriebswirtschaftlicher Beziehung gut ausgebildet war und detailliert Buch führte, wusste er um die finanzielle Bedeutung dieser Anschaffung. Allerdings soll an dieser Stelle nicht dem folgenden Abschnitt vorgegriffen werden, sondern statt der finanziellen Beurteilung auf Beweggründe einge-

gangen werden, die nur schwer in Zahlen zu fassen waren.

Bei seiner Entscheidung konnte sich Louis Engeler nur sehr beschränkt auf Erfahrungen anderer Leute abstützen, da ja gerade die ersten Traktoren importiert, geprüft und vereinzelt angeschafft wurden. Einzig Viktor Fehr von der relativ nahen Kartause Ittingen, Bekannter von Louis aus verschiedenen Gesellschaften und Vereinen, konnte vielleicht mit Hinweisen dienen, denn er galt schon früh als vehementer Vertreter des Traktoreinsatzes:

«Vom Allerwichtigsten für die Ackerwirtschaft ist, dass wir im Herbst das Feld gut bestellen und deswegen, meine Herren, stehe ich so sehr für den Traktor ein.»²⁵⁸

Generell war die Situation aber so, dass auch noch Jahre nachdem Louis Engeler in Gündelhart den Kauf gewagt hatte, sich führende Personen der Landwirtschaft bezüglich der Traktorenfrage unsicher fühlten:

«Die Frage der Anschaffung eines Traktors in einem landwirtschaftlichen Betriebe unseres Landes ist nicht leicht zu beantworten. Verglichen mit der Frage der Anschaffung eines Elektromotors ist sie sogar recht schwierig. [...] Nun stehen wir, was die Traktorenanschaffung anbetrifft, ungefähr da, wo wir vor 20 Jahren gestanden sind, als es sich um die Elektromotoren gehandelt hat. Wohl jedermann ist aber beim Urteilen über die Verwendung der Traktoren in unseren landwirtschaftlichen Betrieben unsicher, et was unsicher.»²⁵⁹

Elektromotor und Traktor eignen sich allerdings schlecht als Vergleichsobjekte. Ersterer war aus-

255 Archiv der ETH, Dipl. Lw. 542, 1933, S. 57.

256 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher, Eintrag vom 11. August 1920.

257 Häfeli 1989, S. 98.

258 Oberst Fehr in der Diskussion von Studlers Vortrag, in: Studler 1919, S. 101.

259 Jordi 1924, S. 2.

schliesslich auf dem Hof im Einsatz, letzterer als Feldarbeitsmaschine vorgesehen. Zwar gab es Bemühungen, den Elektromotor auch für den Feldeinsatz, respektive den Schlepper auch für die Hofarbeit einsetzbar zu machen, was aber im ersten Fall gar nicht und im zweiten Fall nur beschränkt gelang. Ein gewichtiger Unterschied bestand letztlich darin, dass der Elektromotor in den nationalen Diskurs, der die Elektrizität als der Allgemeinheit nützlich definierte, eingebettet war. Der Traktor hingegen war ein Objekt, an dem nur die landwirtschaftlichen Betriebe – und einige Fabriken – ein Interesse hatten. Die öffentliche Hand, in der Elektrizitätswirtschaft stark eingebunden, überliess die Frage der motorisierten Feldarbeit, wie es eigentlich bei landwirtschaftlichen Maschinen die Regel war, den landwirtschaftlichen Kreisen zur Behandlung.

Zuerst mussten mögliche Anwendungszwecke für den Schlepper definiert werden. Die Grenzen dafür wurden durch die verfügbaren Traktormodelle gesetzt. Durch die «Motorpflugproben» galt zunächst einmal festzustellen, wozu die gegenwärtigen Konstruktionen überhaupt in der Lage waren. Die Beschränkung ihres Einsatzes nur auf den Ackerbau wurde schnell fallen gelassen, zumal nach Kriegsende der gesamtschweizerisch rückläufige Getreidebau dieser Einseitigkeit widersprach.²⁶⁰ Kaum waren die ersten Modelle in der Schweiz im Einsatz, stiegen die an den Traktor gestellten Anforderungen, und fortlaufend kamen potenzielle Anwendungsgebiete hinzu:

«Da jeder Kleintraktor mit der in der Landwirtschaft vorherrschenden Pflugarbeit nicht vollkommen ausgenutzt wird, musste im vorliegenden Falle vom Spezial-Motorpflug abgesehen und auf den Universal-Schlepper für Landarbeit, Strassenarbeit und stationären Betrieb übergegangen werden.»²⁶¹

Ein von Wiesinger, Professor an der ETH Zürich, im Jahr 1921 selbst entwickelter und auf Dampfkraft basierender Universal-Traktor sollte «ausser der

Pflugarbeit auch noch das Walzen, Eggen, Grubbern, Kultivieren, Hacken, Mähen, Rübenheben, sowie Düngerstreuen und Drillen durch Motorenkraft besorgen, [...]»²⁶² Als «modernes Überpferd»²⁶³ sollte der Traktor nicht nur «den Gespannpflug, sondern die Gespanne selbst»²⁶⁴ ersetzen. Mit zahlreichen bedeutenden Konstruktionsanpassungen wie auch Detailänderungen versuchten die Folgemodelle, die Schwachpunkte ihrer Vorgänger auszubessern und neue Möglichkeiten zu schaffen. Die oft vorgebrachten Eigenheiten der Landwirtschaft in der Schweiz, wovon eine die Unebenheiten des Geländes waren, glaubte man bald berücksichtigt. Zu einem Modell mit flexiblem Raupenkettantrieb heisst es bereits 1923:

«Es genügt uns zu sehen, dass das Pferd auch für unebenen und steilen Boden schon seinen Meister gefunden hat.»²⁶⁵

Angesichts dieser Aussagen lässt sich fragen, worauf die dennoch vorhandene Unsicherheit gründete, respektive wodurch diese aufgehoben wurde. Die Vorgänge in Gündelhart können dafür einige Hinweise geben.

Die Anschaffung eines Traktors auf dem Betrieb in Gündelhart hatte erhebliche Auswirkungen auf den Gesamtbestand an Maschinen. Der Traktor stand noch kaum im Einsatz, da wurden bereits zusätzliche Maschinen angeschafft, die für die Benutzung zusammen mit einem Traktor geeignet waren. Es war durchaus möglich, bisher von Pferden gezogene Maschinen an den Motorzug zu hängen. Aber die Gefahr bestand, dass sie der höheren Belastung, die der Traktor auszuüben im Stande war, nicht gewachsen waren. Ein Blick in die Buchhaltung zeigt, dass Louis Engeler mehrere hundert Franken in den Jahren nach

260 Moser 2003, S. 19 und S. 54.

261 Wiesinger 1921, S. 47.

262 Wiesinger 1921, S. 47.

263 Benteli 1923, S. 21.

264 Wiesinger 1921, S. 47.

265 Benteli 1923, S. 21.

1920 für neue Maschinen und Umrüstungen ausgab, die in Zusammenhang mit dem Traktor gebracht werden können.²⁶⁶

Tab. 1: Zusammenstellung der Ausgaben Louis Engeler für Traktor und Zubehör anhand der Einträge in den Kassabüchern 1921–1925

9.8.1921	Harvester Comp., 1 Traktor-grasmähmaschine Cormick	Fr. 631.30
9.8.1921	Harvester Comp., 1 Tief-schnittbalken u. 2 Messer	Fr. 209.20
9.8.1921	Harvester Comp., 1 Getreidemähmaschine	Fr. 838.70
22.8.1922	Harvester Comp., 1 Getreidebinder	Fr. 1535.80
15.7.1923	Harvester Comp., 1 Schubstange für Cormick	Fr. 26.80
22.12.1924	Harvester Comp., Anhängervorrichtung für Mähmaschinen	Fr. 138.75
1.8.1925	Harvester, 1 Rahmen für Cormickmaschine	Fr. 164.80
9.11.1925	Maschinenfabrik Rapperswil, 1 Zettapparat	Fr. 375.00
Total		Fr. 3920.35

Quelle: FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher.

Alles in allem verursachten diese Anschaffungen Kosten von beinahe viertausend Franken. Dieser Betrag konnte vielleicht durch Verkäufe einiger alter Maschinen, die nun überflüssig waren, etwas reduziert werden.²⁶⁷ Ausserdem konnte Louis Engeler durch seine Beziehung zu Viktor Fehr schon benutzte Geräte beziehen, die wohl etwas günstiger zu haben waren.²⁶⁸ Es gilt aber dabei zu bedenken, dass zahlreiche kleinere Beträge für Ersatzteile und Reparaturen hinzukamen, die in der Tabelle nicht aufgeführt sind. Man kann also feststellen, dass zwar die gefor-

derte universelle Verwendung des Traktors – auch bei einem der ersten Modelle – durchaus möglich war, diese aber erhebliche Zusatzkosten verursachte.

Andererseits kann man diese Interpretation auch umkehren, indem der Traktor als Folgeanschaffung aufgrund früherer Maschinenkäufe betrachtet werden kann. Gerade der beschriebene Mistzetter kann nebst dem Pflug als Beispiel dafür herangezogen werden. Um genügend Zugkraft für die Fortbewegung des Wagens samt der schweren Ladung sowie für den Antrieb des Zettmechanismus zu haben, waren drei Pferde nötig. Dies stellte nicht nur hohe Anforderungen an die Tiere, sondern auch an den Fuhrmann. Der Traktor konnte für diesen Arbeitsvorgang eine beachtliche Erleichterung darstellen.

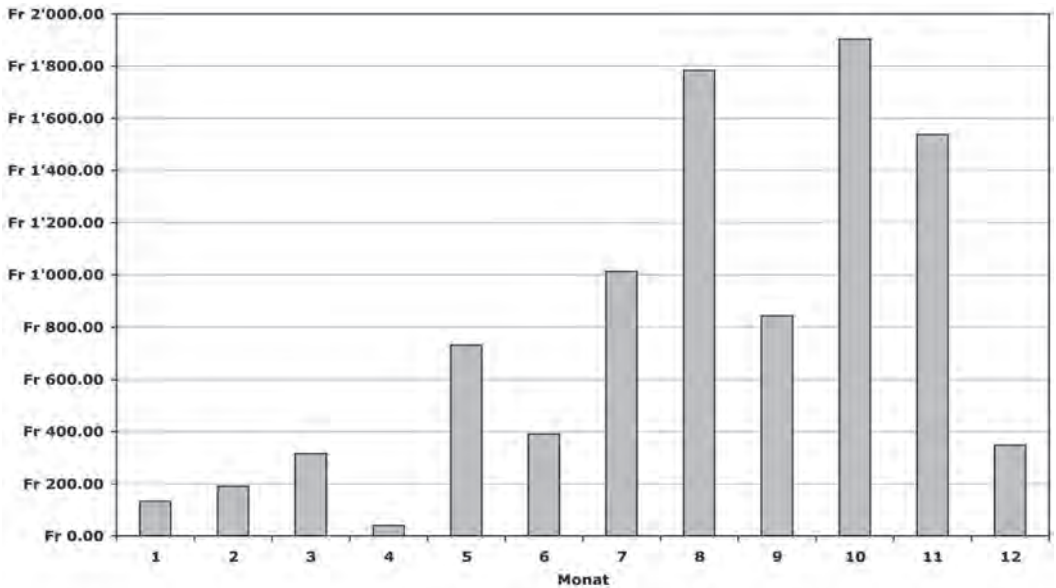
Ein Umstand, der die Anschaffung und vor allem die Verwendung eines Traktors erschwerend beeinflusste, war das benötigte technische Know-how. Schon vor dem Aufkommen des Traktors bedurfte es einer gewissen technischen Fertigkeit für die Bedienung und Pflege von landwirtschaftlichen Maschinen; im Zusammenhang mit dem Elektromotor wurde die Forderung nach theoretischer Bildung der Landwirte erwähnt. In der Praxis spielte diese aber nur eine geringe Rolle. Den Elektromotor anzuschalten, gelang auch ohne Wissen um elektrischen Widerstand und Frequenz. Dies war nun bezüglich der Traktoren – welche Motorentchnik mit verschiedener Antriebs-technik verbanden – anders, was auch die betroffenen Landwirte und die Maschinenhersteller erkannten. Man veranstaltete spezielle Traktorenführungskurse, an denen den Teilnehmern die Bedienung und die

²⁶⁶ FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher.

²⁶⁷ So fand Louis Engeler sowohl für den Getreidemäher als auch für die Spatrollegge einen Käufer: FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher, Einträge vom 23. Juli 1923 und 16. August 1924.

²⁶⁸ FA Engeler 2.7.1.0: Landwirtschaftliche Maschinen, Korrespondenz, Brief der Eidgenössischen Liegenschaftsverwaltung in Frauenfeld vom 21. April 1921.

Fig. 7: Zusammenstellung der Ausgaben für Treibstoffe (Summe der Jahre 1920–1935)



Quelle: FA Engeler 2.0.1.0.0: Hauptbücher, Ausgaben für Petrol, Benzin und Öl auf Konto «Traktor».

technischen Grundlagen beigebracht wurden.²⁶⁹ Wie das Führen von Pferden wollte auch das Fahren des Traktors gelernt sein, woraus folgte, dass sich landwirtschaftliche Arbeiter dadurch auszeichnen konnten, dass sie ein motorisiertes Gefährt zu bedienen vermochten. Trotz des beklagten Landarbeitermangels gelang es Louis Engeler, eine solche Arbeitskraft während der ersten Heuernte, die mit Hilfe des Traktors erfolgen sollte, einzustellen.²⁷⁰ Ziel war es, in den darauffolgenden Jahren ohne spezielle Arbeitskräfte auszukommen, respektive die eigenen Mitarbeiter so auszubilden, dass diese als Motorfahrer eingesetzt werden konnten und mit dem Traktor zurecht kamen.

Der Traktor wurde trotz der zahlreichen Anwendungsgebiete, die ihm auch durch die neu angeschafften Maschinen eröffnet wurden, ähnlich den

Zugtieren nur sporadisch, intensiv während der Erntezeiten und der darauffolgenden Bodenbearbeitung, eingesetzt.

Aber auch in den arbeitsreichen Zeiten stand der Traktor nicht täglich im Einsatz, und so bot es sich an, ihn mitsamt Bedienungspersonal gegen Entgelt anderen Betrieben auszuleihen. Entsprechend wurde der «International 8-16» für Lohnarbeit eingesetzt, allerdings in einem Umfang, der nie ein Mass erreichte, bei dem man von einer zusätzlichen gewerblichen Tätigkeit sprechen könnte. Im Jahr nach dem Traktorkauf half man einzig einem Landwirt im etwa 5 km entfernten Moorwilen bei der Bearbeitung von etwas über 2 ha Acker, was an einem Tag zu bewerk-

269 Brugger 1985, S. 94.

270 FA Engeler 2.1.0.1: Lohnbücher, Eintrag vom 3. Juli 1920.

Abb.62: Das Steuern des Traktors beherrschten offenbar auch Frauen der Familie. Hier eine Schwiegertochter von Louis Engeler, Anna Engeler-Odermatt, zirka 1930 auf dem «International 8-16».



stelligen war.²⁷¹ Auch in den folgenden Jahren blieben die externen Lohnarbeiten Ausnahmen.²⁷²

Intensiver als die bezahlte praktische Verwendung des Traktors durch andere Landwirte war die Inanspruchnahme der ersten Traktorenbesitzer, wie Louis Engeler einer war, als «freie Mitarbeiter» durch die Traktorenlieferanten. Dass Louis Engeler bereits über die Anwendung der Mähmaschine in engen Kontakt mit Lieferanten gekommen war, wurde bereits geschildert. Bezüglich des Traktors entwickelte sich eine Zusammenarbeit zwischen ihm als Anwender sowie der IHC als Herstellerin, die über die normale Geschäftsbeziehung hinausging. Das Gut in Gündelhart wurde ab den frühen 1920er-Jahren durch die IHC als Demonstrationsbetrieb benutzt. Potenzielle Kunden wurden zu Louis Engeler geschickt, um sich zusätzlich zu Prüfungsberichten und Zeitschriftenartikeln auch auf die direkte Beobachtung des Geräts abstützen zu können:

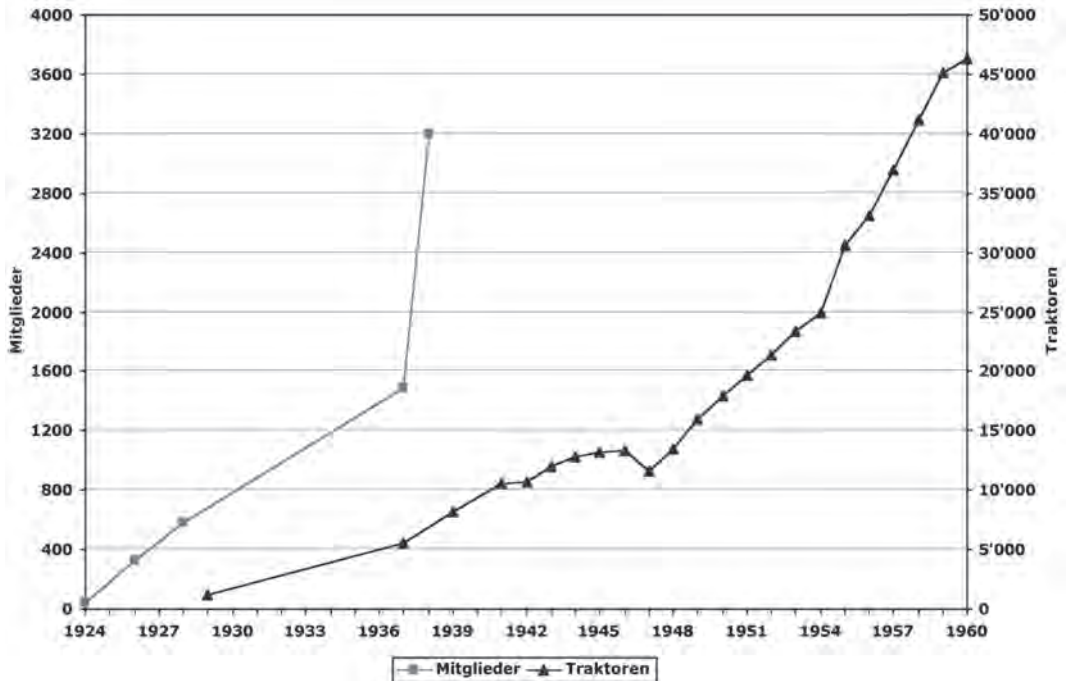
«Als Referenz erlauben wir uns, Ihnen Herrn Kantonsrat Engeler in Gündelhart zu nennen, welcher schon seit Jahren einen International-Traktor besitzt und gewiss gerne bereit ist, Ihnen nähere Angaben über seine Erfahrungen zu machen.»²⁷³

271 FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher, Eintrag vom 13. November 1921.

272 Einzig gegen Ende der 1920er-Jahre sind wieder wenige Einnahmen aus Lohnarbeit verzeichnet: FA Engeler 2.0.1.0.1: Kassabücher, Einträge vom 7. Mai 1926 (Kohlenfahren), 28. November 1927 (Getreidemähen), 11. Juni 1929 (Erntearbeiten), 31. Oktober 1929 (Getreidemähen), 8. Dezember 1929 (Mähen).

273 FA Engeler 2.7.1.0: Landwirtschaftliche Maschinen, Korrespondenz, Briefdoppel der IHC vom 2. Oktober 1925. Siehe auch: FA Engeler 2.7.1.0: Landwirtschaftliche Maschinen, Korrespondenz, Brief der IHC vom 2. Oktober 1922, Brief der Schweizerischen Wagonfabrik AG vom 22. Februar 1923, Brief der IHC vom 5. April 1923, Brief der IHC vom 12. April 1923 und Brief der IHC vom 5. März 1925.

Fig. 8: Die Entwicklung der Mitgliederzahlen des Schweizerischen Traktorenverbands 1924–1937 und die Anzahl der Traktoren in der Schweiz 1929–1960



Quellen: Mitgliederzahlen aus: Traktor 1,1/1938, S. 2–6. Die markante Zunahme im Jahr 1937 ist einer speziellen Werbeaktion für Neumitglieder des Verbands zuzuschreiben, die grossen Erfolg verbuchte. Traktorenzahlen aus: Brugger 1968, S. 56.

Die Zusammenarbeit zwischen dem Gündelharter Betrieb und der IHC wurde alsbald noch verstärkt. Nicht nur konnten Kaufinteressenten den Traktor bei der täglichen Arbeit begutachten, sondern das Gut diente auch als Versuchsbetrieb für neue Modelle der IHC:

«Wie wir Ihrem Herrn Sohn mitzuteilen das Vergnügen hatten, würde es uns sehr freuen, wenn wir mit unserem mit Gummireifen ausgerüsteten 10/20 auf der Strasse, welche nach Ihrem Gut führt, einige Versuche zum Schleppen von Lasten machen könnten, um die Zugkraft bei Steigungen und den Petrol-

verbrauch genau festsetzen zu können. Wir würden Ihnen den Traktor ganz auf unsere Kosten franko Ihre Bahnstation senden und ebenso wieder zurück nach Zürich und auch alle anderen Spesen, wie Brennstoff, Monteurkosten auf uns nehmen, denn es handelt sich in erster Linie für uns darum, selber definitive Angaben zu haben, welche uns erlauben die Maschine der Kundschaft als das anzubieten, was sie wirklich leistet.»²⁷⁴

274 FA Engeler 2.7.1.0: Landwirtschaftliche Maschinen, Korrespondenz, Brief der IHC vom 26. November 1924.

Louis Engeler entwickelte sich dabei beinahe vom Kunden zum Mitarbeiter der IHC. Er informierte den Maschinenhersteller über Schwachpunkte neuer Konstruktionen und auch über potenzielle Kunden.²⁷⁵ Als Gegenleistung profitierte Louis Engeler einerseits in direktem Nutzen von Rabatten als auch Kommissionen, andererseits konnte er durch diese Tätigkeit seinen eigenen Wissensstand bezüglich der Anwendung des Traktors erheblich vertiefen.²⁷⁶ Zudem darf man wohl annehmen, dass die allgemeine positive Einstellung gegenüber der «Traktorisierung» und der Einsatz für diese, wie sie Louis Engeler und andere Landwirte aus seinem Umfeld an den Tag legten, auch aus einem gemeinnützigen Interesse für die «Modernisierung» der Landwirtschaft geschah.

Dehnt man aber den Blick über die Grenzen des Gündelharter Betriebs auf die gesamte Landwirtschaft aus, so zeigt sich, dass trotz solcher Bemühungen und Zusammenarbeit zwischen Maschinenherstellern und Landwirten die Verbreitung des Traktors auch in den dreissiger Jahren nur zögerlich vorankam:

«Im typischen schweizerischen Landwirtschaftsbetrieb ist jedoch auch heute noch die Verwendung von motorischer Kraft auf die Wirtschaftsgebäude beschränkt.»²⁷⁷

Von einer «Traktorisierung»²⁷⁸ der Schweiz vor dem Zweiten Weltkrieg kann also nicht gesprochen werden, die zahlenmässige Verbreitung von Traktoren oder «automobilen Schleppern»²⁷⁹ hielt sich bis zu den 1950er-Jahren in engen Grenzen. Daran änderte auch der Umstand nichts, dass in den dreissiger Jahren vermehrt inländische Maschinenhersteller – in erster Linie Hürlimann und Bühler – eigene Konstruktionen auf den Markt brachten.

Für den betrachteten Zeitraum, der vor dem Zweiten Weltkrieg endet, mochte der Traktor zwar ideologisch zum «Leitfossil der Agrarmechanisierung»²⁸⁰ geworden sein; im Gegenteil zur im letzten Kapitel beschriebenen Ausblendung der Mistzettma-

schine war die Rezeption des Traktors zwar nicht unisono eine positive, aber eine permanente. Veränderungen in den betriebswirtschaftlichen Strukturen blieben dabei jedoch generell aus, sie folgten erst in der Nachkriegszeit, der Einsatz von Motoren als Zugkraft blieb eingeschränkt, der Elektromotor blieb die hauptsächlich motorische Kraft.²⁸¹

7.2 Ökonomik und Landarbeitermangel

Seit im ausgehenden 19. Jahrhundert landwirtschaftliche Maschinen zunehmend ein Echo an Ausstellungen, Vorführungen und in Publikationen auslösten, wurden die Landwirte unausweichlich mit dieser Thematik in Bezug auf ihren Betrieb konfrontiert. Für viele waren diese Innovationen auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch ziemlich imaginär und ohne gegenständlichen Einfluss auf ihre Betriebseinrichtung und -führung. Doch mit der Elektrifizierung des ländlichen Raums und dem Auftauchen des Elektromotors wurden auch sie von der Frage nach dem Einsatz technischer Hilfsmittel tangiert. An möglichen Einsatzgebieten der einzelnen Maschinen und Motoren mangelte es nicht. Hersteller und landwirtschaftliche Institutionen waren in diesem Bereich sehr kreativ.

275 FA Engeler 2.7.1.0: Landwirtschaftliche Maschinen, Korrespondenz, Brief der IHC vom 26. November 1924.

276 FA Engeler 2.7.1.0: Landwirtschaftliche Maschinen, Korrespondenz, Brief der IHC vom 26. November 1924 und Brief der IHC vom 27. November 1925.

277 Eidgenössische Betriebszählung 1929, Band 7, S. 239.

278 Sandgruber 2002, S. 331.

279 Wild 1917, S. 834.

280 Sandgruber 2002, S. 332.

281 Eidgenössische Betriebszählung 1929, Band 7, S. 246: «Mit 83 % aller Motoren und 75 % aller Pferdekräfte ist der Elektromotor die wichtigste Kraftquelle der schweizerischen Landwirtschaft.»

Gleichzeitig wurden – vor allem ausgehend vom Bauernsekretariat in Brugg – die Landwirte zu detailliertem ökonomischem, «zweckrationalem»²⁸² Handeln unter Anwendung der Buchhaltung angehalten. Besonders hinsichtlich der Investitionen in Maschinen und Geräte galt es, die Betriebswirtschaftlichkeit zu überprüfen:

*«Im übrigen ist ja die Frage der Maschinenverwendung nicht allein ein Problem der Landarbeitslehre, sondern sie liegt, wie oben bereits angedeutet, zu einem grossen Teil auf rein wirtschaftlichem Gebiete.»*²⁸³

In der Folge verwendete man viel Mühe darauf, die betriebswirtschaftliche Rentabilität jeder neuen Maschine unter unterschiedlichsten Bedingungen möglichst genau zu bestimmen, um den Landwirten auch eine ökonomische Entscheidungsgrundlage für einen allfälligen Kauf zu bieten, die kompatibel mit der Betriebsbuchhaltung und somit auf den individuellen Betrieb anwendbar war. Neu auftauchende Maschinen und Konzepte für Arbeit mit maschineller Unterstützung wurden seit den 1890er-Jahren im Zusammenhang mit der Förderung der Mähmaschinen entsprechend beurteilt. Wie im Folgenden zu sehen sein wird, war die ökonomische Bewertung und Integration neuer Technik nicht problemlos und exakt zu erreichen. Gerade der Traktor stellte eine sehr verschwommene Grösse dar, da er stark an Zusatzgeräte gebunden war, aber auch ungleich der Mähmaschine zahlreiche Bereiche des Landwirtschaftsbetriebs betraf.

Für viele Arbeiten, vor allem auf dem Feld, bestanden die Aufwendungen ohne Maschineneinsatz zu einem Grossteil aus den Lohnkosten und, soweit diese nicht darin enthalten waren, der Kost und Logis der Arbeitskräfte. Gerade diese Grössen liessen sich aber durch den Einsatz der Maschinen reduzieren. Auf die frühen Maschinen für die Feldarbeit traf dies besonders zu, allen voran auf die Mähmaschine. Für diese ihrerseits stellten sich die Kosten aus diversen

Positionen zusammen: Beschaffung, Abschreibung, Reparaturen, Haltung von Zugtieren sowie – aber in wesentlich geringerer Masse – Arbeitslöhne. Nachdem sich die Preise für die Mähmaschinen stabilisiert hatten, wurde ohne Weiteres klar, dass das Resultat des ökonomischen Vergleichs zwischen Menschen- und Maschinenarbeit im Wesentlichen davon abhing, wie hoch die Lohnkosten waren. Und wie bereits mehrfach angetönt, war seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und im gesamten Untersuchungszeitraum permanent die Klage zu hören, dass gerade diese unerträglich hoch seien, sofern die Arbeitskräfte überhaupt zu bekommen waren. Man könnte diese Thematik aus der Sicht nationaler Agrarpolitik betrachten. An dieser Stelle soll jedoch nur die Tatsache im Mittelpunkt stehen, dass gerade dieser Landarbeitermangel als Hauptmotiv für die Verbreitung von Maschinen und Motoren angesehen wurde.

Wie aus der Grafik Fig. 9 ersichtlich ist, nahm die Zahl der familienfremden Arbeitskräfte seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert kontinuierlich ab, jeweils etwas gedämpft durch die beiden Weltkriege. Anfänglich konnten sie durch familieneigene Personen ersetzt werden, was aber auf die Dauer nicht möglich war. Auch in den angrenzenden Ländern sah die Lage ähnlich aus: Nicht nur Betriebsbesitzer in der Schweiz, sondern auch im benachbarten Deutschland klagten über zunehmende Schwierigkeiten, genügend Arbeitskräfte zu bekommen.²⁸⁴

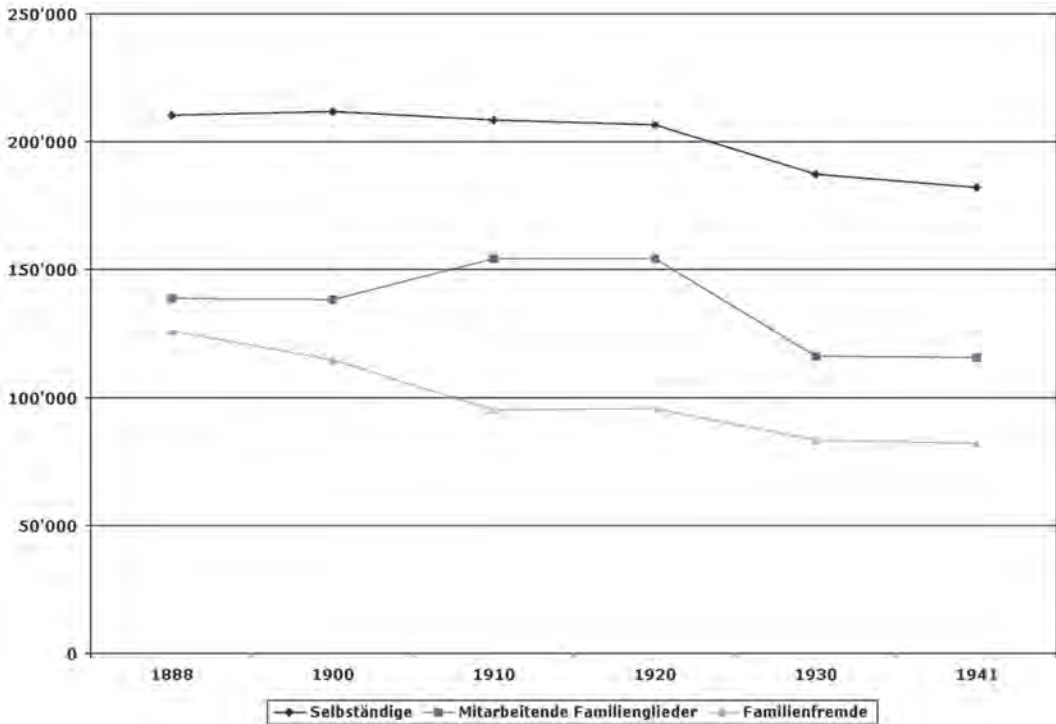
Der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften betraf zum einen Arbeitskräfte, die dauerhaft auf einem Betrieb angestellt waren: (Pferde-, Güter-)

282 «Schon Max Weber hatte unermüdlich darauf hingewiesen, der Unternehmer müsse zweckrational handeln, und um das tun zu können, sei eine Buchführung unerlässlich.»: Achilles 1994, S. 519f.

283 Archiv der ETH, Dipl. Lw. 530, 1932, S. 100.

284 Bauernsekretariat Arbeiterfrage 1918, Band 1, 1907, S. 8; Heidrich 1997, S. 118.

Fig. 9: Landwirtschaftliche Bevölkerung (Hauptberufstätige) 1888–1941



Quellen: Brugger 1978, S. 19; Brugger 1985, S. 35.

Knechte, Melker und Mägde. Die direkte Auswirkung dieses Mangels waren steigende Löhne. Im Thurgau verstärkte sich diese Entwicklung seit der Jahrhundertwende, zusätzlich begünstigt durch den Ersten Weltkrieg.

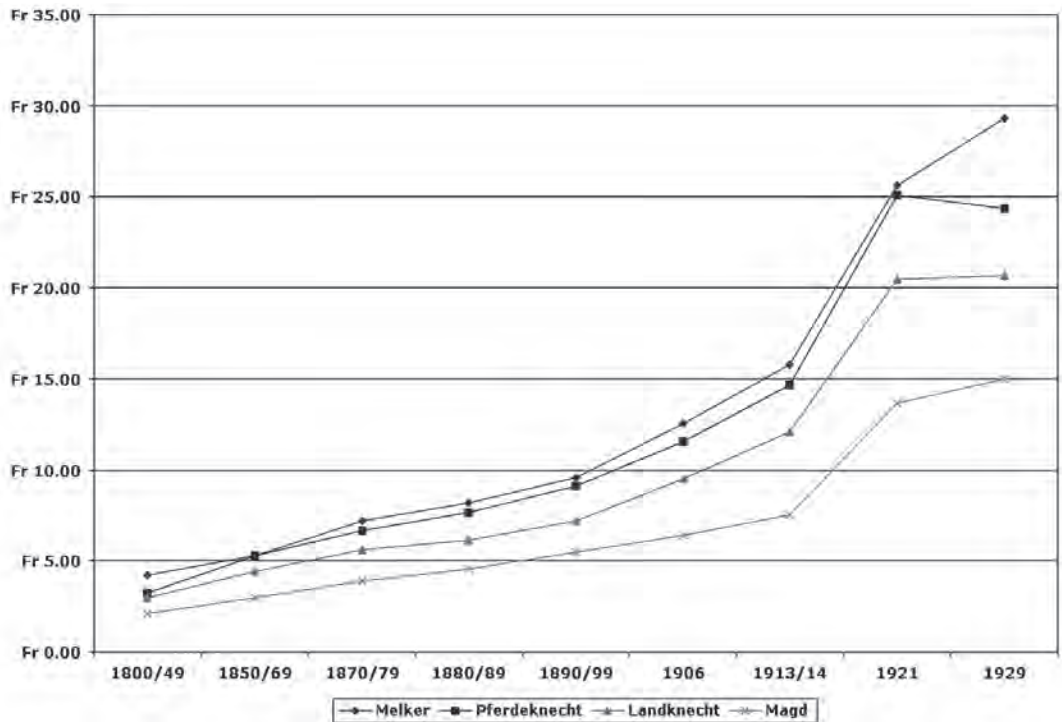
In arbeitsschwachen Zeiten konnte die Bewirtschaftung trotz weniger Personal noch funktionieren. Durch das geringere Leistungsvermögen der kleineren Zahl an dauernden Arbeitskräften war man aber schneller am Punkt angelangt, an dem die Arbeitsmenge nicht mehr bewältigt werden konnte und kurzfristig Personal im Taglohn organisiert werden

musste.²⁸⁵ Doch auch die Zahl der Tagelöhner stand auf tiefem Niveau, und die Knappheit wurde dadurch verstärkt, dass die Betriebe schneller auf sie angewiesen waren. Dementsprechend stiegen auch die Löhne dieser Berufsgruppe.

Betriebe mit ausgedehntem Getreide- und Futterbau, die während der arbeitsintensivsten Zeit des Jahres, der Ernte, auf temporäre Arbeitskräfte angewiesen waren, hatten am stärksten mit diesem Um-

²⁸⁵ Bauernsekretariat Arbeiterfrage 1918, Band 3, 1912, S. 85.

Fig. 10: Wochenbarlöhne landwirtschaftlicher Dienstboten im Thurgau 1800–1929



Quellen: Bauernsekretariat Arbeiterfrage, Teil 1, 1907, S. 66, S. 68, S. 70 und S. 72; Bauernsekretariat Bar- und Akkordlöhne 1930, S. 20, S. 24, S. 26 und S. 28.

stand zu kämpfen. Die vermehrte Abstützung auf Wanderarbeiter brachte auch neue Probleme. Die steigenden Löhne, auch der Tagelöhner, lockten vermehrt Personen aus den Voralpen und den Bergregionen ins intensiv bewirtschaftete Flachland, womit eine Verschiebung und regionale Zuspitzung des Problems stattfand.²⁸⁶

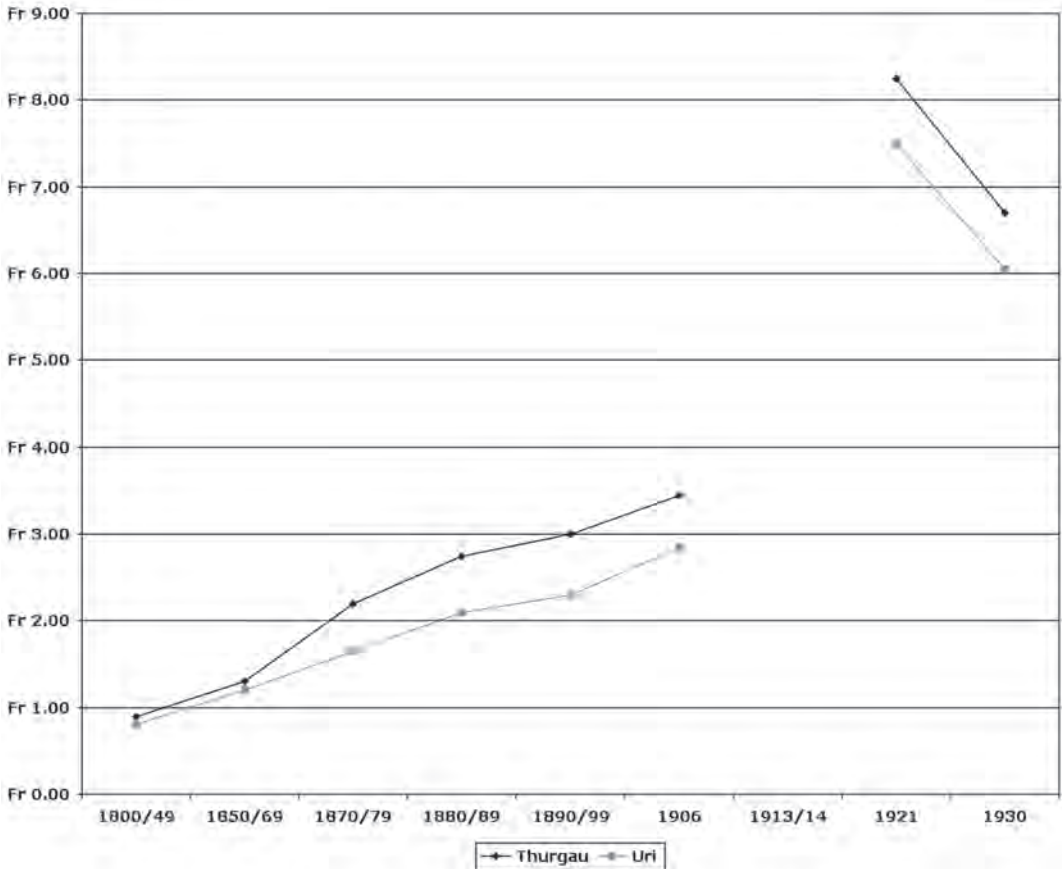
In den landwirtschaftlichen Zeitungen klagte man schon weit vor dem Ende des 19. Jahrhunderts über steigende und kaum mehr zu bezahlende Löhne für Landarbeiter. Die Wirtschaftlichkeit ganzer Betriebe schien durch diesen Umstand in Frage gestellt gewesen

zu sein. Die Grafiken Fig. 9–12 über die Entwicklung der Anzahl der Arbeitskräfte sowie deren Entlohnung scheinen tendenziell mit diesen Aussagen übereinzustimmen. Lässt sich diese Ansicht auch am konkreten Beispiel des Betriebs in Gündelhart bestätigen?

Die Quellensituation in Gündelhart bietet auf den ersten Blick hervorragendes Material, um die allgemeinen Statistiken des Bundes und des Bauernsekretariats zu reflektieren. Sämtliche Lohnzahlungen

²⁸⁶ Bauernsekretariat Arbeiterfrage 1918, Band 3, 1912, S. 93 und S. 97.

Fig. 11: Barlohn eines männlichen Tagelöhners mit voller Kost im Sommer 1800–1930

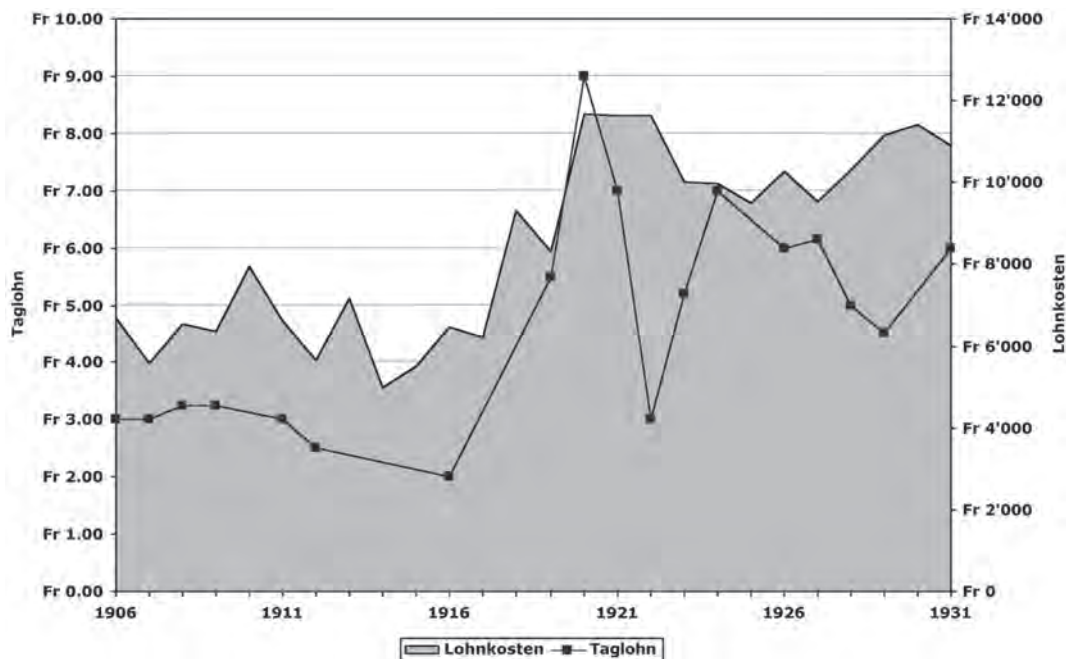


Quellen: Bauernsekretariat Arbeiterfrage, Teil 1, 1907, S. 73; Bauernsekretariat Bar- und Akkordlöhne 1930, S. 49. Leider fehlen im Vergleich zu den Wochenlöhnen die Angaben zur Zeit direkt vor dem Ersten Weltkrieg.

sind als zusammenhängende Serie in mehreren Büchern seit der Gutsübernahme im Sommer 1900 vorhanden. Es sollte also möglich sein, die Entwicklung der Löhne über längere Zeit zu verfolgen. Die Auswertung gestaltet sich allerdings nicht ganz so trivial, wie dies nun erwartet werden könnte. Es gelingt vorerst ohne Weiteres, aus Anmerkungen zu einzelnen

Zahlungen einen spezifischen Tages- oder auch Wochen- und Monatslohn zu erfahren. Allerdings wird man zur weiteren Interpretation aufgrund unterschiedlicher Ansätze und Tätigkeiten gleich zu Beginn zwischen den im Taglohn Beschäftigten und den dauerhaft Angestellten (Dienstboten) unterscheiden müssen.

Fig. 12: Jahresschnitt der Taglöhne und jährliche Lohnkosten in Gündelhart 1906–1931

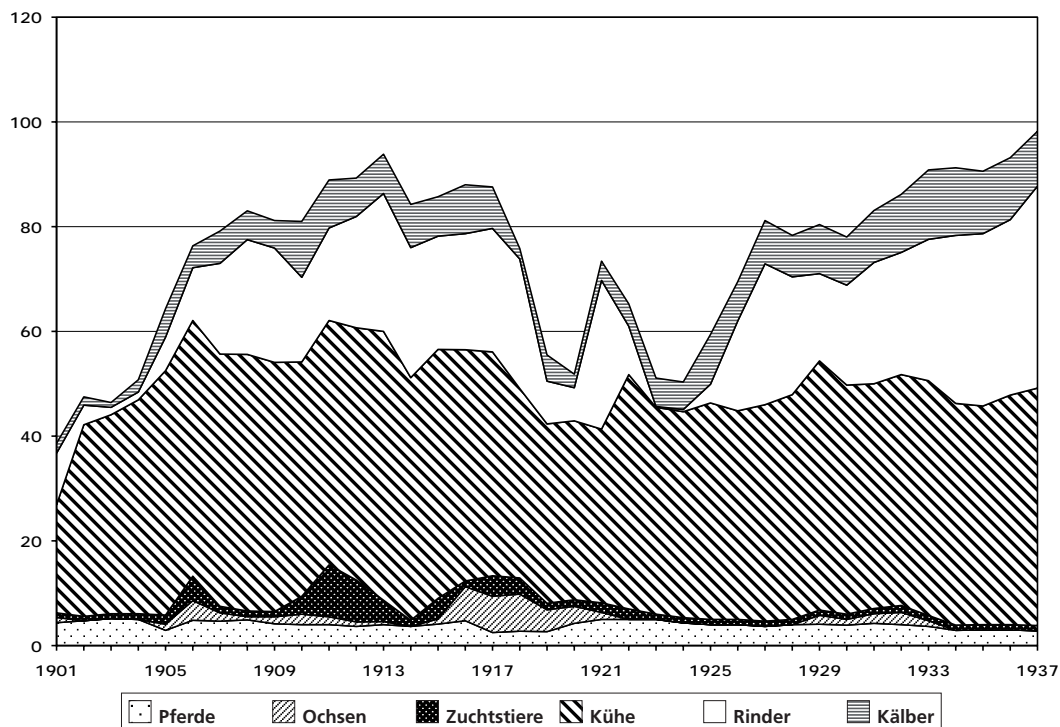


Quellen: FA Engeler 2.1.0.1: Lohnbücher; FA Engeler 2.0.1.0.0: Hauptbücher 1900–1938. Obwohl die Lohnzahlungen ab 1906 lückenlos vorhanden sind, gibt es Jahre, in denen keine Taglohnzahlungen ausgemacht werden konnten, da Angaben zu der jeweiligen Tätigkeitsdauer fehlten.

Die Taglöhne, welche auf dem Betrieb in Gündelhart bezahlt wurden, weisen über die Jahre hinweg eine Zunahme auf, die man angesichts der generellen Statistiken erwarten konnte. Zu gleichen Zeiten weisen sie untereinander aber starke Schwankungen auf. In erster Linie war die Höhe des Taglohns von der Art der verrichteten Arbeit abhängig. Ein Drescher verdiente pro Tag wesentlich mehr als eine Person, die im Herbst zum Obstauflesen verpflichtet wurde. In Bezug auf die Mähmaschine interessiert jedoch hauptsächlich der Betrag, den ein Heuer pro Tag erhielt. Zieht man die von Louis Engeler als Lohn bezahlten Beträge zusammen, ergibt sich obiges Bild (Fig. 12).

Über die ganze Periode betrachtet hat sich der Taglohn eines Heuers mehr als verdoppelt. Ebenso deutlich wird auch, dass die Zunahme erst in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg fällt und somit wesentlich später beginnt, als dies die generellen Statistiken und Wortmeldungen in den Zeitschriften darstellen. Es gilt aber zu bedenken, dass der Lohn des Heuers über den Kontext der Mähmaschine hinaus nur beschränkt als Vergleichsgrösse verwendet werden kann. Als Arbeitskraft mit speziellen Fähigkeiten und einem besonderen Anstellungsverhältnis war seine Entlohnung wesentlich anders gestaltet als diejenige anderer Landarbeiter und Angestellter. Dienstboten

Fig. 13: Grossviehbestand auf Schloss Gündelhart 1901–1937



Quelle: FA Engeler 2.2.0.0: Viehkontrollhefte.

z.B. wurden in Gündelhart monatlich entlohnt und erhielten auch je nach Alter und Dienstjahren unterschiedliche Löhne.

Bezüglich des Traktors treten bei der zeitgenössischen Berechnung seiner Wirtschaftlichkeit die Löhne in den Hintergrund. Stattdessen bestand der wirtschaftliche Hauptnutzen in erster Linie, ganz dem Beinamen «Überpferd» folgend, darin, tierische Zugkräfte einzusparen.²⁸⁷ Nun waren es also nicht mehr die raren menschlichen, sondern «die teuren tierischen Kräfte», die «man durch billigere motorische Kräfte zu ersetzen» suchte.²⁸⁸ Der Bestand an tieri-

schen Zugkräften in Gündelhart zeigt, dass in den Jahren nach der Anschaffung des Traktors die Ochsenhaltung gänzlich aufgegeben wurde, aber auch, dass von einem Ersatz der Pferde nichts zu merken ist.

Wie schon die Rentabilität einer Mähmaschine nur ungenau durch die Zahl der eingesparten Arbeitskräfte ausgedrückt wurde, war auch die Gleichstellung von Traktor und Pferden unpräzise:

287 Archiv der ETH, Dipl. Lw. 542, 1933, S. 26, S. 44, S. 57, S. 69 und S. 80.

288 Archiv der ETH, Dipl. Lw. 433, 1928, S. 6.

«Allgemein nimmt man an, der Traktor rentiere, wenn er 2 Pferde erspare. Diese Norm ist aber ganz unzuverlässig. Schon das System des Traktors mit den verschiedenen Anschaffungskosten bewirkt bedeutende Schwankungen.»²⁸⁹

Wie diese an der ETH entstandenen Diplomarbeiten aus der Zwischenkriegszeit zeigen, ist nur schon eine rein ökonomische Beurteilung darüber, ob der Traktor für einen Betrieb zweckmässig sei oder nicht, mit vielen Annahmen und Schätzungen verbunden. Zudem relativieren sie bezeichnenderweise selber ihre Resultate mit Hinweisen darauf, dass Motive wie bequemere Arbeit, flexiblerer Einsatz und höhere Qualität zum Schluss doch nicht ausser Acht gelassen werden können. Auch Kriterien, die gänzlich von der Betriebsführung gelöst sind, hatten ihren Einfluss:

«Über all den wirtschaftlichen Überlegungen darf man aber nicht vergessen, dass der Bauer auch ein Mensch ist. Wenn er nämlich nur wirtschaftlich denken würde, wäre er schon lange Fabrikarbeiter. Wenn ein Pferd auch vielleicht etwas teurer ist, zieht er es doch oft dem Traktor vor, da er persönliche Beziehungen zu ihm hat und eine Spazierfahrt oder einen Ritt am Sonntag liebt (wozu weder Traktor noch Kuh besonders geeignet sind).»²⁹⁰

Auch die Situation auf dem Gündelharter Betrieb macht klar, dass gerade hinsichtlich der Beschaffung des Traktors Rentabilität nicht «der zentrale Aspekt» war.²⁹¹

8 Zusammenfassung

Das Archiv der Familie Engeler auf Schloss Gündelhart hat Gelegenheit geboten, die Frühphase der landwirtschaftlichen Technisierung an einem konkreten Objekt zu beleuchten. Damit stand ein Gegenstand zur Bearbeitung, der «bislang ein ausgesprochenes Stiefkind der Forschung geblieben» ist.²⁹² Durch die Arbeit an sich wurde diesem Missstand

grundsätzlich begegnet, doch was kann die vorliegende exemplarische Untersuchung inhaltlich zur Forschung beitragen? Die Gefahr besteht, dass die Resultate zu spezifisch auf einen einzigen Betrieb gerichtet ausfallen und damit keine Differenzierung der makroskopischen Gesamtschauen darstellen, sondern nur einen losgelösten mikroskopischen Gegenpol bilden. Indem aber der Blick nicht nur auf das Schlossgut und die dortigen lokalen Vorgänge gerichtet blieb, sondern von diesem ausgehend auch Strukturen und Ereignisse ausserhalb des Betriebs miteinbezogen wurden, ist die Anknüpfung an bestehende Thematiken möglich.

Der Blick auf das Schlossgut hat gezeigt, dass die allgemeine Notation einer «langsamen und vorläufig bescheidenen Mechanisierung und Motorisierung»²⁹³ vor dem Zweiten Weltkrieg wie erwartet stark auf dem groben Zahlenmaterial der eidgenössischen Statistiken aufbaut und gerade durch das vorliegende Beispiel differenziert wird. Der Geräte- und Maschinenpark wuchs seit dem Gutskauf im Jahr 1900 beständig an, und alte Geräte wurden auch immer wieder durch neue ersetzt. Der Einsatz zuerst mechanischer und später auch motorisierter Maschinen muss dabei als fortlaufender Prozess betrachtet werden. Dieser funktionierte aber nicht einem Perpetuum mobile gleich, sondern wurde durch verschiedene Faktoren immer wieder neu belebt.

Er war einmal begünstigt durch die betriebswirtschaftliche Leitung von Louis Engeler, dessen Ziel es war, wenn nicht eine landwirtschaftliche Ausbildungsstätte, so doch einen privatwirtschaftlichen Musterbetrieb zu betreiben, zu dem auch eine ent-

289 Archiv der ETH, Dipl. Lw. 433, 1928, S. 8.

290 Archiv der ETH, Dipl. Lw. 911, 1947, S. 54.

291 Zum allgemein gültigen gegenteiligen Schluss kam Krauss 1997, S. 198: «Rentabilität war der zentrale Aspekt bei der Verwendung von Landmaschinen.»

292 Achilles 1993, S. 240.

293 Baumann/Moser 1999, S. 69.

sprechende technische Ausstattung gehörte. Nicht umsonst verbrachten alljährlich zum Teil mehrere Praktikanten landwirtschaftlicher Schulen einige Monate auf dem Gut. Die Vielfalt der auf Schloss Gündelhart produzierten Güter machte auch den Einsatz einer breiten Palette von Geräten möglich, deren Beschaffungskosten nicht gescheut wurden. Persönlich wird Louis, der kurz vor der Anschaffung des Traktors schon einen Personenwagen der Marke Ford gekauft hatte, auch eine Affinität zur Technik gehabt haben.

Die Verwendung einzelner Maschinen implizierte mehrfach die Anschaffung weiterer Geräte, so gesehen am Beispiel der Mähmaschine, der man bald einen Vorkarren vorstellte, um eine bessere Arbeit zu erreichen. Noch deutlicher wird dieser Zwang durch die Beschaffung des Traktors: Einerseits mussten alte Maschinen wegen der höheren Belastung angepasst werden, andererseits spielte der Traktor sein Potenzial erst vollständig aus, wenn speziell auf Motorenzug ausgerichtete Maschinen mit entsprechender Materialqualität und Leistungsfähigkeit vorhanden waren.

Schwieriger ist eine Ableitung von Handlungsimperativen durch ökonomische Kriterien. Entsprechende Beurteilungen der Maschinenverwendung gaben schon in zeitgenössischen Artikeln und Untersuchungen zu heftigen Diskussionen Anlass, deren Ausgang mal auf die eine oder andere Seite ausfallen konnte. Und auch im vorliegenden Fall des Schlossguts Gündelhart lassen sich trotz umfassender Quellen keine eindeutigen Rentabilitätsberechnungen erstellen. Die Lohnkosten des Betriebs stiegen im Untersuchungszeitraum ohne Zweifel ziemlich stark, und die hin und wieder von Louis Engeler aufgegebenen Inserate für freie Stellen zeigen eine aus Sicht des Arbeitgebers eher angespannte Situation auf dem Arbeitsmarkt. Doch auf eine einseitige Beeinflussung, die die Landarbeiterfrage auf das Ausmass der Maschinenverwendung gehabt hätte, kann man daraus nicht schliessen.

Lenkt man den Blick vom Schlossgut ausgehend auf das Umfeld, erkennt man, dass eine isolierte Betrachtung eines Betriebs alleine nicht ausreicht, die Vielfältigkeit des Prozesses der Technisierung zu umreissen. Den engen Kontakt, den Louis Engeler zum Beispiel zu Maschinenfabrikanten und -lieferanten unterhielt, spielte für die kontinuierliche Ausweitung der Verwendung technischer Geräte eine unterstützende Rolle. Diese Beziehungen basierten aber auf Gegenseitigkeit: Louis Engeler konnte von den günstigen Konditionen und Angeboten so lange profitieren, wie er auch als Kunde für die Hersteller und Lieferanten interessant war. In Vereinen und Gesellschaften, in denen sich Landwirte und mit der Landwirtschaft verbundene Personen zusammenschlossen, wurden Fragen diskutiert und Beziehungen geknüpft, die für den individuellen Betrieb von direkter Bedeutung waren. Die Genossenschaften wirkten aber nicht nur als Informationsplattformen in direkter Weise auf die Mitglieder zurück. Durch diese Zusammenschlüsse konnten Einfluss ausgeübt und Forderungen entwickelt werden – wie am Beispiel der Kritik der landwirtschaftlichen Ausstellungen oder des Wunsches nach Maschinenprüf- und -beratungsstellen –, die indirekt die Technisierung im einzelnen Betrieb zusätzlich unterstützten.

Die Landwirte konnten viele Fragen bezüglich der Technisierung in den Reihen der Berufskollegen diskutieren und Wege zur Umsetzung derselben eruieren. Das Beispiel des Elektromotors hat darüber hinaus deutlich gemacht, dass auch die Zusammenarbeit mit anderen Gruppierungen sozialer, politischer oder ökonomischer Art – der Gemeinde, des Kantons, der Elektrizitätswerke, der Technologiekonzerne – nötig war, um der Landwirtschaft das Potenzial der Elektrizität zu öffnen. Initiative, wie sie auch von Louis Engeler an den Tag gelegt wurde, und Kooperationsbereitschaft waren dabei stark gefordert.

Die vier technischen Applikationen, welche einerseits den Fokus immer wieder auf das Gündel-

harter Gut gerichtet haben, andererseits aber auch den Miteinbezug von überbetrieblichen Abläufen und Strukturen erforderten, machen gesamthaft deutlich, in welcher kurzen Zeit technische Geräte für verschiedenste Arbeiten des Landwirts verfügbar geworden waren und auch eingesetzt wurden. Die zahlreichen Aspekte und vielfältigen Thematiken, die zur Darstellung herbeigezogen werden mussten, zeigen die «hohe Komplexität»²⁹⁴ der landwirtschaftlichen Modernisierung.

Weitere technische Einrichtungen, die auf dem Schlossgut vorhanden waren, wie zum Beispiel der Milchkühlapparat, der Heuaufzug, der Kartoffelgraber oder der Samensetzapparat, hätten sich zusätzlich zur Untersuchung angeboten. Das Schlossgut ist mit seiner Ausstattung ohne Zweifel nicht als exaktes Spiegelbild für die Technisierung der zahlenmässig bedeutenderen Grössenkategorien der Klein- und Mittelbetriebe der Schweiz zu verstehen; deren Geräte- und Maschinenpark fiel wohl nicht bloss proportional geringer aus. Aber von der Entwicklung des Schlossguts blieben die übrigen Gündelharter Betriebe sicher nicht unbeeinflusst. Die Auseinandersetzung mit dem Einsatz von Technik in der Landwirtschaft konnte auch ohne eigene praktische Erfahrungen erfolgen. Ausstellungen und erneut Genossenschaften sorgten nebst Betrieben wie dem untersuchten Schlossgut für Diskussionsgrundlagen.

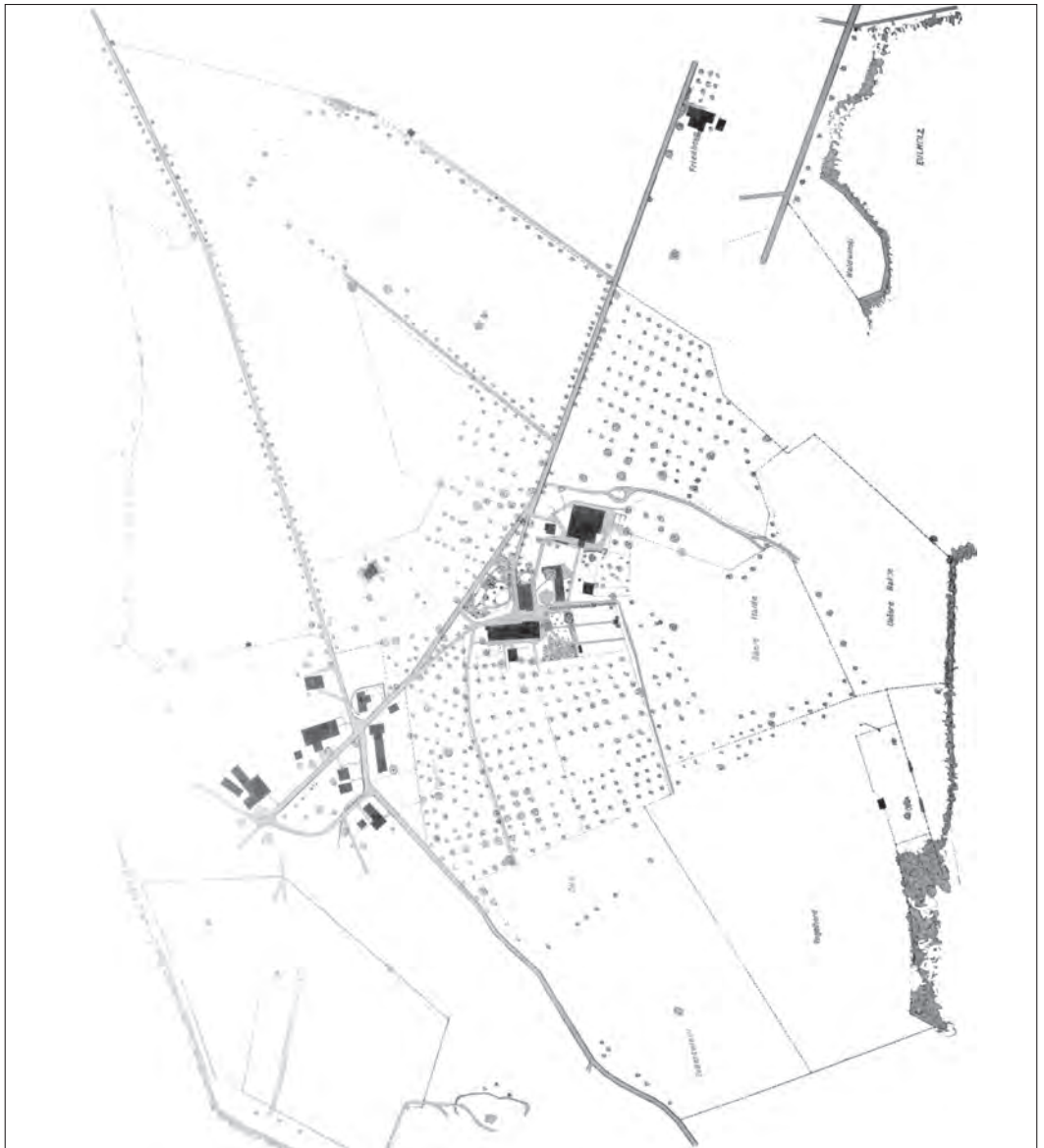
In dieser Hinsicht dürfte es interessant sein, die während der Untersuchung mehrmals angetroffenen Beziehungen unter Gutsbesitzern – für den Thurgau kämen da zum Beispiel die Besitzer oder Bewirtschafter der ehemaligen Klosterbetriebe Kartause Ittingen, Kalchrain oder St. Katharinental in Betracht – genauer zu umreissen. Die Vermutung besteht, dass diese Betriebe in ihrem Gebiet eine informelle, aber nicht zu unterschätzende Rolle für die Verbreitung landwirtschaftlicher Technik in Form von Gegenständen als auch Informationen spielten. Der doch ziemlich elitäre Zirkel der «Gesellschaft Schweizerischer Landwirte»

war als Forum vor allem für diese Gutsbesitzer von grosser Bedeutung und müsste auch bezüglich einer Untersuchung über die Einrichtungen der Prüf- und Beratungsstellen für landwirtschaftliche Maschinen berücksichtigt werden. Es wäre wünschenswert, wenn die Technisierung der Landwirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert vermehrt detaillierter aus den verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet würde, um ein gegenüber der Gegenwart differenzierteres Gesamtbild zeigen zu können.

294 Zimmermann 1998, S. 138.

Anhang

Situationsplan Gutsbetrieb Schloss Gündelhart, 1928.



Werbung von Bucher-Manz für Futtererntemaschinen, 1909.

Bucher-Manz, Maschinenfabrik, Niederweningen-Zürich.

Mähmaschinen

„Britannia Vertical.“

1, 1 1/2 und 2spännig. Tiefschnittbalken.

Spezialmaschinen für Rindviehbespannung.

Gabelwender

„Stabil“ und „Piccolo.“

(3 + Patente)

mit Stahlrohrgestell sind Muster von Solidität und Einfachheit. Der Wender „Piccolo“ ist speziell für Viehbetrieb, spielend leicht in Gewicht und Gang.

Saipelwender

„Krone“ u. „Herold“

leisten tadellose Arbeit bei jeder Futtermasse.

Pferderechen.

Von superieur, Monopol mit T förmigen Zinken. Besiegt in den Proben und Ausstellungen in Uster, Büsach, Moulins, Roullh, Sempach, Bernier u. alle anwesenden Systeme.

Neu!

Neu!

Schwadenrechen.

Heuanzüge

für Vieh- u. Motorenbetrieb, mit patentierter Seilwinde und Heuzange versehen.

➤ Ausführliche Prospekte jeder Maschine gratis und franco.

Vertreter: J. Humm, v. Schönbühl, Frauenfeld; Ed. Straub, mech. Schlosserei, Zuglen; Ant. Schmittler, Schmieb, Hauptwil; Alb. Schmidhämmer, Neuftraub-Gnath; Leopold Thomer, Weinfelden.

Quellen und Literatur

Nicht publizierte Schriftquellen

1. Archiv Elektrakorporation Gündelhart-Hörhausen, Homburg (ArEK)

Vorstands- und Korporationsversammlungen, Protokollbücher

Band 1: 1912–1940

Band 2: 1940–1970

2. Archiv der ETH Zürich, Zürich

Diplomarbeiten der Landwirtschaftlichen Abteilung (Dipl. Lw.)

- 018 Engeler, Louis: Über den Einfluss der Anwendung von Maschinen u. verbesserten Geräthen auf die Einrichtungen u. den Erfolg des Landwirtschaftsbetriebes mit besonderer Berücksichtigung schweizerischer Verhältnisse, Diplomarbeit, Zürich 1887.
- 433 Eggenberger, Hans: Untersuchungen über die Zweckmässigkeit der Verwendung landwirtschaftlicher Maschinen in freigewählten Betrieben, von denen der erste 3–5, der zweite 5–10 und der dritte über 20 ha Grösse besitzt, Diplomarbeit, Zürich 1928.
- 530 Günthart, Felix: Die Bedeutung der modernen Landarbeitslehre für die bäuerlichen Betriebe der Schweiz, dargelegt an einem praktischen Beispiel, Diplomarbeit, Zürich 1932.
- 542 Bögli, Willi: Die Wirtschaftlichkeit der Verwendung von Traktoren in der schweizerischen Landwirtschaft dargelegt an praktischen Beispielen, Diplomarbeit, Zürich 1933.
- 911 Pestalozzi, Markus: Pferd und Motor in der modernen Landwirtschaft, Diplomarbeit, Zürich 1947.

3. Archiv Landwirtschaftlicher Verein Gündelhart-Hörhausen-Homburg und Umgebung, Homburg (ArLV)

Vorstands- und Mitgliederversammlungen, Protokollbücher

Band 1: 1873–1934 (Lücke von 1902 bis 1920)

Band 2: 1935–1981

4. Familienarchiv Engeler, Gündelhart (FA)

- 1.2 Familie: Ludwig Alois (Louis) Engeler (1862–1947)
- 1.14 Familie: Varia
- 2 Betrieb
- 4.1 Landwirtschaftlicher Verein Hörhausen-Hörstetten-Homburg
- 4.4 Elektrakorporation

5. Ortsgemeindearchiv Gündelhart-Hörhausen, Hörhausen (GA)

Gemeindeversammlungen, Protokollbücher

Band 1: 1864–1929

Band 2: 1930–1966

6. Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld (StATG)

- 5'9 prov. Sign. 24 Bezirke und Kreise: Grundbuchämter: Kaufprotokolle Bezirk Steckborn, Band 55
(1891–1896) und Band 57 (1898–1903)
9'16, 2 Landwirtschaftliche Schule Arenenberg: Direktion und Verwaltung

Publizierte Schriftquellen und Literatur

- Abel 1962 Abel, Wilhelm: Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (Deutsche Agrargeschichte, Band 2), Stuttgart 1962.
- Achilles 1993 Achilles, Walter: Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung (Deutsche Agrargeschichte), Stuttgart 1993.
- Achilles 1994 Achilles, Walter: Agrarkapitalismus und Agrarindividualismus – Leerformeln oder Abbild der Wirklichkeit?, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 81, 1994, S. 494–544.
- Achilles 1996 Achilles, Walter: Landflucht oder Landvertreibung zwischen 1850 und 1914?, in: Günther Schulz (Hrsg.): Von der Landwirtschaft zur Industrie: Wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandel im 19. und 20. Jahrhundert: Festschrift für Friedrich-Wilhelm Henning zum 65. Geburtstag, Paderborn, usw. 1996, S. 77–106.
- Afton/Beckett/Turner 2001 Afton, B.; Beckett, J. V.; Turner, Michael Edward: Farm Production in England 1700–1914, Oxford, New York, usw. 2001.
- Alfeld 1951 Alfeld, Emil: Technik im Bauernhof (Berichte über Landtechnik, Band 15), Wolfratshausen bei München 1951.
- Amtsblatt des Kantons Thurgau Amtsblatt des Kantons Thurgau, Frauenfeld 1850–.
- Ausstellung für Landwirtschaft 1903 VII. Schweizerische Ausstellung für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau vom 18.–27. September 1903: Generalbericht, Frauenfeld 1903.
- Ausstellung für Landwirtschaft 1925 IX. Schweizerische Ausstellung für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau in Bern, 12.–27. September 1925: Hauptkatalog, Bern 1925.
- Auto Auto, Bern 1937–2003.

- Bachmann 1971 Bachmann, Fritz: Statistischer Anhang, in: Albert Schoop, Thurgauische Kantonalbank (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte des Kantons Thurgau: Festgabe zum hundertjährigen Bestehen der Thurgauischen Kantonalbank 1871–1971, Weinfelden 1971, S. 345–390.
- Bairoch 1989 Bairoch, Paul: Les trois révolutions agricoles du monde développé: Rendements et productivité de 1800 à 1985, in: Annales ESC 44, 2/1989, S. 317–353.
- Bauernsekretariat Arbeiterfrage 1918 Schweizerisches Bauernsekretariat (Hrsg.): Die landwirtschaftliche Arbeiterfrage in der Schweiz, Brugg 1918.
Band 1: Die Verhältnisse der schweizerischen Landarbeiter in Vergangenheit und Gegenwart (Mitteilungen des Schweizerischen Bauernsekretariats, Band 30), Bern 1907.
Band 2: Vorschläge zur Lösung des Problems: Allgemeines – Die Verbesserung der landwirtschaftlichen Arbeitsbedingungen – Die Arbeitsvermittlung (Mitteilungen des Schweizerischen Bauernsekretariats, Band 40), Bern 1911.
Band 3: Vorschläge zur Lösung des Problems: Die Vermehrung des Angebots landwirtschaftlicher Arbeitskräfte (Mitteilungen des Schweizerischen Bauernsekretariats, Band 45), Bern 1912.
Band 4: Vorschläge zur Lösung des Problems: Die Einschränkung des Bedarfes an landwirtschaftlichen Arbeitskräften (Mitteilungen des Schweizerischen Bauernsekretariats, Band 54), Brugg 1916.
- Bauernsekretariat Stiftung 1921 Schweizerisches Bauernsekretariat (Hrsg.): Grundlagen für die Errichtung einer Stiftung für die Prüfung land-, milch- und forstwirtschaftlicher Maschinen und Geräte (Mitteilungen des Schweizerischen Bauernsekretariats, Band 63), Brugg 1921.
- Bauernsekretariat Bar- und Akkordlöhne 1930 Schweizerisches Bauernsekretariat (Hrsg.): Die Bar- und Akkordlöhne und die Arbeitsverhältnisse in der schweizerischen Landwirtschaft: Enquête vom Jahre 1929/30 (Mitteilungen des Schweizerischen Bauernsekretariats, Band 98), Brugg 1930.
- Baumann/Moser 1999 Baumann, Werner; Moser, Peter: Bauern im Industriestaat: Agrarpolitische Konzeptionen und bäuerliche Bewegungen in der Schweiz 1918–1968: Mit einem Vorwort von Josef Mooser, Zürich 1999.
- Baumgartner/Engeler-Bürgi/
Hoffmann 1982 Baumgartner, Hans; Engeler-Bürgi, Erika; Hoffmann, Christian: 1100 Jahre Gündelhart, hrsg. von der Ortsgemeinde Gündelhart-Hörhausen, Gündelhart-Hörhausen 1982.

- Becker 1998
Becker, Hans: Allgemeine Historische Agrargeographie (Teubner Studienbücher der Geographie), Stuttgart 1998.
- Benteli 1923
Benteli, A: Ein neuer Raupen-Traktor, in: Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte, 1923, S. 21.
- Berthold 1984
Berthold, Rudolf: Die Mechanisierung der deutschen Landwirtschaft von 1870 bis 1914 (1. Periode der Mechanisierung), in: Klaus Herrmann, Harald Winkel (Hrsg.): Die Entwicklung der Agrartechnik im 19. und 20. Jahrhundert: Beiträge der Sektion C 3 des 8. internationalen Kongresses für Wirtschaftsgeschichte in Budapest 1982, Ostfildern 1984, S. 49–58.
- Bertschinger/Jordi/Waeber 1927
Bertschinger, J.; Jordi, Ernst; Waeber, A.: Die Anwendung der Elektrizität in der schweizerischen Landwirtschaft, Sonderabdruck: Berichterstattung der Weltkraftkonferenz, Sondertagung Basel 1926, Basel 1927.
- Blickle 1998
Blickle, Peter: Deutsche Agrargeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Werner Trossbach, Clemens Zimmermann (Hrsg.): Agrargeschichte: Positionen und Perspektiven, Stuttgart 1998, S. 7–32.
- Borcherdt/Häsler/Kuballa/Schwenger 1985
Borcherdt, Christoph; Häsler, Susanne; Kuballa, Stefan; Schwenger, Johannes: Die Landwirtschaft in Baden und Württemberg: Veränderungen von Anbau, Viehhaltung und landwirtschaftlichen Betriebsgrößen 1850–1980 (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württemberg, Band 12), Stuttgart, usw. 1985.
- Boussingault 1851
Boussingault, Jean Baptiste: Die Landwirtschaft in ihren Beziehungen zur Chemie, Physik und Meteorologie, deutsch von N. Gräger, 4 Bände 1851–1856, Halle 1851.
- Brauchli/Pfaffhauser 1985
Brauchli, Hans; Pfaffhauser, Paul: 150 Jahre Thurgauischer landwirtschaftlicher Kantonalverband 1835–1985, hrsg. vom Thurgauischen landwirtschaftlichen Kantonalverband, Frauenfeld 1985.
- Brugger 1935
Brugger, Hans: Geschichte der thurgauischen Landwirtschaft und des Thurgauischen landwirtschaftlichen Kantonalverbandes von 1835 bis 1935: Im Auftrage des Thurgauischen landwirtschaftlichen Kantonalverbandes, Frauenfeld 1935.

- Brugger 1963 Brugger, Hans: Schweizerischer landwirtschaftlicher Verein 1863–1963: Festschrift, hrsg. vom Schweizerischen landwirtschaftlichen Verein, Zürich 1963.
- Brugger 1968 Brugger, Hans: Statistisches Handbuch der schweizerischen Landwirtschaft, Bern 1968.
- Brugger 1971 Brugger, Hans: Landwirtschaft, in: Albert Schoop, Thurgauische Kantonalbank (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte des Kantons Thurgau: Festgabe zum hundertjährigen Bestehen der Thurgauischen Kantonalbank 1871–1971, Weinfelden 1971, S. 65–104.
- Brugger 1978 Brugger, Hans: Die schweizerische Landwirtschaft 1850 bis 1914 (Die schweizerische Landwirtschaft, Band 2), Frauenfeld 1978.
- Brugger 1985 Brugger, Hans: Die schweizerische Landwirtschaft 1914 bis 1980: Agrarverfassung, Pflanzenbau, Tierhaltung, Aussenhandel (Die schweizerische Landwirtschaft, Band 3), Frauenfeld 1985.
- Buschmann 2003 Buschmann, M.: Werke – weltweit – der IH: August 1976, in: http://homepages.compuserve.de/matbush1710/05_historie/worldwide_ih/www_werke.htm, Zugriff vom 17.10.2003.
- Collins 1984 Collins, E. J. T.: The agricultural tractor in Britain 1900–1940, in: Klaus Herrmann, Harald Winkel (Hrsg.): Die Entwicklung der Agrartechnik im 19. und 20. Jahrhundert: Beiträge der Sektion C 3 des 8. internationalen Kongresses für Wirtschaftsgeschichte in Budapest 1982, Ostfildern 1984, S. 23–48.
- Collins/Havinden 1995 Collins, E. J. T.; Havinden, M. A. (Hrsg.): Agriculture in the Industrial State, Reading 1995.
- Collins 2000 Collins, E. J. T. (Hrsg.): 1850–1914 (The Agrarian History of England and Wales, Band 7), Cambridge 2000.
- Die Grüne Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitung «Die Grüne», Zürich 1873–1991.
- Eggert 1991 Eggert, Alfons: Von der Mähmaschine zum Mähdescher: Die Technik in der Getreideernte: Mit einem Beitrag von Hans W. Mattig, Münster 1991.

- Eidgenössische Betriebszählung 1905 Eidgenössische Betriebszählung vom 9. August 1905: Ergebnisse. Band 2: Die Betriebe der Urproduktion: I. Teil: Landwirtschaft; II. Teil: Forstwirtschaft; III. Teil: Bergbau, Jagd und Fischerei (Schweizerische Statistik, Band 168), Bern 1910.
- Eidgenössische Betriebszählung 1929 Eidgenössische Betriebszählung vom 22. August 1929: Band 6: Die Landwirtschaftsbetriebe in der Schweiz: Tabellenband (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Band 31), Bern 1933. Band 7: Die Landwirtschaftsbetriebe in der Schweiz: Textteil (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Band 36), Bern 1933.
- Erni/Raimann 2001 Erni, Peter; Raimann, Alfons: Der Bezirk Steckborn (Die Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau, Band 6), Bern 2001.
- Fischer 1902 Fischer, Gustav: Die sociale Bedeutung der Maschinen in der Landwirtschaft (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, Band 20), Leipzig 1902.
- Fischer 1911 Fischer, Gustav: Landwirtschaftliche Maschinenkunde (Aus Natur und Geisteswelt: Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, Band 316), Leipzig 1911.
- Fischer/Hansen 1936 Fischer, Gustav; Hansen, J.: Geschichte der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, Berlin 1936.
- Flury/Jordi 1918 Flury, W.; Jordi, Ernst: Bericht über die erste und zweite schweizerische Motorflugprobe vom 14.–16. Februar 1918 auf der bernischen Staatsdomäne Witzwil und vom 2.–4. April 1918 auf dem eidgenössischen Waffenplatz Kloten-Bülach, Rütli-Zollikofen 1918.
- Forschungsanstalt Tänikon 1994 Forschungsanstalt für Agrarwirtschaft und Landtechnik (FAT) (Hrsg.): 25 Jahre Forschung für unsere Zukunft: FAT Tänikon 1969–1994, Tänikon 1994.
- Franke 1969 Franke, Rudolf: Motorisierung der Feldarbeit, Schlepper, in: Günther Franz (Hrsg.): Die Geschichte der Landtechnik im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1969, S. 16–64.
- Franz 1969 Franz, Günther (Hrsg.): Die Geschichte der Landtechnik im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1969.
- Franz 1970 Franz, Günther: Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (Deutsche Agrargeschichte, Band 4), Stuttgart 1970.

- Frey 1913 Frey, Josef: Altes und Neues auf dem Gebiete des landw. Maschinenwesens, in: Der Ostschweizerische Landwirt 8, 23/1913, S. 389–392; 24/1913, S. 405–409, und 25/1913, S. 425–427.
- Gugerli 1996 Gugerli, David: Redeströme: Zur Elektrifizierung der Schweiz 1880–1914, Zürich 1996.
- Gugerli 2003 Gugerli, David: Technikgeschichte, in: <http://www.tg.ethz.ch/lehre/infos/technikgeschichte.htm>, Zugriff vom 17.08.2003.
- Günthart 1936 Günthart, Alois: Elektrizität und Landwirtschaft, Zürich 1936.
- Häfeli 1989 Häfeli, Ueli: Maschinen statt Knechte: Landtechnik im luzernischen Einzelhofgebiet 1919–39, Lizentiatsarbeit, Bern 1989.
- Harrasser 1996 Harrasser, Claudia: Von Dienstboten und Landarbeitern: Eine Bibliographie zu (fast) vergessenen Berufen (Geschichte & Ökonomie, Band 7), Innsbruck, Wien 1996.
- Haushofer 1972 Haushofer, Heinz: Die deutsche Landwirtschaft im technischen Zeitalter (Deutsche Agrargeschichte, Band 5), 2. verbesserte Aufl., Stuttgart 1972.
- Heidrich 1997 Heidrich, Hermann (Hrsg.): Mägde – Knechte – Landarbeiter: Arbeitskräfte in der Landwirtschaft in Süddeutschland (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Band 27), Bad Windsheim 1997.
- Henning 1978 Henning, Friedrich-Wilhelm: Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Deutschland, 2 Bände, Paderborn 1978–1979.
Band 2: 1750–1976 (Uni-Taschenbücher, Band 774), Paderborn 1978.
- Henning 1994 Henning, Friedrich-Wilhelm: Deutsche Agrargeschichte des Mittelalters (Deutsche Agrargeschichte), Stuttgart 1994.
- Hermann 1923 Hermann, C. C: Preservation of Soil Fertility an Engineering Problem, in: Agricultural Engineering 4, 1923, S. 19–20.
- Herrmann 1979 Herrmann, Klaus: Die Einführung von Landmaschinen in Württemberg im 19. Jahrhundert: Ein Beitrag zur Geschichte des landtechnischen Innovationstransfers, in: Scripta Mercaturae 13, 1979, S. 133–160.
- Herrmann 1982 Herrmann, Klaus: Die Technisierung der Landwirtschaft im 20. Jahrhundert, in: Ulrich Troitzsch, Wolfhard Weber (Hrsg.): Die Technik: Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Braunschweig 1982, S. 366–381.

- Herrmann 1984 Herrmann, Klaus: Tendenzen der landwirtschaftlichen Mechanisierung im Deutschland der Zwischenkriegszeit, in: Klaus Herrmann, Harald Winkel (Hrsg.): Die Entwicklung der Agrartechnik im 19. und 20. Jahrhundert: Beiträge der Sektion C 3 des 8. internationalen Kongresses für Wirtschaftsgeschichte in Budapest 1982, Ostfildern 1984, S. 78–94.
- Herrmann 1985a Herrmann, Klaus: Ackergiganten: Technik, Geschichte und Geschichten, Braunschweig 1985.
- Herrmann 1985b Herrmann, Klaus: Pflügen – Säen – Ernten: Landarbeit und Landtechnik in der Geschichte (Kulturgeschichte der Naturwissenschaften und der Technik), Hamburg 1985.
- Herrmann 1988 Herrmann, Klaus: Die Veränderung landwirtschaftlicher Arbeit durch Einführung neuer Technologien im 20. Jahrhundert, in: Archiv für Sozialgeschichte 28, 1988, S. 203–237.
- Herrmann/Winkel 1984 Herrmann, Klaus; Winkel, Harald (Hrsg.): Die Entwicklung der Agrartechnik im 19. und 20. Jahrhundert: Beiträge der Sektion C 3 des 8. internationalen Kongresses für Wirtschaftsgeschichte in Budapest 1982, Ostfildern 1984.
- Herrmann/Winkel 1992 Herrmann, Klaus; Winkel, Harald (Hrsg.): Vom «fleissigen» zum «produktiven» Bauern: Aspekte zum Wandel der europäischen Landwirtschaft des 19./20. Jahrhunderts, St. Katharinen 1992.
- Heusser 1932 Heusser, J.: Denkschrift zum 50jährigen Bestehen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte: Separat-Abdruck aus Jahrgang 1931 der «Schweizerischen Landwirtschaftlichen Monatshefte», Bern 1932.
- Hofer 1915 Hofer, M: Über Heuen und Heuaufbewahrung, in: Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte, 5/1915, S. 130–155.
- Jordi 1915 Jordi, Ernst: Das Prüfen landwirtschaftlicher Maschinen in der Schweiz, in: Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte, 6/1915, S. 170–189.
- Jordi 1924 Jordi, Ernst: Umfrage über Traktoren und Bodenfräsen, hrsg. von der Schweizerischen Stiftung «Trieur», Brugg 1924.
- Katalog Wald 1900 Katalog der kantonalen landwirtschaftlichen Ausstellung in Wald vom 30. September bis 8. Oktober 1900, Wald 1900.
- Krauss 1997 Krauss, Martin: Maschinenverwendung in der Landwirtschaft in Baden und Württemberg im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Blätter für Technikgeschichte 59, 1997, S. 184–199.

- Laur 1907 Laur, Ernst: Landwirtschaftliche Buchhaltung für bäuerliche Verhältnisse, Aarau 1907.
- Laur 1928 Laur, Ernst: Grundlagen und Methoden der Bewertung, Buchhaltung und Kalkulation in der Landwirtschaft, 3. neubearbeitete Auflage, Berlin 1928.
- LwCB Schweizerisches Landwirtschaftliches Centralblatt, Uster/Frauenfeld 1882–1903.
- Mack 1897 Mack, [o. N.]: Über die Bedeutung der Elektrotechnik für die Landwirtschaft, in: Schweizerisches Landwirtschaftliches Centralblatt, 1897, S. 248–252.
- Marti 1913 Marti, F.: Der Elektromotor in der Landwirtschaft, in: Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins 4, 10/1913, S. 321–344.
- Martin/Zeeb 1884 Martin, Wilhelm; Zeeb, Heinrich: Handbuch der Landwirtschaft. 2. überarbeitete Auflage, Stuttgart 1884.
- Maschinenfabrik Oerlikon Maschinenfabrik Oerlikon (Hrsg.): Der Elektromotor im landwirtschaftlichen Betriebe, [o. O.] [o. J.].
- MGSL Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte, Lindau 1882–1901.
- Monatshefte Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte, Bern 1923–1986.
- Moos 1894 Moos, Hans: Die Landwirtschaft der Vereinigten Staaten von Amerika in ihrem Lande und an der Weltausstellung in Chicago (Weltausstellung in Chicago 1893: Berichte der schweizerischen Delegation), Bern 1894.
- Moser 2003 Moser, Peter: Züchten, säen, ernten: Agrarpolitik, Pflanzenzucht und Saatgutwesen in der Schweiz 1860–2002, Baden 2003.
- Müller 1997 Müller, Hans P.: Die Landarbeiterfrage in Württemberg 1871–1933: Eine Skizze, in: Hermann Heidrich (Hrsg.): Mägde – Knechte – Landarbeiter: Arbeitskräfte in der Landwirtschaft in Süddeutschland, Bad Windsheim 1997, S. 117–130.
- Nachtweh 1898 Nachtweh, A.: Der neue Grasmäher «Adriance-Buckeye» Nr. 8: Sonderabdruck aus dem Schweizerischen Landwirtschaftlichen Centralblatt, Frauenfeld 1898.
- Nachtweh 1899 Nachtweh, A.: Entwicklungs-Geschichte der Verbreitung der Mähmaschine in der Schweiz: Sonderabdruck aus dem Schweizerischen Landwirtschaftlichen Centralblatt, Frauenfeld 1899.

- Oestges 1994 Oestges, Otto: Le materiel de travail du sol de semis et de plantation, de fertilisation, d'entretien des cultures, de protection des plantes (La mécanisation des travaux agricoles, Band 1), Gembloux 1994.
- OstLW Der Ostschweizerische Landwirt, Frauenfeld 1909–1952.
- Pfister 1995 Pfister, Christian: Im Strom der Modernisierung: Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt im Kanton Bern 1700–1914 (Geschichte des Kantons Bern seit 1798, Band 4), Bern etc. 1995.
- Ringwald 1917 Ringwald, Fritz: Vermehrte Verwendung von Elektrizität in der Landwirtschaft, in: Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins 8, 5/1917, S. 135–137.
- Ringwald 1921 Ringwald, Fritz: Die Elektrizität im Dienste der Landwirtschaft, in: Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte, 2/1921, S. 74–83.
- Rösener 1997 Rösener, Werner: Einführung in die Agrargeschichte (Die Geschichtswissenschaft: Einführungen in Gegenstand, Methoden und Ergebnisse ihrer Teildisziplinen und Grundwissenschaften), Darmstadt 1997.
- Rutgers 1921 Rutgers, F.: Die elektrische Konservierung von Grünfutter, in: Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins 12, 8/1921, S. 216–217.
- Sandgruber 2002 Sandgruber, Roman: Die Landwirtschaft in der Wirtschaft – Menschen, Maschinen, Märkte, in: Franz Ledermüller (Hrsg.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert: Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Wien 2002, S. 191–408.
- Sax 1971 Sax, Rolf: Verkehr, in: Albert Schoop, Thurgauische Kantonalbank (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte des Kantons Thurgau: Festgabe zum hundertjährigen Bestehen der Thurgauischen Kantonalbank 1871–1971, Weinfelden 1971, S. 213–228.
- Schellenberg 1910 Schellenberg, H. C.: Der Elektromotor im Dienste der Landwirtschaft mit besonderer Berücksichtigung der mittel- und kleinbäuerlichen Verhältnisse, in: Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte, 2/1910, S. 2–29.
- Schlüsen/Wienecke 1969 Schlüsen, Dieter; Wienecke, Franz: Der Stallungstreuer, in: Günther Franz (Hrsg.): Die Geschichte der Landtechnik im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1969, S. 155–163.
- Schoop/Thurgauische Kantonalbank 1971 Schoop, Albert; Thurgauische Kantonalbank (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte des Kantons Thurgau: Festgabe zum hundertjährigen Bestehen der Thurgauischen Kantonalbank 1871–1971, Weinfelden 1971.

- Schoop 1987 Schoop, Albert: Geschichte des Kantons Thurgau, 3 Bände, Frauenfeld 1987–1994.
Band 1: Chronologischer Bericht, Frauenfeld 1987.
- Segler 1969 Segler, Georg: Mechanisierung der Halmfuttermittelgewinnung, in: Günther Franz (Hrsg.): Die Geschichte der Landtechnik im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1969, S. 270–305.
- SEV Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins, Zürich 1910–.
- Sidler 1941 Sidler, A.: Etwas über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Motorisierung der Landwirtschaft in der Schweiz, in: Auto, 21/22/1941, S. 9–13.
- Stewart 1927 Stewart, E. A.: Rural Electrification in Europe, in: Agricultural Engineering 8, 5/1927, S. 105–108.
- Studer 1948 Studer, Walter: Untersuchungen über den Einfluss der Landtechnik auf die Betriebsgestaltung und das Leistungsvermögen der bäuerlichen Familienwirtschaft, Habilitation, Zürich 1948.
- Studer 1981 Studer, Rudolf: Rückblick auf 200 Jahre Landtechnik: Verfasst zur Eröffnung der landtechnischen Entwicklungsschau an der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Betriebswirtschaft und Landtechnik Tänikon bei Aadorf, Tänikon 1981.
- Studler 1919 Studler, A.: Neuere Gesichtspunkte in der Bodenbearbeitung, in: Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte, 3/1919, S. 83–101.
- Tauber 1983 Tauber, Herbert: Johann Ulrich Aebi: 100 Jahre Schweizer Landmaschinen (Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Band 38), Zürich 1983.
- Thomsen 1984 Thomsen, Johann Wilhelm: Vom Hakenpflug zum Mähdrescher: Eine Fotochronik technischer Entwicklung in der Landwirtschaft, 2. überarbeitete Auflage, Heide in Holstein 1984.
- Thurgauische Agrarstatistik 1890 Thurgauische Agrarstatistik für das Jahr 1890 nebst einem Überblick der früheren Ermittlungen über die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Kantons, Frauenfeld 1894.
- Traktor Der Traktor: Schweizerische Zeitschrift für motorisiertes Landmaschinenwesen, [o.O.] 1938–1955.

- Trossbach/Zimmermann 1998 Trossbach, Werner; Zimmermann, Clemens: Einleitung, in: Werner Trossbach, Clemens Zimmermann (Hrsg.): Agrargeschichte: Positionen und Perspektiven (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Band 44), Stuttgart 1998, S. 1–6.
- Uehlinger 1897 Uehlinger, A.: Die Motoren im Dienste der Landwirtschaft, in: Schweizerisches Landwirtschaftliches Centralblatt 16, 2/1897, S. 11–18.
- von Liebig 1855 von Liebig, Justus: Die Grundsätze der Agrikulturchemie: Mit Rücksicht auf die in England angestellten Untersuchungen, Braunschweig 1855.
- von Tschudi 1888 von Tschudi, Friedrich: Landwirtschaftliches Lesebuch: Vom schweizerischen landwirtschaftlichen Verband gekrönte Preisschrift. 8. durchgesehene und vermehrte Auflage, Frauenfeld 1888.
- Wendel 1981 Wendel, Charles H.: 150 Years of International Harvester, hrsg. von George H. Dammann, North Jefferson 1981.
- Wiesinger 1921 Wiesinger, Kurt: Universal-Traktor, in: Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte, 1/1921, S. 47–52.
- Wiggins 1925 Wiggins, E. R.: A Mechanical Manure Loader, in: Agricultural Engineering 6, 4/1925, S. 70.
- Wild 1917 Wild, L.: Der Saurersche «Schlepper» oder «Traktor» im Dienste der Landwirtschaft, in: Der Ostschweizerische Landwirt 12, 47/1917, S. 834–839.
- Winkel 1979 Winkel, Harald: Zur Anwendung des technischen Fortschritts in der Landwirtschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 27, 1979, S. 19–31.
- Winkel 1997 Winkel, Harald: Technik und Landwirtschaft: Eine Einleitung zum Rahmenthema, in: Blätter für Technikgeschichte 59, 1997, S. 138–148.
- Wirt 1924 Wirt, F. A.: The General Purpose Farm Tractor, in: Agricultural Engineering 5, 5/1924, S. 102–104.
- Zentralkomitee Landesausstellung 1914 Zentralkomitee der Schweizerischen Landesausstellung in Bern 1914 (Hrsg.): Schweizerische Landesausstellung in Bern: Fachberichte. Band 1: Berichte der 1. Gruppe: Landwirtschaft; 2. Gruppe: Tierzucht; 4. Gruppe: Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Tierheilkunde; 5. Gruppe: Landwirtschaftliche Hilfsprodukte; 6. Gruppe: Gartenbau; 7. Gruppe: Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei, Zürich 1916.

Zimmermann 1998	Zimmermann, Clemens: Ländliche Gesellschaft und Agrarwirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert: Transformationsprozesse als Thema der Agrargeschichte, in: Werner Trossbach, Clemens Zimmermann (Hrsg.): Agrargeschichte: Positionen und Perspektiven, Stuttgart 1998, S. 137–163.
Zürcher Ausstellung 1912	Zürcherischer landwirtschaftlicher Kantonalverein (Hrsg.): Bericht über die zürcherische kantonale landwirtschaftliche Ausstellung in Meilen 1912, Zürich 1914.
Zürich Landwirtschaft 1976	Direktion der Volkswirtschaft des Kantons Zürich (Hrsg.): Landwirtschaft im Industriekanton: Die zürcherische Landwirtschaft, Stäfa 1976.
Zwingli 1909	Zwingli, J.: Die Belastung des Grundeigentums durch die elektrischen Leitungen, in: Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte, 3/1909, S. 2–8.

Tabellen

Tab. 1 Zusammenstellung der Ausgaben für Traktor und Zubehör (Summe der Jahre 1921–1935)

Figuren

- Fig. 1 Demografische Entwicklung der Gemeinde Gündelhart-Hörhausen und des Kantons Thurgau 1888–1941
- Fig. 2 Anteile der Betriebsgrössenkatogorien an der Gesamtfläche 1905
- Fig. 3 Anteile der Benützungarten an der Gesamtfläche 1905
- Fig. 4 Verkauf und Bestand von Mähmaschinen in der Schweiz 1870–1898
- Fig. 5 Verwendung von Maschinen in der Schweizer Landwirtschaft 1905
- Fig. 6 Betriebe mit Maschineneinsatz 1929
- Fig. 7 Brennstoffausgaben pro Monat, Summe der Jahre 1920–1935.
- Fig. 8 Mitglieder des Schweizerischen Traktorenverbands 1924–1937 und Verbreitung der Traktoren in der Schweiz 1929–1960
- Fig. 9 Landwirtschaftliche Bevölkerung (Hauptberufstätige) 1888–1941
- Fig. 10 Wochenbarlöhne landwirtschaftlicher Dienstboten im Thurgau 1800–1929
- Fig. 11 Barlohn eines männlichen Tagelöhners mit voller Kost im Sommer 1800–1930
- Fig. 12 Jahresschnitt der Tagelöhne und jährliche Lohnkosten in Gündelhart 1906–1931
- Fig. 13 Grossviehbestand auf Schloss Gündelhart 1901–1937

Anhang

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 Die alemannische Besiedlung zwischen Bodensee und Aachtal. Zeichnung von Thomas Holenstein; Grundlage: Landeskarte 1:25 000, Blatt 1054.
- Abb. 2 Das Gebiet der «Waldrammeshuntare», 7. Jahrhundert. Zeichnung von Thomas Holenstein; Grundlage: Egger-Perler, S. 150, Abbildung 14.
- Abb. 3 Der Freudentalerhof 1744. Zeichnung von Thomas Holenstein; Grundlage: StATG 7'15'32.
- Abb. 4 Die Wohnhäuser des Weilers Bleihof. Kopie: Gemeinde Güttingen, Grundbuchplan 1:1000.
- Abb. 5 Inserat für Mähmaschinen, Heuwender, Ackerwalzen usw. der Firma Fritz Marti, Winterthur. In: TBL Nr. 12, 1895.
- Abb. 6 Inserat der Maschinenfabrik und Eisengiesserei Schaffhausen (vormals Rauschenbach). In: TBL Nr. 22, 1894.
- Abb. 7 Familienbild mit drei Grenzschutzsoldaten. Fotografie von zirka 1915. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 8 Probeschrift aus einem Schreibheft, Schule Ringenzeichen, 1881. In: Schwarz, S. 2.
- Abb. 9 Familienbild als Postkarte. Fotografie von 1921. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 10 Hochzeit von Ida Rutishauser und Hermann Eberli. Fotografie von 1925. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 11 Hochzeit von Frieda Rutishauser und Max Oertle. Fotografie von 1926. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 12 Willy und Ernst Rutishauser. Fotografie von 1926. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 13 Hermine, Frieda, Ida und Amalie mit Tochter Marga. Fotografie von 1926. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 14 Ernst Rutishauser in der Kavallerie-Rekrutenschule Aarau. Fotografie von 1920. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 15 Willy Rutishauser. Fotografie 1930er-Jahre. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 16 Situation des Bleihofs und Umgebung vor den beiden Güterzusammenlegungen. Zeichnung von Thomas Holenstein; altes Wegnetz nach verschiedenen Auskünften.
- Abb. 17 Die ersten Enkelkinder auf dem Bleihof. Fotografie zirka 1936. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 18 Marga und Nelly. Fotografie von 1934. Privatbesitz Nelly Oertle, Flawil.
- Abb. 19 Inserate für Landmaschinen. In: «Der ostschweizerische Landwirt», 1920/1930.
- Abb. 20 Emil und Frieda Rutishauser-Stäheli. Fotografie Ende 1930er-Jahre. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.

- Abb. 21 Hochzeit von Willy und Anna Rutishauser-Bohl. Fotografie von 1945. Privatbesitz Familie Rutishauser-Marolf, Güttingen.
- Abb. 22 Willy, Annegreth und Peter Rutishauser. Fotografie zirka 1957. Privatbesitz Familie Rutishauser-Marolf, Güttingen.
- Abb. 23 Der Bleihof. Fotografie um 1952. Privatbesitz Familie Rutishauser-Marolf, Güttingen.
- Abb. 24 Der Bleihof in den 1940er-Jahren. Zeichnung von Thomas Holenstein nach Angaben von Max Oertle, Rüschlikon.
- Abb. 25 Plan der Gebäude des Bleihofs um 1964. Zeichnung von Thomas Holenstein.
- Abb. 26 Plan des Obstbaumbestandes des Bleihofs um 1964. Zeichnung von Thomas Holenstein.
- Abb. 27 Plan der Güter des Bleihofs zu verschiedenen Zeiten. Grundlage Landkarte 1:5000; bearbeitet von Thomas Holenstein.
- Abb. 28 Der Bleihof. Fotografie nach 1987. Privatbesitz Familie Rutishauser-Marolf, Güttingen.
- Abb. 29 Familie Rutishauser-Marolf. Fotografie von 1988. Privatbesitz Familie Rutishauser-Marolf, Güttingen.
- Abb. 30 Familie Rutishauser-Marolf. Fotografie von 1994. Privatbesitz Familie Rutishauser-Marolf, Güttingen.
- Abb. 31 Die acht Geschwister. Fotografie um 1950. Privatbesitz Familie Rutishauser-Marolf, Güttingen.
- Abb. 32 Alice umrahmt von ihren Brüdern. Fotografie um 1950. Privatbesitz Familie Rutishauser-Marolf, Güttingen.
- Abb. 33 Der Besitz des Konstanzer Heiliggeistspitals bis zur ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. In: Maurer, S. 128.
- Abb. 34 Das Wohnhaus der Rutishauser in Rutishausen. Fotografie von 1994. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 35 Das Gebiet des Seerückens zwischen Güttingen und Amriswil; aus dem Topographischen Atlas über das Grossherzogtum Baden, 1838–1849 (1:50 000) auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Leopold, Section XII, Blatt 7: Meersburg (Ausschnitt).
- Abb. 36 Familie Rutishauser-Stäheli, Fotografie von 1919. Privatbesitz Thomas Holenstein, Amriswil.
- Abb. 37 Der Bleihof in der Luftaufnahme. Fotografie von 2009. Privatbesitz Familie Rutishauser-Marolf, Güttingen.
- Abb. 38 Familie Rutishauser-Marolf, Fotografie von 2009. Fotografen: Martin Hagen und Jakob Meier, Bleihoffest 2009. <http://bleihof.meier-web.ch>.
- Abb. 39 Urkunde vom 10. Januar 894: Stiftsarchiv St.Gallen, Urkunde IV 407. Abdruck in: Knoepfli, Aadorf, S. 19.

- Abb. 40 StATG 7'47'18 G 20. Fotografie: StATG (Claudia Privitera).
- Abb. 41 Kaufvertrag vom 22. Juli 1840. Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager, Wittershausen.
- Abb. 42 Schwagerhof mit Menschengruppe, um 1900. Fotografie: Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager, Wittershausen.
- Abb. 43 Schwagerhof. Aufnahme von 2009. Fotografie: Louis Hürlimann.
- Abb. 44 Wappen Schwager, in: Rickenmann, Julius: Thurgauer Wappenbuch, Wappentafeln.
- Abb. 45 Seiler-Chronik des Klosters Fischingen (MF 19), Abbildung in: Barockes Fischingen, S. 37.
- Abb. 46 Testat. Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager, Wittershausen.
- Abb. 47 Engelbert Schwager-Müller (1893–1979). Fotografie: Hof- und Familienarchiv Rudolf Schwager, Wittershausen.
- Abb. 48 Kartenausschnitt Sulzbergerkarte, 1835.
- Abb. 49 Kartenausschnitt Siegfriedkarte, 1883. Reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA 100486).
- Abb. 50 Ausschnitt Landeskarte der Schweiz 1:25 000, aktuelle Ausgabe. Reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA 100486).
- Abb. 51 Marie Anna Weibel und Ludwig Alois (Louis) Engeler. Fotografie zirka 1920. Privatbesitz Markus Engeler, Olten.
- Abb. 52 Anlageplan des Schlossguts Gündelhart, 1928. Privatbesitz Richard Engeler, Gündelhart.
- Abb. 53 Mähmaschinen und Traktor in Gündelhart. Fotografie 1920er-Jahre. Privatbesitz Richard Engeler, Gündelhart.
- Abb. 54 Eidgenössisches Amt für geistiges Eigentum, Patent Nr. 13470 der McCormick Harvesting Machine Co. von London vom 13. Februar 1897, S. 8.
- Abb. 55 Werbung der Firma Bucher-Manz für eine Mähmaschine mit vertikal aufstellbarem Messerbalken, 1911. OstLW 20/1911, Umschlag.
- Abb. 56 Situationsplan der schweizerischen landwirtschaftlichen Ausstellung in Weinfeldern, 1873. In: Brugger 1963, S. 97.
- Abb. 57 Antrieb eines Schleifsteins durch einen fahrbaren Elektromotor. In: Maschinenfabrik Oerlikon, S. 61.
- Abb. 58 Vorstellung elektrifizierter Feldarbeit. In: Günthart 1936, S. 59.
- Abb. 59 Trocknungseinrichtungen für Futter, Früchte und Gemüse. In: Ringwald 1917, S. 19.
- Abb. 60 Mistzetter der IHC, gekauft 1918. Aufnahme von 2003. Fotografie: Andreas Nef.
- Abb. 61 Traktor «International 8-16» mit Bindemäher, Gündelhart. Fotografie 1920er-Jahre. Privatbesitz Markus Engeler, Olten.
- Abb. 62 Anna Engeler-Odermatt auf dem «International 8-16», zirka 1930. Privatbesitz Markus Engeler, Olten.

Abkürzungsverzeichnis

Abb.	Abbildung	MGA	Munizipalgemeinde Aadorf
Anh.	Anhang	MGSL	Mitteilungen der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte
Anm.	Anmerkung	Nr.	Nummer
ArEK	Archiv Elektrizitätskorporation Gündelhart-Hörhausen	NZZ	Neue Zürcher Zeitung
ArLV	Archiv Landwirtschaftlicher Verein Hörhausen-Hörstetten-Homburg und Umgebung	o. J.	ohne Jahr
Art.	Artikel	o. O.	ohne Ort
Aufl.	Auflage	o. Sign.	ohne Signatur
Bd./Bde.	Band/Bände	OGA	Ortsgemeinde Aadorf
bearb.	bearbeitet	OGE	Ortsgemeinde Ettenhausen
bzw.	beziehungsweise	OGG	Ortsgemeinde Guntershausen
ca.	circa	OL/OstLW	Der Ostschweizerische Landwirt
Diss.	Dissertation	Prot.	Protokoll
EA	Amtliche Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede	S.	Seite(n)
etc.	et cetera	SEV	Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins, Zürich 1910–.
evang.	evangelisch	Sign.	Signatur
f.	folgende	StATG	Staatsarchiv Thurgau
ff.	fortfolgende	Tab.	Tabelle
FA	Familienarchiv	TB	Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Fig.	Figur	TBL	Thurgauer Blätter für Landwirtschaft
fol.	Folio	TG	Kanton Thurgau
Fr.	Franken	TUB	Thurgauisches Urkundenbuch
GA	Gemeindearchiv	TZ	Thurgauer Zeitung
GAG	Gemeindearchiv Güttingen	u.a.	und andere, unter anderem
geb.	geboren	usw.	und so weiter
GLA	Generallandesarchiv Karlsruhe	verh.	verheiratet
Grüne	Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift «Die Grüne»	vgl.	vergleiche
Jh.	Jahrhundert	z. B.	zum Beispiel
HLS	Historisches Lexikon der Schweiz	zit.	zitiert
Hrsg./hrsg.	Herausgeber/herausgegeben	*	geboren
IHC	International Harvester Company	+	verstorben
kath.	katholisch	[...]	Wegglassungen durch den Verfasser
KBTG	Kantonsbibliothek Frauenfeld	[]	Ergänzungen durch den Verfasser
LwCB	Schweizerisches Landwirtschaftliches Centralblatt		
MF	Mikrofilm		

Autoren

Peter Moser, geboren 1954, studierte nach einer Berufslehre auf dem zweiten Bildungsweg in Bern, Dublin und Galway Geschichte. Er ist Verfasser zahlreicher Bücher und Artikel, Initiant und Leiter des Archivs für Agrargeschichte (www.agrararchiv.ch).

Juri Auderset, geboren 1982, studierte nach der Matura am Collège de Gambach von 2003 bis 2008 Zeitgeschichte und Germanistik an der Universität Freiburg/Schweiz mit den Schwerpunkten Kultur-, Literatur- und Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Seit 2007 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter im Archiv für Agrargeschichte (www.agrararchiv.ch).

Thomas Holenstein, geboren 1930 und aufgewachsen in Amriswil. In Zürich und Lausanne Ausbildung zum Sekundarlehrer, als solcher tätig in Romanshorn, Hüttwilen und Weinfeld. Veröffentlichungen zu verschiedenen lokalgeschichtlichen Weinfelder Themen.

Louis Hürlimann, geboren 1943, aufgewachsen im Kanton St. Gallen. Studium der Schweizergeschichte, Geschichte des Mittelalters und der deutschen Literatur in Freiburg/Schweiz und Zürich. Dr. phil. I mit einer Dissertation über den stift-sanktgallischen Solddienst in Spanien. Redaktor und Informationsbeauftragter an der landwirtschaftlichen Forschungsanstalt Tänikon. Lokal- und vereinshistorische Veröffentlichungen, unter anderem Ortsgeschichte von Ettenhausen bei Aadorf.

Andreas Nef, geboren 1976, in Klingnau AG aufgewachsen. Studium der Allgemeinen Geschichte, Informatik und Englischen Literaturwissenschaft an der Universität Zürich. 2004 Lizentiatsarbeit bei Prof. Dr. David Gugerli im Bereich Technikgeschichte und Betreuung von E-Learning-Vorlesungen an dieser Professur. Seit 2006 Mitarbeiter der Docuteam GmbH, spezialisiert auf digitale Langzeitarchivierung.